

Martin Schmeiser

›Missratene‹ Söhne und Töchter:  
Verlaufsformen des intergenerationellen  
sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur  
Förderung der wissenschaftlichen Forschung





Meinem Vater und dem Andenken an meine Mutter



# Inhalt

Einleitung .....	9
<b>Erster Teil: Theorie und Methode .....</b>	<b>15</b>
Kapitel 1	
Forschungsstand und theoretische Vorüberlegungen .....	17
1.1 <i>Das Ausmass der intergenerationellen Abstiegsmobilität in der Schweiz</i> ..	17
1.2 <i>Die Entwicklung der Mobilitätsforschung</i> .....	27
1.3 <i>Abstieg als Thema der Forschung</i> .....	36
1.4 <i>Das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien</i> .....	41
Kapitel 2	
Methodisch-methodologische Fragen .....	53
2.1 <i>Das Untersuchungsvorhaben</i> .....	53
2.2 <i>Biographische Agenda und biographische Anamnese</i> .....	59
2.3 <i>Zur Interpretation von Lebensgeschichten</i> .....	64
2.4 <i>Einzelfälle, Grenzfall, Typus</i> .....	69
<b>Zweiter Teil: Fallanalysen und Typen .....</b>	<b>73</b>
Kapitel 3	
Der möglichst lang hinausgezögerte, abrupt erfolgende Abstieg (Erster Typus) .....	75
3.1 <i>Anamnese von Robert L.</i> .....	75
3.2 <i>»Cross pressure« von hohem Herkunftsstatus und geringer Befähigung: Das So-tun-als-ob-Syndrom</i> .....	85
3.3 <i>Erziehung und Familienkonstellation: Gleichgültigkeit und Vereinzelung</i> .....	90
3.4 <i>Konsequenzen des Abstiegs: Selbstisolation und ephemere Intimität</i> .....	92
Kapitel 4	
Aussteiger: Das frühe Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie (Zweiter Typus) .....	97
4.1 <i>Anamnese von Klaus L.</i> .....	98
4.2 <i>Das frühzeitige Verlassen des Herkunftsmilieus</i> .....	105

4.3	<i>Das Heranwachsen in der mittleren Position und die affektive Unterstrukturierung der Herkunftsfamilie.</i>	110
4.4	<i>Konsequenzen des Ausstiegs: Die Suche nach Gemeinschaft in der Gesellschaft.</i>	114

## Kapitel 5

Die marginale Positionierung: Weder unten noch oben (Dritter Typus)		117
--	--	-----

5.1	<i>Anamnese von Rüdiger V.</i>	117
5.2	<i>Zwischen Herkunfts- und Abstiegsmilieu: Die Randpersönlichkeit.</i>	129
5.3	<i>Familiäre Beziehungslosigkeit.</i>	139
5.4	<i>Abstiegskonsequenzen</i>	141

## Kapitel 6

Heterogene soziale Herkunft und Scheidung: Berufsbiographische Ambitendenz (Vierter Typus)		145
---	--	-----

6.1	<i>Anamnese von Martina E.</i>	145
6.2	<i>Das Lebensverlaufsmuster.</i>	158
6.3	<i>Folgen des Abstiegs</i>	169

## Kapitel 7

Sozialer Abstieg bei Frauen: Fallanalysen und Fallvarianten der Typen		171
--	--	-----

7.1	<i>Die Nichtberücksichtigung der Frauen in der Mobilitätsforschung</i>	171
7.2	<i>Die interviewten Frauen.</i>	174
7.3	<i>So-tun-als-ob bei Helen G.</i>	176
7.4	<i>Die Aussteigerin Etta E.</i>	189
7.5	<i>Familiäre Bedingungen als Abstiegsrisiko.</i>	205

Schluss	219
---------	-----

Durchgeführte Interviews und Literaturverzeichnis	231
---	-----

Kurzbiographien	231
-----------------	-----

Literaturverzeichnis	247
----------------------	-----



# Einleitung

Wenn im Alltag von Aufstieg oder Abstieg gesprochen wird, geschieht dies meist in Redewendungen wie ›vom Tellerwäscher zum Millionär‹ oder ›Taxifahrer Dr. phil.‹. Die mit diesen Formeln erfassten Auf- und Abstiegsbewegungen sind solche, die Soziologen als intragenerationelle Mobilitätsprozesse bezeichnen. In der Wendung vom ›Taxifahrer Dr. phil.‹ ist thematisch, dass ein Philosophiestudent im Vergleich zu seinen übrigen Kommilitonen keine statusaffine Berufsposition erreicht hat und statt Verlagslektor oder Feuilletonredakteur lediglich Taxifahrer geworden ist. Basiert die Analyse intragenerationeller Mobilitätsvorgänge darauf, dass Veränderungen in der sozialen Rangposition innerhalb einer Generation betrachtet werden, so beruhen Aussagen über intergenerationelle Mobilitätsvorgänge auf einem Vergleich zwischen verschiedenen Generationen. In der Regel wird von intergenerationeller Mobilität dann gesprochen, wenn man die berufliche Position einer Person mit derjenigen ihrer Eltern vergleicht. Dabei liegt ein intergenerationeller sozialer Aufstieg etwa dann vor, wenn es der Nachkomme eines kleinen Handwerkers zum Manager bringt, und intergenerationeller sozialer Abstieg beispielsweise dann, wenn der Sohn eines Rechtsanwalts ›nur‹ kaufmännischer Angestellter oder Krankenpfleger wird, anstatt wie die Eltern nach dem Abitur und einem Hochschulstudium wiederum einen akademischen Beruf zu ergreifen, d. h. etwa Jurist, Mediziner, Volkswirt oder Ingenieur zu werden.

Obwohl offenbar keine feststehenden Redewendungen im Alltag zur Verfügung stehen, in denen intergenerationeller sozialer Abstieg thematisch ist, bedeutet dies jedoch nicht, dass das Phänomen ein künstlich geschaffenes Gebilde darstellt, das lediglich in den Köpfen von Soziologen existiert. Sind Akademiker bei geselligen Anlässen unter sich, kann durchaus die Bemerkung fallen, dass der eigene Sohn ›nichts Rechtes, sondern leider nur Soziologie oder Ethnologie studiert‹, womit deutlich wird, dass die Bestimmung von Abstieg im Alltag entsprechend scharfe Grenzziehungen voraussetzen kann, da wie in diesem Beispiel auch die verschiedenen akademischen Studiengänge selbst in eine wertende Rangreihe gebracht worden sind. Die Bandbreite elterlicher Reaktionen auf eine als enttäuschend erlebte soziale Mobilität ihrer Kinder ist weit. In letzter Konsequenz kann sie beinhalten, dass die Beziehungen zum ›schwarzen Schaf‹ der Familie abgebrochen werden. Soziologen können überhaupt erst von intergenerationeller Mobilität sprechen und dieser gesonderte analytische Aufmerksamkeit schenken, da die elterlichen Erwartungen bezüglich ihrer Kinder zumindest dahin gehen, dass diese nicht hinter die von den Eltern erreich-

te Position zurückfallen, wenn nicht sogar die Erwartung gehegt wird, dass sie ›weiterkommen‹ sollen. Man wird einwenden wollen, dass sich das Erziehungsgeschehen von Akademikerfamilien heute an der ›Selbstverwirklichung‹ der Kinder ausrichtet, oder dass eine enttraditionalisierte, individualisierte und flexibilisierte Gesellschaft zu einer Verflüssigung und Auflösung milieutypisch vorgespurter Lebensläufe und entsprechender Verhaltenserwartungen geführt hat. Unabhängig von manifest ausformulierten Erziehungsmaximen und jenseits derartiger Zeitdiagnosen lässt sich jedoch zeigen, dass entsprechende Statuserwartungen der Eltern objektiv vorhanden sind, die sich die von uns interviewten Personen zu eigen gemacht haben. In den zahlreichen geführten Gesprächen wurde schnell sichtbar, dass die Erkundigung nach dem Werdegang des Interviewpartners eine behutsame Gesprächsführung erforderte, da sich die Betroffenen ihren Lebensweg als persönliches Versagen zurechneten. Kommt man jenseits des Forschungszusammenhangs in Alltagsgesprächen auf intergenerationellen Abstieg zu sprechen, gerät man ebenso leicht in mitunter heikle Situationen. Nahezu zwangsläufig wird das Phänomen in psychologisierenden Kategorien wahrgenommen. Dabei kann schon ein Blick auf eine einfache Mobilitätstabelle zeigen, wie inadäquat angesichts der Häufigkeit von intergenerationellen Abstiegen eine auf die vermeintlichen Defizienzen der Personen zielende Sichtweise bleibt, und wie dringlich es demgegenüber ist, eine versachlichende, soziologische Betrachtungsperspektive zu entwickeln, die Distanz zu den wertenden, auf die Personen selbst zielenden Urteile wahr.

Es existiert eine von den Illustrierten und der Boulevardpresse geschaffene Mythologie der missratenen Söhne und Töchter der Reichen, die dem nachvollziehbaren Wunsch der weniger Erfolgreichen entgegenkommt, dass in den Familien gutsituierter Kreise ›auch nicht alles zum Besten bestellt‹ ist. Aber dieser Mythologie kommt dennoch eine bestimmte Realität zu. Für die Eltern der gehobenen Mittelschicht existiert ein spezifischer populärpsychologischer Ratgebermarkt, der sich der Sorgen um das ›Weiterkommen‹ der Kinder annimmt. Wie anders wäre sonst der Erfolg des Buches »Die Kinder vom Zürichberg« zu erklären, das die Autorin Ulrike Zöllner 1997 in der neunten Auflage unter dem bezeichnenden Titel erscheinen liess: »Die armen Kinder der Reichen: Was macht der Wohlstand aus unseren Kindern.« In dieser Publikation »aus der Sphäre des gehobenen Mittelstands« wird den Müttern als »Chauffeusen« und »Managerinnen« ihrer »verplanten« Kinder ins Gewissen geredet, dass mit einem »randvollen Terminkalender« – Mutter-Kind-Turnen, Frühschwimmen, Ballettstunden, Flöten- und Klavierstunde, Tennis- und Judotraining, Englischlektionen, Tagesmutter und Babysitter – nur vermeintlich die »optimalen Lebensvoraussetzungen« für später geschaffen werden.

Wie intergenerationelle Abstiege erfahren und erlebt werden, und ob die Abstiege Einstellungen, Werthaltungen und Handlungsorientierungen der Betroffenen verändern, dies ist ein weitgehend unerforschtes Gebiet. Die soziologischen Forschungsinteressen haben sich hier seltsamerweise konform dazu entwickelt, dass im Alltag das Gespräch über das Scheitern gemieden wird. Unter Heranziehung von Grenzfällen wird im Folgenden dargelegt, welche Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs existieren und welche Konsequenzen ein sozialer Abstieg für die Betroffenen zeitigt. Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind Nachkommen akademischer Familien, die in eine niedrigere Schichtposition als ihre Eltern gelangen. Dabei wird von intergenerationellem sozialen Abstieg dann gesprochen, wenn die Nachkommen einen weniger qualifizierten Bildungsabschluss respektive eine nicht so voraussetzungsvolle Berufsausbildung als ihre Eltern verwirklicht haben, und wenn sie in der von ihnen erreichten Berufsposition ein niedrigeres Einkommen als ihre Eltern erzielen und die Berufsausübung ihnen weniger Machtbefugnisse bzw. Organisationskompetenz einräumt.

Dass es sich bei intergenerationellem sozialem Abstieg keineswegs um einen quantitativ unbedeutenden, seltenen Vorgang handelt, wird zu Beginn des ersten Kapitels thematisiert. Hier wird das verfügbare Zahlenmaterial aus einschlägigen Untersuchungen in der Schweiz und Deutschland zusammengestellt. – Um die Vergleichbarkeit mit den deutschen Verhältnissen sicherzustellen, wird auch in den Folgekapiteln immer wieder entsprechendes Datenmaterial herangezogen. – Obwohl die Abstiegsmobilität in den oberen sozio-professionellen Herkunftskategorien nicht unerheblich ist, hat die Entwicklung der soziologischen Mobilitätsforschung nicht zu eigenständigen Untersuchungen von Abstiegsprozessen geführt. Nach einem Überblick über die einzelnen Entwicklungsetappen der Mobilitätsforschung stellt der Folgeabschnitt des ersten Kapitels deshalb Überlegungen dazu an, warum Abstieg kein gesondertes Thema soziologischer Forschung wurde. Dort werden die wenigen Arbeiten zur Sprache gebracht, in denen intergenerationeller sozialer Abstieg untersucht wurde. Diese Literaturdiskussion leitet dann zum letzten Unterabschnitt »Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien« über. Hier werden vor dem Zugriff auf das Fallmaterial und unter Hinzuziehung der vorliegenden Arbeiten über Abstieg die theoretischen Vorüberlegungen zusammengefasst, welche die hohen Abstiegsquoten in Akademikerfamilien erklären.

Um überhaupt Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs erfassen zu können, wurde in explorativer Absicht ein qualitatives Untersuchungsvorhaben verwirklicht. 1998/99 wurden zu diesem Zweck zusammen mit Studierenden lebensgeschichtliche Inter-

views mit Absteigern und Absteigerinnen durchgeführt. Die mit dem Forschungsunternehmen verbundenen methodisch-methodologischen Fragen handelt das zweite Kapitel ab: Es beginnt mit einer näheren Beschreibung des Forschungsprojekts, bringt die Schwierigkeiten bei der Gewinnung der InterviewpartnerInnen zur Sprache, schildert die bei der Gesprächsführung zu treffenden Vorkehrungen und unternimmt eine allgemeine Vorabcharakterisierung des vorliegenden Fallmaterials. Im Anschluss daran wird dargelegt, wie Interviewtranskript, biographische Agenda und biographische Anamnese die Arbeitsgrundlagen der Fallinterpretationen bildeten. Sodann wird auf die Technik der Interpretation von Lebensgeschichten eingegangen, und es wird abschliessend gezeigt, wie auf der Basis von Einzelfallanalysen Typen gebildet wurden.

Konzentriert sich der erste Teil der Arbeit auf die theoretischen und methodischen Fragen, so ist der aus fünf Kapiteln bestehende zweite Teil der Arbeit den Fallanalysen und der Bildung der Verlaufstypen gewidmet. Dabei folgen die ersten vier Kapitel demselben, aus jeweils vier Unterabschnitten bestehenden Aufbau. Auf die Präsentation der biographischen Anamnese folgt der Blick auf den gesamten Verlaufstypus, wobei die jeweilige Verlaufsform zunächst idealtypisch konstruiert und dann am vorgestellten klassischen Grenzfall erläutert wird. Im Anschluss an die Darstellung der Verlaufsform werden dann die Familienverhältnisse diskutiert, und es wird geprüft, in welchem Entsprechungsverhältnis sie zum konstruierten Lebensverlaufsmuster stehen. Diese Nachordnung der Diskussion der familiären Gegebenheiten erschien sinnvoll, da die Typenbildung der Gefahr einer vorschnellen Psychologisierung des Gegenstands entgegen wollte, wie sie für gängige Alltagstheorien über Abstieg kennzeichnend ist. Zum Schluss werden dann jeweils die für den konstruierten Typus charakteristischen Konsequenzen des sozialen Abstiegs erörtert.

Die Typenbildung beginnt im dritten Kapitel mit der Konstruktion des lange hinausgezögerten, und schliesslich abrupt erfolgenden Abstiegs. Dieser Verlaufstypus kommt im untersuchten Fallmaterial zwar selten vor, er ist jedoch mit Blick auf die Fragestellung und das Verständnis der darauffolgenden Typen von grundlegender Bedeutung. Im Anschluss an den lange hinausgezögerten Abstieg folgt dann die Darlegung des frühzeitigen ›Ausstiegs‹ aus der akademischen Normalbiographie (Kapitel 4). An diese polartypologische Konstruktion schliessen dann zwei komplexere, durch Ambivalenz und Ambitendenz bestimmte Verlaufstypen an. Zunächst wird der Verlaufstypus der marginalen Persönlichkeit geschildert, für den konstitutiv ist, dass soziale Abstufungen von letztendlich erfolglosen Bemühungen begleitet sind, trotzdem einen Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden (Kapitel 5). Den Abschluss der Vierertypologie bildet der berufsbiographisch

ambitendente Typus (Kapitel 6). Wie bei der marginalen Persönlichkeit ist auch für ihn ein Hin- und Herpendeln zwischen Auf- und Abstiegsumilieu bestimmend, doch wird das Oszillieren zwischen den Milieus bei ihm durch andere Umstände in Gang gesetzt. Ist für das Hin- und Herpendeln der Randpersönlichkeit grundlegend, dass absteigende Platzierungen als Resultat einer ungerechten Behandlung erlebt werden, so ist die Ambitendenz im vierten Typus der heterogenen sozialen Herkunft der Eltern geschuldet bzw. Resultat des Ausstrahlens der Scheidung der Eltern auf die berufsbiographische Orientierung des Heranwachsenden.

Da in der herkömmlichen Mobilitätsforschung Frauen aus verschiedenen Gründen in der Regel aus der Betrachtung ausgeschlossen bleiben und sich die Erörterung von Mobilitätsvorgängen meist auf den Vergleich der Berufspositionen der Söhne mit den Väterberufen konzentrierte, diskutiert das siebte und letzte Kapitel des Hauptteils die Problematik des sozialen Abstiegs bei Frauen gesondert. Nach einer Diskussion von Daten zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes und einer Vorabcharakterisierung der untersuchten Frauen, wird in einem Durchgang durch vier weitere Fälle gezeigt, inwieweit die geschlechtsspezifischen Faktoren die Lebensverläufe verändern, wobei die vorgestellten Fallanalysen dem bereits entwickelten Typentableau folgen und Entsprechungen und Abweichungen von den konstruierten reinen Verläufen zur Sprache bringen.

Eine Systematisierung der einzelnen Verlaufstypen und eine Darstellung des Ertrags der Arbeit unternimmt das Schlusskapitel.

An der Entstehung der Arbeit haben viele mitgewirkt. Danken möchte ich zunächst den zahlreichen GesprächspartnerInnen, die sich bereit erklärt haben, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und die damit einverstanden waren, dass die Interviews in anonymisierter Form in der vorliegenden Untersuchung Verwendung finden. Mein Dank geht ferner an die Studierenden, die im Wintersemester 1998/1999, Sommersemester 1999 und im Wintersemester 1999/2000 an Forschungsseminaren teilgenommen haben, mir halfen entsprechende InterviewpartnerInnen zu finden, und die diese Interviews dann mit mir zusammen durchgeführt haben: Rico Bandle, Nadja Baraniak, Rosalina Battiston, Christian Bolliger, Franziska Flükiger, Christine Frötscher, Thomas Gut, Denis Hänzi, Caroline Kellerhals, Andrea Libowski, Corinne Maurer, Andreas Meister, Lukas Neuhaus, Michael Niederhauser, Roman Page, Tanja Rietmann, Thomas Röthlin, Thomas Röthlisberger, Barbara Ruchti, Marie-Theres Schönbächler, Andrea Sehn, Ursula Stüdi, Marielle Sutter, Kurt Wunsch und Therese Zimmermann.

Anregungen und Kritik verdanke ich Thomas Eberle, Peter-Joseph Schallberger und Andreas Wernet. Mein besonderer Dank gilt Claudia Honegger, die es mir ermöglicht hat, dieses Forschungsvorhaben zu

verwirklichen, und die mir während der Niederschrift der Arbeit den notwendigen institutionellen Freiraum liess, um das Manuskript abzuschliessen. Die Arbeit wurde im April 2002 von der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern als Habilitationsschrift angenommen. Prof. Dr. Martin Kohli und Prof. Dr. Walter M. Sprondel danke ich dafür, dass sie als Gutachter tätig wurden.

Allen voran danke ich meiner Frau Monika Mandt. Das in den drei Jahren, in denen diese Arbeit geschrieben wurde, zugleich unsere beiden Töchter auf die Welt kamen, war ein besonderes Glück. Gewidmet ist diese Arbeit meinen Eltern, die mich immer auf einem für sie nicht selbstverständlichen Weg unterstützten.

Danke möchte ich schliesslich dem Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der die vorliegende Publikation mit einem Druckkostenzuschuss unterstützt hat.

# Erster Teil: Theorie und Methode





# Kapitel 1: Forschungsstand und theoretische Vorüberlegungen

## 1.1 Das Ausmass der intergenerationellen Abstiegsmobilität in der Schweiz

Wer etwas über intergenerationellen sozialen Abstieg in Erfahrung bringen will, kann auf quantitative Untersuchungen sozialer Auf- und Abstiege zurückgreifen, in denen die Berufspositionen der Elterngeneration mit den von der Kindergeneration erreichten Berufsstellungen verglichen werden. Um eine anschauliche Vorstellung über das Ausmass des intergenerationellen sozialen Abstiegs zu erhalten, bieten sich Mobilitätstabellen an, die die Berufspositionen der Eltern- und der Kindergeneration in einem bestimmten Lebensalter erfassen, wobei in der Regel die erlangte Berufsposition im Alter von jeweils 25 und 45 Jahren ermittelt wird. Nach einer neueren, 1991 durchgeführten Repräsentativuntersuchung der Schweizer Bevölkerung ist die Abstiegsmobilität nicht unerheblich.

In der von Levy et al. (1997a) durchgeführten Untersuchung zur sozialen Schichtung in der Schweiz ist die unten abgedruckte Tabelle zur intergenerationellen Mobilität die aussagekräftigste, weil die erlangte Berufsposition im Alter von 45 Jahren erfasst wird. Da gerade in den akademischen Qualifikationskarrieren die Erlangung einer Vollposition lebensgeschichtlich erst spät erfolgt, ist somit sichergestellt, kein verzerrtes Bild über intergenerationelle Mobilitätsprozesse zu erlangen. Von Nachteil ist bei diesem Messzeitpunkt, dass damit die ursprünglich 2030 Personen zählende Stichprobe auf eine Teilauswahl von 485 Personen schrumpft, wobei gerade die akademisch bestimmten oberen sozio-professionellen Herkunftsgruppen zahlenmässig sehr schwach besetzt sind.

Die Mobilitätstabelle erfasst bei der Elterngeneration die sozio-professionelle Kategorie des »Haushaltsvorstands.« Der Einfachheit halber wird im folgenden von einer herkömmlichen Erfassung des Vaterberufs ausgegangen, da die Kriterien zur Bestimmung der Referenzperson des Haushaltsvorstands so zugeschnitten waren,<sup>1</sup> dass bei mehr als drei Viertel der Fälle die Väterberufe erfasst wurden. Wird die vorgenommene Einordnung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und

---

1 Vgl. Joye/Schuler/Meier (1996, 56).

Abstieg (-) übernommen, ergibt die Gesamtschau, dass die Statusreproduktionsquote der einzelnen Kategorien meistens um die 50 Prozent herum liegt. Hinsichtlich der anderen Hälfte der statusmobilen Personen fällt zum einen auf, dass sich die Aufstiegsquoten von unten nach oben verringern. Zum anderen wird sichtbar, dass die Abstiegsquoten in den oberen Herkunftsgruppen am grössten und in den unteren Statusgruppen am kleinsten sind. Vereinfacht gesagt können die Nachkommen eines unqualifizierten Arbeiters nur noch ›aufsteigen‹, auch wenn sie nicht weit kommen. Dagegen sind die Nachkommen aus den hierarchisch übergeordneten Herkunftskategorien zunehmend mit einem möglichen sozialen Abstieg konfrontiert.

Erläuterung: Zusätzlich zur Angabe der Prozentwerte wird gleichzeitig eine Einstufung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und Abstieg (-) vorgenommen. Welche Berufspositionen im einzelnen jeweils durch die sozio-professionellen Kategorien erfasst werden, lässt sich der Kategorienbeschreibung von Joye/Schuler/Meier (1996, 68-84) entnehmen. Die Daten stammen aus Levy/Joye/Guye/Kaufmann (1997a, 253).

**TABELLE 1**  
**INTERGENERATIONELLE SOZIALE MOBILITÄT:**  
**SOZIO-PROFESSIONELLE KATEGORIE DER ELTERN- UND**  
**KINDERGENERATION IM ALTER VON JEWEILS 45 JAHREN**

Elterngeneration	Kindergeneration								Total (N)
	oberstes- Manag./ freie Berufe	akad. Berufe/ oberes Kader	Andere Selbst- ständige	inter- mediäre Berufe	qualif. Ange- stellte	qualif. Arbeiter	Unqualifi- zierte		
o. Man. freie Berufe	17.4 =	42.9 =	0.0 -	22.6 -	0.0 -	17.2 -	0.0 -	100.0 (14)	
akad. Berufe/ Kader	5.5 +	50.6 =	0.0 -	24.7 -	15.1 -	4.0 -	0.0 -	100.0 (25)	
andere Selbständ.	1.1 +	10.1 +	26.2 =	20.6 =	11.9 -	11.0 -	19.1 -	100.0 (158)	
inter-med. Berufe	0.0 +	19.9 +	9.9 +	42.7 =	23.0 -	2.2 -	2.2 -	100.0 (45)	
qualifizierte Angest.	0.6 +	5.3 +	6.7 +	26.7 +	24.4 =	20.8 =	15.4 -	100.0 (37)	
qualifizierte Arbekt.	0.5 +	9.0 +	11.2 +	18.1 +	28.8 =	15.8 =	16.6 -	100.0 (52)	
Unqualifizierte	1.9 +	3.6 +	9.5 +	12.1 +	35.4 +	6.6 +	31.0 =	100.0 (154)	
Total	1.8	13.5	15.4	22.6	19.7	10.7	16.2	100.0 (485)	

Liegt die Abstiegswahrscheinlichkeit für Nachkommen von »qualifizierten Arbeitern« und »qualifizierten Angestellten« bei jeweils etwa 15 Prozent, so steigt sie bei den Söhnen und Töchtern der Kategorie »intermediäre Berufe« auf fast 30 Prozent an, um dann schliesslich bei den Nachkommen der obersten drei Gruppen einen Höchstwert zu erreichen:

Dies betrifft die erste Zeile der Tabelle (1), welche die Prozentwerte für die Söhne und Töchter erfasst, deren Eltern im »obersten Management« und den »freien Berufen« tätig sind. Damit liegt eine aus der Oberschicht und der oberen Mittelschicht gebildete Mischkategorie vor, denn zu den erfassten Väterberufen gehören zum einen Unternehmer mit mindestens 26 Beschäftigten, Direktoren, Bundesräte, Regierungsräte und Stadtpräsidenten, und zum anderen selbständig tätige Architekten, Anwälte, Ingenieure und Ärzte. Die Kategorienbildung zählt die politische Führungselite und herausragende und seltene Berufspositionen mit, für die kein reguläres Angebot an Stellen und neu entstehenden Vakanzen vorliegt. Die Rekrutierung erfolgt also aus einem grossen Pool von im Wirtschaftsleben oder den konventionellen akademischen Betätigungsfeldern bewährten »Persönlichkeiten«. Deshalb sollte die Bestimmung von sozialem Abstieg in dieser Zeile vorsichtig gehandhabt werden. So wie es überzogen wäre, den »nur« Rechtsanwalt gewordenen Sohn eines Professors als Absteiger zu qualifizieren, wird für diese Mischkategorie deshalb davon ausgegangen, dass auch das Einmünden in die Sparte »akademische Berufe und oberes Kader« noch eine intergenerationelle Statusreproduktion darstellt. Damit ergibt sich, dass 60 Prozent der Nachkommen des »obersten Management« und der »freien Berufe« den Herkunftsstatus halten konnten, während 40 Prozent in die Kategorien »intermediäre Berufe« oder »qualifizierte Arbeiter und Angestellte« abgestiegen sind.

Die zweite Zeile »akademische Berufe und oberes Kader« erfasst die Nachkommen der in den grossen Schweizer Industrien angestellten Ingenieure, der Lehrer mit Hochschulabschluss und derjenigen Angestellten mit Entscheidungsbefugnissen und Fachwissen, die in einem Unternehmen neben dem Unternehmensleiter in leitender Funktion tätig sind. Es fällt erneut auf, dass nur etwas mehr als die Hälfte der Söhne und Töchter den Herkunftsstatus halten oder verbessern konnte, während über 40 Prozent abgestiegen sind.

Dieselbe Abstiegsquote ergibt sich auch für die dritte Zeile der Söhne und Töchter von »anderen Selbständigen« (Landwirte, Handwerker, selbständige Geschäftsinhaber, Kaufleute und selbständige Künstler).

Eingedenk der Tatsache, dass die Zellenbesetzung in den ersten zwei Zeilen problematisch ist, scheint also für die oberen sozio-professionellen Kategorien eine nicht unerhebliche, bei etwa 40 Prozent liegende Abstiegswahrscheinlichkeit vorzuliegen. Andere Untersuchungen

kommen sogar zu höheren Abstiegsquoten. Da hier jedoch die erlangte Berufsposition der Nachkommengeneration vor dem 45. Lebensjahr gemessen wird, ist dieses Resultat nicht weiter verwunderlich, da unabgeschlossene Karriereverläufe erfasst werden. Ein Rückblick auf eine weiter zurückliegende Schweizer Untersuchung und ein Seitenblick auf eine Untersuchung in Deutschland soll dies kurz verdeutlichen:

Girod befragte 1970 Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1942/43 im Kanton Genf nach dem erreichten Status zum Untersuchungszeitpunkt (27. und 28. Lebensjahr); für die Nachkommen von Vätern in der höchsten Kategorie »Cadres et dirigeants« (N=87) ergibt sich hier, dass 48 Prozent wieder in dieselbe Kategorie gelangten, während 52 Prozent in die Kategorien Handwerker, Kaufleute, Angestellte und Arbeiter abgestiegen waren.<sup>2</sup>

In seiner Auswertung der deutschen Mikrozensus-Zusatzerhebung (1971) von zum Zeitpunkt der Befragung 31 bis 40 Jahre alten Söhnen (Geburtsjahrgänge 1931 bis 1940) hat Mayer darauf hingewiesen, dass »fast die Hälfte der Kinder aus der oberen Mittelschicht mit einem beruflichen und sozialen Abstieg rechnen müssen.«<sup>3</sup> Seine Untersuchung lässt nur die Wiedergabe von Indikatoren der Intergenerationenmobilität zu, weshalb wir keine vollständige Aufschlüsselung der Abstromprozente geben können: Bestätigt werden die bisherigen Befunde für die Söhne von höheren Beamten und leitenden Angestellten, wo die Abstiegsquote bei 53 Prozent liegt, während sich für die Söhne der gehobenen Beamten und höheren Angestellten lediglich eine Abstiegsquote von 35 Prozent ergibt. Das Gesamtbild bleibt jedoch unvollständig, da die Abstiegsquote der männlichen Nachkommen von Selbständigen nicht errechnet wurde.

---

2 Daten nach Girod (1977, 80). Aussagen über Veränderungen der Abstiegsmobilität im Zeitablauf lassen sich mit den vorgestellten Daten von Levy und Girod nicht machen. Beide Angaben beziehen sich auf in den 1940er Jahren geborene Personen, zudem untersuchte Girod nur Personen aus dem Kanton Genf, während Levy eine Repräsentativuntersuchung der Schweizer Bevölkerung unternahm. Die andernorts unternommenen Versuche von Levy, Werte für einzelne Kohorten herauszurechnen, ergeben keine nennenswerten Schwankungen, die auf eine Zu- oder Abnahme der Abstiegsmobilität schliessen lassen (vgl. Levy/Joye/Kaufmann 1997b, 478ff.).

3 Mayer (1977a, 192).

**TABELLE 2:**  
**INDIKATOREN DER INTERGENERATIONENMOBILITÄT**  
**FÜR DIE BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (PROZENTANGABEN)**

Berufskategorie der Väter	Sohngeneration		
	Vererbungsquote	Abstieg in die nächstniedrige Kategorie und tiefer	Abstieg zu an- und ungelerten Arbeitern
Selbständige	31	Nicht definiert	10
Höhere Beamte, leitende Angestellte	35	53	2
Geh. Beamte, höhere Angestellte	43	35	3
Mittlere Beamte, Angestellte	31	32	7
Landwirte	29	Nicht definiert	30
Facharbeiter	41	19	19
Ungelernte Arbeiter	26	Nicht definiert	Nicht definiert

Erläuterung: Nicht definiert bedeutet, dass der Indikator für die entsprechenden Kategorien nicht definiert ist. Die Prozentangaben beziehen sich auf zum Zeitpunkt der Befragung 31 bis 40 Jahre alte Söhne (Geburtsjahrgänge 1931 bis 1940) der Bundesrepublik Deutschland. Datenbasis war die Mikrozensuszusatzerhebung »Berufliche und soziale Umschichtung der Bevölkerung« von 1971. Alle Angaben nach Mayer (1977a, 190).

Von Interesse ist ferner, dass Mayer zwischen starken Abstiegen (Abstieg zu an- und ungelerten Arbeitern) und schwachen Abstiegen unterscheidet. Bei ihm führen die starken sozialen Abstiege »in die zweifellos nach ihrem Ansehen und ihren Erwerbchancen unterprivilegiertesten Berufsgruppen«, womit er »soziale Deklassierung« erfasst.<sup>4</sup> Nach den vorliegenden Daten ist der Prozentsatz der sozial Deklassierten sehr gering (2 Prozent bei den Nachkommen der höheren Beamten und leitenden Angestellten, 3 Prozent bei den gehobenen Beamten und höheren Angestellten, aber 10 Prozent bei den Söhnen der Selbständigen). Mayer zieht daraus die Schlussfolgerung: Zwar gelingt

<sup>4</sup> Mayer (1977a, 192).

es »auch privilegierten Familien nur zu 50 Prozent, ihren Status an ihre Söhne weiterzugeben«, doch »handelt es sich für die Mehrzahl um einen sehr begrenzten Abstieg in nächst tieferliegende Berufsgruppen.«<sup>5</sup> Mayer weist auf die Notwendigkeit hin, zwischen starken und schwachen Abstiegen zu unterscheiden. Seiner These, dass es sich bei allen Abstiegen, die nicht zur Deklassierung führen, um sehr begrenzte Abstiege handelt, lässt sich nicht zustimmen. Um dies zu begründen, stellen wir noch eine weitere Untersuchung mit Daten aus der Bundesrepublik Deutschland vor, und kommen dann abschliessend auf die Differenzierung von schwachen und starken Abstiegen in einem alle Erhebungen einbeziehenden Gesamtüberblick zurück.

Neuere Zahlen zur intergenerationellen Abstiegsmobilität in der Bundesrepublik Deutschland enthält eine Untersuchung von Peter A. Berger (1996), die auf einem Längsschnittdatensatz des Sozio-ökonomischen Panels von mehr als 4000 Personen beruht. Aufgrund der hohen Zahl der Befragten hat diese Erhebung zwei Vorteile: Zum einen sind die oberen Berufskategorien zahlenmässig nicht mehr so schwach besetzt wie in der Befragung von Levy et al. Zum anderen stellt Peter A. Berger die Abstromprozenze getrennt für Männer und Frauen dar, während bei Levy et al. beide Gruppen nicht getrennt sind, und sich die Erhebungen von Girod und Mayer nur auf Männer beziehen. Von Nachteil bei der folgenden Untersuchung ist allerdings, dass lediglich die erste berufliche Stellung der Söhne und Töchter erfasst wird und keine Angaben zum Alter beim Berufseintritt gemacht werden. Demnach steht zu erwarten, dass sich höhere Abstiegsquoten als bei Levy et al. ergeben, da hier sich noch entwickelnde, unabgeschlossene Karriereverläufe erfasst wurden.

Wir beschränken im Folgenden die Diskussion der Abstromprozente auf die oberen zwei Gruppen: In der ersten Zeile sind jeweils die Nachkommen der freiberuflich tätigen Akademiker und der sonstigen Selbständigen (sowohl Selbständige mit bis neun als auch Selbständige mit 10 und mehr Mitarbeitern) erfasst. Geht man davon aus, dass das Einmünden in die Stellungen leitende Angestellte, Beamte, und Angestellte mit qualifizierten Tätigkeiten noch eine Statusreproduktion darstellt, dann hat man durch den Einbezug der Stellung Angestellte mit qualifizierten Tätigkeiten eine sehr grosszügige Erfassung von Statusreproduktion vorgenommen. Damit wird lediglich der Abstrom in die Kategorien ausführende Angestellte, qualifizierte und ungelernete Arbeiter und Landwirte als Abstieg gewertet, es werden also nur starke Abstiege gezählt. Für die Söhne ergibt sich unter diesen Voraussetzungen dann eine Abstiegsquote von 59 Prozent, für die Töchter sogar eine Abstiegsquote von 64,8 Prozent.

---

5 Mayer (1977a, 192).

TABELLE 3.1

**INTERGENERATIONELLE MOBILITÄT IN DEUTSCHLAND:  
VATERBERUF UND ERSTE BERUFLICHE STELLUNG DER SÖHNE**
**ERSTE BERUFLICHE STELLUNG DER SÖHNE**

Vater-Beruf	Selbst. Akad.	Leit. Ang.	Beamte	Qual. Ang.	Ausf. Ang.	Qual. Arb.	Ung. Arb.	Landw.	Insg.
Selbst. Akad.	3,5	10,5	9,4	17,6	11,3	40,6	5,1	2,0	256
Leit. Ang.	2,3	14,8	11,4	31,8	6,8	26,1	6,8	0,0	88
Beamte	3,3	9,1	26,8	15,3	7,2	33,0	4,8	0,5	209
Qual. Ang.	0,0	9,6	11,9	28,1	11,9	32,6	5,9	0,0	135
Ausf. Ang.	0,0	4,2	11,1	26,4	13,9	38,9	5,6	0,0	72
Qual. Arb.	0,6	2,0	5,5	11,1	5,3	61,9	13,3	0,3	685
Ung. Arb.	0,0	2,0	3,1	8,0	6,6	55,4	24,9	0,0	350
Landw.	0,5	1,0	6,5	6,0	3,5	36,2	19,6	26,6	199
Insg.	2,3	9,8	17,6	27,8	14,2	9,58	2,58	6,1	1,994

Erläuterung: Die Tabellen 3.1. und 3.2. erheben die intergenerationale Mobilität getrennt für Söhne und Töchter. Erhoben wurde zum einen die berufliche Stellung der Väter zu dem Zeitpunkt, als die Befragten 15 Jahre alt waren, und zum anderen die erste berufliche Stellung der Söhne bzw. Töchter. Angaben zum Alter beim ersten Berufseintritt lassen sich damit nicht machen. Die Daten entstammen dem »Sozio-ökonomischen Panel«, einer seit 1984 jährlich wiederholten, repräsentativen Panelbefragung zu ökonomischen und sozialen Merkmalen der Wohnbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland. Grundlage für die Berechnung ist ein Längsschnittdatensatz der Befragungen 1984-89 mit insgesamt 5786 Personen. Die Prozentwerte beziehen sich auf die Berufseintrittskohorten 1941-50, 1951-60, 1961-70 und 1971-80. Angaben nach Berger (1996, 180-181, 173, 85f.).



TABELLE 3.2

**INTERGENERATIONELLE MOBILITÄT IN DEUTSCHLAND:  
 VATERBERUF UND ERSTE BERUFLICHE STELLUNG DER TÖCHTER**
**ERSTE BERUFLICHE STELLUNG DER TÖCHTER**

Vater- Beruf	Selbst. Akad.	Leit. Ang.	Beamte	Qual. Ang.	Ausf. Ang.	Qual. Arb.	Ung. Arb.	Landw.	Insg.
Selbst. Akad.	3,4	4,1	2,8	24,8	33,2	12,2	14,1	5,3	319
Leit. Ang.	3,1	7,1	8,2	44,9	27,6	6,1	3,1	0,0	98
Beamte	0,4	3,1	10,6	34,8	32,2	6,6	11,5	0,9	227
Qual. Ang.	0,0	2,6	7,9	38,2	35,5	7,2	7,9	0,7	152
Ausf. Ang.	0,0	0,0	2,9	35,7	47,1	8,6	5,7	0,0	70
Qual. Arb.	0,6	0,8	1,9	20,4	37,7	11,8	26,2	0,7	722
Ung. Arb.	0,2	0,2	1,5	13,9	29,0	10,2	44,3	0,7	411
Landw.	0,5	0,5	3,1	10,5	19,4	7,9	36,1	22,0	191
Insg.	21	39	81	509	721	219	530	70	2190

Agenda der beruflichen Stellungen: Selbst./Akad.: Freie Berufe, Selbständige Akademiker, Sonstige Selbständige mit bis zu 9 und mit 10 und mehr Mitarbeitern.

Leit. Ang.: Angestellte mit hochqualifizierten Tätigkeiten und umfassenden Leitungsfunktionen.

Beamte: Beamte im einfachen, mittleren, gehobenen und höheren Dienst.

Qual. Ang.: Angestellte mit qualifizierten Tätigkeiten.

Ausf. Ang.: angestellte Industrie- und Werkmeister, Angestellte mit einfachen Tätigkeiten.

Qual. Arb.: Gelernte Arbeiter und Facharbeiter, Vorarbeiter, Meister, Kolonnenführer, Poliere.

Ung. Arb.: Ungelernte und angelehrte Arbeiter.

Landw.: Selbständige Landwirte, mithelfende Familienangehörige (Angaben nach Berger 1996, 173).

In der zweiten Zeile sind die Werte für die Nachkommen der Familien von leitenden Angestellten (Angestellte mit hochqualifizierten Tätigkeiten und umfassenden Leitungsfunktionen) dargestellt. Geht man wie bei der ersten Zeile davon aus, dass von einem Abstieg erst dann gesprochen werden sollte, wenn er in die Kategorien ausführende Angestellte, qualifizierte und ungelernete Arbeiter erfolgt, dann ergibt sich bei den Söhnen eine Abstiegsquote von 39,7 Prozent, und bei den Töchtern ein Wert von 36,8 Prozent. Die Abstiegsquoten liegen damit bei den Söhnen und Töchtern von leitenden Angestellten um etwa zwanzig Prozent niedriger als bei den Nachkommen von Unternehmer- und Akademikerfamilien. Dies entspricht jedoch den Erwartungen, da das Abstiegsrisiko in der obersten Herkunftskategorie am grössten ist, und dann hin zu den unteren Statusgruppen abnimmt.

Drei Schlussfolgerungen lassen sich aus den Daten des »Sozio-ökonomischen Panels« ziehen: Erstens können wir auch nach Kenntnisnahme dieses Datensatzes davon ausgehen, dass die Ausgangsthese einer etwa bei 40 Prozent liegenden Abstiegswahrscheinlichkeit für die Herkunftskategorien freiberuflich tätige Akademiker und Unternehmer zutrifft. Dass der Wert in diesem Längsschnittdatensatz um etwa 20 Prozent höher liegt als in der eingangs zitierten Schweizer Untersuchung von Levy et al., hängt aber damit zusammen, dass hier nur der Ersteintrittsberuf erfasst wurde. Zweitens zeigt die getrennte Berechnung der Abstiegswahrscheinlichkeiten für Töchter und Söhne der freiberuflichen Akademiker und Unternehmer, dass das Abstiegsrisiko für Töchter erhöht ist (jedoch nur um etwa 6 Prozent). Geht man in der Zeile freiberufliche Akademiker und Unternehmer nun einzeln die Spaltenwerte von links nach rechts durch, und vergleicht dabei jeweils die Abstromprozente der Söhne mit den Werten für die Töchter, dann zeigt sich zudem, dass bei den Töchtern extreme Abstiege seltener sind (45,7 der Söhne, aber nur 26,3 Prozent der Töchter münden in die Kategorien qualifizierte und ungelernete Arbeiter ein), dass die Töchter das Feld der mittleren Angestelltenpositionen stärker besetzen als die Söhne (58 Prozent der Töchter münden in die Kategorien qualifizierte und ausführende Angestellte ein, aber nur 28,9 Prozent der Söhne), dass sie aber in den drei oberen Berufskategorien (Selbständige und Akademiker, leitende Angestellte und Beamte) benachteiligt bleiben (23,4 Prozent der Söhne, aber nur 10,3 Prozent der Töchter). Drittens zeigt sich hinsichtlich einer Differenzierung nach starken und schwachen sozialen Abstiegen, dass zwar Mayers Schlussfolgerung richtig ist, dass Deklassierung zahlenmässig eher unbedeutend ist, jedoch nicht der weitergehende Schluss gezogen werden kann, es handle sich in allen anderen Fällen nur um leichte soziale Abstiege. Was das Deklassierungsrisiko anbelangt, zeigt ein Vergleich aller Untersuchungen tendenziell Übereinstimmungen. In der Herkunftskategorie höhere Beamte und

leitende Angestellte beträgt die Deklassierungswahrscheinlichkeit bei Mayer (Einmünden in die Stellung als an- und ungelerner Arbeiter) lediglich 2 Prozent, auch bei Berger nimmt der Wert für die Söhne und Töchter von freiberuflichen Akademikern und Unternehmern nur kleine Werte an (5,1 Prozent für die Söhne, aber 14,1 Prozent für die Töchter), und bei der eingangs diskutierten Untersuchung von Levy et al. beträgt er in der Herkunftskategorie oberstes Management und freie Berufe sogar null Prozent. Betrachtet man jedoch die Abstiegswahrscheinlichkeiten für die Kategorie qualifizierte Arbeiter, die von Nachkommen von freiberuflichen Akademikern und Unternehmern nur schwerlich als leichter Abstieg wahrgenommen werden kann, dann liegen nicht unerhebliche Abstiegsrisiken vor (bei Berger sind es zwar nur 12,2 Prozent für die Töchter, jedoch 40,6 Prozent für die Söhne; bei Levy et al. steigen immerhin 17,2 Prozent in die Kategorie qualifizierte Arbeiter ab).

Fazit: Die Ausgangsthese, dass in den oberen Herkunftskategorien von einer bei etwa 40 Prozent liegenden Abstiegswahrscheinlichkeit auszugehen ist, hat sich bestätigt. Sie lässt sich dahingehend spezifizieren, dass sich tendenziell leichte wie erhebliche Abstiege in etwa die Waage halten, wobei lediglich extreme, in die Deklassierung führende soziale Abstiege ein marginales Phänomen darstellen. Das Abstiegsrisiko ist bei den Töchtern von Akademiker- und Unternehmerfamilien leicht erhöht, jedoch ist für sie in der Mehrzahl der Fälle ein leichter Abstieg charakteristisch, während demgegenüber die Söhne stärker absteigen.<sup>6</sup>

## 1.2 Die Entwicklung der Mobilitätsforschung

Zwar hat die vertikale Mobilitätsforschung in den letzten vierzig Jahren eine beachtliche Entwicklung durchlaufen, die von der Anlage einfacher Mobilitätstabellen (a) zum Einsatz immer raffinierterer statistischer Verfahren im individualistischen Erklärungsansatz der Statuserwerbsforschung (b), im strukturalistischen Programm des Statuszuweisungsparadigmas (c) und schliesslich der quantitativen Lebensverlaufs-forschung geführt hat (d), in diesen Forschungsarbeiten kam es jedoch – von einigen Ausnahmen abgesehen – nicht zu einer gesonderten Thematisierung des intergenerationellen Abstiegs. Im Folgenden wird

---

6 Leider wird in allen genannten Untersuchungen die Berufsposition der Töchter an der Position des Vaters gemessen, nicht jedoch an der Berufsposition bzw. Berufsausbildung der Mutter. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass Töchter häufig gegenüber der Position des Vaters, aber nicht unbedingt gegenüber der Position der Mutter absteigen. In Kapitel (7) wird deshalb bei den Fallanalysen der Frauen neben dem Bezugspunkt Vaterberuf auch die Berufsposition bzw. Berufsausbildung der Mutter beachtet, zudem wird die Heiratsmobilität in die Betrachtung mit einbezogen.

die Entwicklung dieser vier ›Generationen‹ der Mobilitätsforschung geschildert.<sup>7</sup> Erst im nächsten und übernächsten Abschnitt gehen wir dann auf die wenigen Arbeiten ein, in denen intergenerationaler sozialer Abstieg gesondert thematisch wurde.

(a) Obwohl mit Pitirim A. Sorokins 1927 erschienenem Buch »*Social Mobility*« die begrifflichen, theoretischen und methodischen Grundlagen der Untersuchung von Auf- und Abstiegen geschaffen worden waren,<sup>8</sup> kam es erst nach dem 2. Weltkrieg zu systematischen Forschungen auf diesem Gebiet. Angeregt wurden diese Studien durch das Committee on Social Stratification and Social Mobility der International Sociological Association, die eine international koordinierte Forschung auf dem Gebiet der sozialen Schichtung und sozialen Mobilität etablieren wollte. Charakteristisch für den Ansatz der ISA ist ein aus fünf Schritten bestehendes Verfahren:<sup>9</sup>

In einem ersten Schritt wird eine empirische Untersuchung über das »Prestige« ausgewählter beruflicher Positionen unternommen. Man ermittelt inwieweit in der Bevölkerung eine Übereinstimmung in der Rangordnung von Berufen herrscht, in dem eine grössere Anzahl von Berufen kleineren Stichproben von Befragten mit der Massgabe vorgelegt wird, sie in eine hierarchische Ordnung zu bringen. Für jeden Beruf lässt sich dann ein Durchschnittswert für seine Rangposition ermitteln.

In einem zweiten Schritt gelangen diese Untersuchungen zu einer Klassifikation beruflicher Positionen aufgrund der ermittelten Prestigerangwerte. Bei der Ermittlung einer Berufshierarchie wurde aber oft nur eine semi-empirische Verknüpfung mit den ermittelten Rangwerten angestrebt.<sup>10</sup> Entscheidend für diesen zweiten Schritt ist jedenfalls das Erstellen einer Klassifikation von in der Regel fünf bis neun »Schichten«, »Berufskategorien« oder »Prestigestufen.«

An den Verfahrensschritt der Berufsklassifikation schliesst sich dann eine Repräsentativerhebung in einem möglichst nationalstaatlichen Rahmen an, die sich meist auf erwerbstätige Männer beschränkt. Der gemeinsame Kern der meisten Untersuchungen besteht darin, den Beruf des Befragten und seine Schulbildung zu ermitteln sowie den Beruf des Vaters des Befragten und dessen Schul- und Berufsausbildung.

Im Anschluss an diese drei Verfahrensschritte wird dann eine Aufbereitung und Analyse der Mobilitätsdaten in Matrixform unternom-

---

7 Vgl. zum folgenden Überblick über die Entwicklung der Mobilitätsforschung Berger (1996, 161-169), Bolte/Recker (1976), Bornschiefer (1991), Ganzeboom/Treiman/Ultee (1991), Herz (1983, 152-225), Hopf (1992), Hradil (1999, 373-398), Mayer (1975), Müller (1997, 90-101).

8 Vgl. dazu Mayer (1975, 125ff.).

9 Zum folgenden vgl. Mayer (1975, 133ff.). Charakteristische Studien sind Glass (1954), Carlsson (1958), Svalastoga (1959) und Bolte (1959).

10 Ein solcher Wechsel zwischen Klassifikationen aufgrund durchschnittlicher Rangwerte und anderen Kategorisierungen findet sich bei Bolte (1959).

men. Da man sowohl den Vater- wie den Sohnberuf erhoben hat, lässt sich die Bewegung zwischen sozial definierten Positionen in der Generationenfolge ermitteln. Damit werden Fragen nach dem Umfang und der Häufigkeit der sozialen Mobilität beantwortet. Es wird möglich, Aussagen über den Grad der ›Berufsvererbung‹ bzw. die Selbstrekrutierung einer Berufsgruppe zu machen, und es lassen sich die Chancen des Auf- und Abstiegs einer Herkunftskategorie bestimmen.

Wichtig ist hier zum einen die Abstromanalyse, bei der dargestellt wird, zu welchen Anteilen die Söhne von Vätern einer Berufskategorie im Vaterberuf verbleiben und in welche anderen Berufskategorien sie auf- und absteigen. Eine Analyse der Abstromprozente lässt Aussagen über die Chancen des Auf- und Abstiegs in einer bestimmten Herkunftskategorie zu, wir haben deshalb schon im ersten Abschnitt dieses Kapitels mit der Wiedergabe von Abstromprozentsen in Tabellenform gearbeitet.

Daneben tritt die Zustromanalyse, in der betrachtet wird, aus welchen Vaterkategorien die Söhne zu welchen Anteilen in eine bestimmte Berufskategorie gekommen sind. Das Errechnen von Zustromprozentsen ist für eine Analyse der Homogenität oder Heterogenität einer Klasse bzw. Berufskategorie geeignet. Sie macht Angaben über die ›Geschlossenheit‹ oder ›Offenheit‹ einer Berufsgruppe, da sie darüber informiert, aus welchen Berufsgruppen die Angehörigen einer bestimmten Berufskategorie sich rekrutieren.<sup>11</sup>

Fünfter und letzter Verfahrensschritt der quantitativen Mobilitätsforschung des ISA-Ansatzes ist die historisch und international vergleichende Analyse.<sup>12</sup> In der historischen Analyse werden Aussagen über Veränderungen des Grads der Durchlässigkeit der Schichtungsstruktur einer Gesellschaft gemacht, wobei aufgrund der Querschnitterhebungen nur zeitlich begrenzte Aussagen möglich sind, da sich lediglich die Mobilitätsmatrizen zwischen den in der Stichprobe enthaltenen Jahrganggruppen vergleichen lassen. Bei den internationalen Mobilitätsvergleichen wird ermittelt, welche Unterschiede in der Durchlässigkeit der Schichtungsstrukturen einzelner Gesellschaften existieren.

Gegen die Anlage von Mobilitätstabellen wurden schnell kritische Einwände erhoben:<sup>13</sup> Als eine Querschnittsanalyse erhebt diese Methode zwar die soziale Herkunft (Status des Vaters) und den Zielstatus

---

11 Eine Darstellung und Diskussion der Analyse von Abstrom- und Zustromprozentsen gibt Herz (1983, 161ff.).

12 Bibliographische Angaben und Überblicke zu diesen vergleichenden Untersuchungen finden sich bei Ganzeboom/Treiman/Ultee (1991) und Glass/König (1961). Eine lesenswerte Kritik zur Problematik des Vergleichs findet sich bei Bolte/Kreckel (1968).

13 Vgl. zum folgenden Mayer (1975, 148ff.). Mayer bietet auch eine detaillierte Auflistung der Probleme bei der Anlage von Mobilitätstabellen, des Staturerwerbsansatzes und der Markovketten (1975, 156-160). Wir gehen hier nicht ausführlich darauf ein, da wir nur jene Schwachstellen thematisieren, die für unser Untersuchungsvorhaben von Bedeutung sind.

(Status des Sohnes), doch werden die den Vater betreffenden Informationen durch Fragen an die Söhne erhoben, womit letztlich keine repräsentative Stichprobe der Vätergeneration vorliegt. Damit kann der Anteil der Mobilitätsvorgänge, der durch Veränderungen der Grösse der Schichtkategorien zwischen Väter- und Sohngeneration »erzwungen« wurde, nicht zuverlässig geschätzt werden. Entsprechende Versuche, zwischen struktureller bzw. erzwungener Mobilität einerseits und freiwilliger bzw. Austausch- bzw. Zirkulationsmobilität andererseits zu unterscheiden, wurden zwar immer wieder unternommen, doch werden sie als problematisch eingeschätzt.<sup>14</sup> Für das vorliegende Untersuchungsvorhaben macht es zwar in einer allgemeinen theoretischen Hinsicht Sinn, zwischen »struktureller« und »reiner« Mobilität zu unterscheiden, ein weitergehender Rückgriff auf entsprechende statistische Werte ist jedoch nicht notwendig. Wenn im folgenden deshalb den Versuchen keine weitere Aufmerksamkeit zugewendet wird, die etwa den berufsstrukturellen Wandel durch statistische Techniken »kontrollieren«, so deshalb, weil sich das Untersuchungsvorhaben für die individuelle Erfahrung von sozialem Abstieg interessiert. Die Erfahrung aber, »das Herkunftsmilieu verlassen oder eine ungünstige berufliche Startposition im weiteren Karriereverlauf überwunden zu haben, macht sich an der selbst erlebten Mobilitätsbiographie fest – und nicht etwa an der Unterscheidung zwischen relativer und absoluter, struktureller und Zirkulationsmobilität.«<sup>15</sup>

Ferner wurde bei Anlage von Mobilitätstabellen immer deutlicher gesehen, »dass die Häufigkeit der festgestellten Auf- und Abstiegsbewegungen stark von der Zahl und Abgrenzung der berücksichtigten Berufsgruppen abhängt. Mit der Zahl der Berufsgruppen nimmt typischerweise auch die Häufigkeit der Mobilität zu, und wenn man eine grössere Berufsgruppe, deren Positionen im Verhältnis zueinander sehr unterschiedliches Prestige zugeordnet wird, wie z. B. die »Angestellten«, weiter differenziert, dann zeigen sich mehr vertikale Bewegungen, als wenn man diese Untergliederungen nicht vornimmt. Wegen dieser Problematik sind Aussagen über die Häufigkeit von Auf- und Abstiegsbewegungen in verschiedenen Studien nur schwer, wenn überhaupt,

---

14 Vgl. dazu Herz (1983, 168f.). Von struktureller oder erzwungener Mobilität lässt sich sprechen, wenn bspw. das Schrumpfen der Landwirtschaft die Söhne und Töchter von Bauern dazu zwingt, einen anderen Beruf zu ergreifen. Allgemeiner formuliert geht es dabei um Veränderungen, die ein Abweichen der gegenwärtigen Berufsstruktur von der Berufsstruktur der Väter erzeugt haben. Erst in der vierten Generation der Mobilitätsforschung wird das Problem zufriedenstellend gelöst, den Einfluss des strukturellen Wandels auf Mobilitätsvorgänge zu erfassen.

15 Berger (1996, 170). Berger zitiert in diesem Kontext Pamela Abbot und Geoff Payne (199, 22): »To imply ... that some part of mobility ... is not relevant, not real mobility, not important for class formation, class consciousness, etc., has to be nonsensical. Try telling the people who have experienced it that, due to the evidence of a log linear model, they are mistaken in thinking they were born as sons or daughters of a manual workers and now work as managers or professionals!«

miteinander vergleichbar.«<sup>16</sup> So stimmig der Einwand auf der logisch-rechnerischen Ebene ist,<sup>17</sup> so wenig macht er auf der inhaltlichen Ebene Sinn, da es ja nicht darum geht, Aussagen über die Häufigkeit von sozialen Abstiegen zu machen, ohne dabei anzugeben, mit welcher Kategorisierung von Berufen, Berufsgruppen, Schichten oder Klassen man arbeitet. Mobilität schlechthin existiert nicht, sie wird erst dadurch sichtbar, dass man einen aus soziologischer Perspektive bedeutsam erscheinenden Aspekt heraustrennt, und unter näherer Darlegung der dabei verwendeten Kategorisierungen definiert.<sup>18</sup>

(b) Die Analyse von Mobilitätstabellen ist auf den Beruf des Befragten und den Beruf des Vaters und damit auf wenige Variablen eingeschränkt. Demgegenüber erlaubt der Ansatz der Staterwerbungs-forschung die Berücksichtigung nahezu beliebig vieler ursächlicher Faktoren.<sup>19</sup> Die Staterwerbungs-forschung interessiert, welche Faktoren für die Erreichung eines bestimmten Berufsstatus verantwortlich sind. Berücksichtigt werden dabei der Beruf des Vaters und die erste berufliche Position, daneben werden andere Ursachen von Erfolg und Misserfolg in die Betrachtung mit einbezogen, nämlich Schulbildung, Mobilitätsstreben, Intelligenz. Die »status-attainment«-Forschung betrachtet Mobilität als Ergebnis eines von individuellen Faktoren bestimmten Prozesses. Schulbildung, Motivation und Intelligenz sind hier individuelle »Leistungen«, die sich auf die Höhe des erreichten Status auswirken. Analysen des Statuszuweisungsprozesses ermöglichen es, das Gewicht einzelner Faktoren zur Erklärung des jetzigen Status zu berechnen. Mit diesem Ansatz wird es möglich, die Frage zu beantworten, ob der familiäre Hintergrund oder die Schulbildung die wichtigste Ursache des jetzigen Status ist.

Ausgangspunkt der Ablösung des ISA-Paradigmas durch den Ansatz der Staterwerbungs-forschung war die Studie »*The American Occupational Structure*« von Peter M. Blau und Otis D. Duncan (1967). Der Paradigmenwechsel schloss drei Neuentwicklungen ein: Es wurde mit dem »sozioökonomischen Index« für Berufe (SEI) ein neues Messinstrument für soziale Ungleichheit geschaffen; Schichtung wurde nun als ein »Prozess« betrachtet, der sich im »sozioökonomischen Lebenszyklus« der Individuen vollzieht; und mit der aus der multiplen Regressionsanalyse entwickelten Pfadanalyse war eine neue statistische Vorgehensweise entwickelt worden.<sup>20</sup>

Die Grundidee der Staterwerbungs-forschung besteht darin, den Prozess der Statuszuweisung als Abfolge kausal verknüpfter Stationen der

16 Bolte/Recker (1976, 51f.).

17 Ein Rechenbeispiel, wie sich die Prozentzahl der Mobilen bei unterschiedlich feiner Berufsklassifikation verändert, findet sich bei Nollert (1991, 171).

18 Sg. Bolte/Kreckel (1968, 38).

19 Vgl. zum folgenden Herz (1983, 202f.).

20 Das folgende nach Hopf (1992: 29ff.).

Biographie zu verstehen. In diesem Sinne wird die Abfolge von Herkunftsfamilie, Ausbildung, Beruf, Einkommen und Konsumausgaben der sozioökonomische Lebenszyklus genannt. Mit der Vorstellung des sozioökonomischen Lebenszyklus kann dann die Frage gestellt werden, welche direkten und vermittelten Effekte die einzelnen Stationen auf die späteren Abschnitte ausüben.

Blau und Duncan konnten in ihrer Untersuchung für die USA in der Mitte des 20. Jahrhunderts belegen, dass »achievement was more important than ascription in determining occupational status.«<sup>21</sup> D.h. »den stärksten direkten Effekt auf den Berufserfolg übt die Bildung (.39) aus; das heisst jedoch nicht, dass die soziale Herkunft keine Rolle spielt. (...) Zieht man noch die einfachen Korrelationen hinzu, kann man feststellen, dass ca. 17 % der Varianz (.41) vom Berufsstatus des Sohnes durch den Berufsstatus des Vaters erklärt werden; 19 % der Varianz in der Ausbildungslänge werden durch den Berufsstatus des Vaters erklärt (...). Am beunruhigendsten ist freilich die Höhe der residualen Koeffizienten. So bedeutet etwa die Höhe von .75 für den Beruf des Sohnes, das 56 % der Varianz vom Berufsprestige des Sohnes unerklärt bleiben, wenn man alle unabhängigen Variablen in ihrem Einfluss kumuliert. Mit anderen Worten: das Modell zu sozialer Herkunft-Bildung-Berufsprestige erklärt nur die Hälfte der Varianz, die andere Hälfte verbleibt im Dunkel.«<sup>22</sup>

(c) Kritik an der Staterwerbserforschung wurde vor allem in den 1980er Jahren formuliert. Bemängelt wurde dabei die eindimensionale Anordnung von Berufspositionen in graduellen Skalen des Prestiges und des sozio-ökonomischen Status. Insoweit das Interesse der Staterwerbserforschung in der Beantwortung der Frage »Wer hat Erfolg?« besteht, ist zwar der Wert einer globalen Berufshierarchie offenkundig, die Konstruktion einer solchen Statusskala führt jedoch dazu, dass Berufe auf einem ähnlichen Niveau des sozioökonomischen Status Seite an Seite platziert werden, die nach der sozialstrukturellen Lage völlig ungleichartig sind. Das Berufspositionen auf eine gleiche Statusstufe gestellt werden, obwohl sie wenig miteinander gemein haben, monierte vor allem Goldthorpe: »So findet man z. B. oft Industriearbeiter zusammen mit Kleingewerbetreibenden und Verkäufern oder Elektrotechniker mit Börsenmaklern und Bürovorstehern oder Werkstättenmeister mit Landwirten und paramedizinischem Personal auf eine Stufe gestellt.«<sup>23</sup> Diese Kritik an der eindimensionalen Anordnung von Berufspositionen hatte eine Umorientierung zur Folge, bei der Mobilitätsanalysen wieder an die Klassenstruktur zurückgebunden wurden.<sup>24</sup>

---

21 Ganzeboom/Treiman/Ultee (1991, 284).

22 Müller (1997, 95).

23 Goldthorpe (1985, 178).

24 Diese Umorientierung kündigt sich an bei Handl et al. (1977).



Sofern die Staterwerbserforschung Ausdruck der »prevailing American ideology of individual achievement«<sup>25</sup> war, wurde ferner die einseitig individualistische Erklärung von Mobilität durch personenbezogene Merkmale kritisiert. Dies führte zu einem Wechsel von einer individualistischen zu einer strukturellen Erklärung von Mobilitätsprozessen. Die dritte Generation der Mobilitätsforschung ist also gekennzeichnet durch die Umstellung von einem individualistischen zu einem strukturalistischen Erklärungsansatz, der sich in Abhebung vom Staterwerbssparadigma als Paradigma der »Statuszuweisung«<sup>26</sup> bezeichnen lässt. Angesichts wachsender Arbeitsmarktprobleme fand diese Sichtweise rasch Anhänger, da Mobilitätsvorgänge nicht primär als Konsequenzen interindividueller Differenzen in den angebotenen Qualifikationen und Leistungen gedeutet, sondern auf Chancen-, Gelegenheits- oder Opportunitätsstrukturen und ihre Veränderungen bezogen wurden.<sup>27</sup> Nach dieser Theorie sind Positionen nur dann verfügbar, wenn sie vakant sind. »Dies bedeutet, dass die Schaffung freier Stellen und nicht die Veränderung der individuellen Ressourcen der zentrale Mobilitätsmechanismus ist. So kann eine Person eine bessere Position erhalten, ohne dass sich ihre individuellen Ressourcen verändert haben, und eine andere Person kann ihre Ressourcen deutlich steigern, ohne die Chance auf eine bessere Stelle zu erhalten, weil strukturell keine Vakanzen verfügbar sind. Die individuellen Ressourcen sind nur insoweit von Bedeutung, als sie dazu dienen, unter den Bewerbern um eine Position eine Reihenfolge in einer Warteschlange herzustellen.«<sup>28</sup>

Das Manko des Statuszuweisungsparadigmas besteht darin, die Blickrichtung einfach umzukehren, womit sie nur die »spiegelbildlichen Probleme der konventionellen Staterwerbserforschung« erzeugt: War die Staterwerbserforschung »auf dem »strukturellen Auge« blind, so ist jene auf dem »individuellen Auge« stark kurzsichtig; es erhebt sich dann sofort die Anschlussfrage, ob man sich vertikale Mobilität unter günstigen konjunkturellen Voraussetzungen mechanisch als »Massenschicksal« – gleichsam als zwangsweiser Aufstieg des Gros' einer Alterskohorte – vorstellen muss, und wenn nicht, wie der Anteil individuellen Handelns am Berufs- und Karriereprozess einzuschätzen ist.«<sup>29</sup>

(d) Das ISA-Paradigma, das Staterwerbser- und das Statuszuweisungsparadigma stellen die drei ersten Generationen der vertikalen Mobilitätsforschung dar. Als vierte Etappe der Entwicklung kann man noch die Entwicklung der quantitativen Lebensverlaufsforschung ab den 1980er Jahren nennen, sofern man diese als »forschungslogisch

---

25 Coser (1975, 695).

26 Borschier (1991, 17).

27 Vgl. dazu und zum folgenden Berger (1996, 163f.).

28 Blossfeld (1989, 45f.).

29 Müller (1997, 99f.).

nächsten Schritt der soziologischen Mobilitätsforschung« begreift, der eine ganze Reihe von Problemen der vorhergehenden Generationen der Mobilitätsforschung löst. Während bei der Anlage von Mobilitätstabellen in der ersten Forschungsgeneration Bildung und beruflicher Status nur einmal erhoben wurden, können mit der Lebensverlaufsanalyse die »Tatbestände unterschiedlicher Bildungs- und Erwerbsdauer ebenso berücksichtigt werden wie der reguläre oder irreguläre Verlauf von Bildungskarrieren und alters-, perioden-, branchen- oder berufsspezifischen Erwerbskarrieren.«<sup>30</sup> Konzentrieren sich die ersten zwei Generationen der Mobilitätsforschung darauf, nur die soziale Mobilität von Männern zu analysieren, während ansonsten die Untersuchung des Familienzyklus ausschliesslich auf Frauen konzentriert war, so konnte die Lebensverlaufsanalyse die verknüpften Familien- und Berufskarrieren von Frauen und Männern analysieren. Schliesslich ermöglichte die Lebensverlaufsanalyse durch den Rückgriff auf individuelle Längsschnittdaten von vornherein, einzelne Geburtskohorten zu unterscheiden, womit sie die Kollektivbedingungen unterschiedlicher Kohortenlagen besser erfassen konnte als die ersten Generationen der Mobilitätsforschung.<sup>31</sup>

Im Folgenden gehen wir jedoch nicht ausführlicher auf die Lebensverlaufsanalyse ein, da sie ein interdisziplinäres Theorie- und Forschungsprogramm ist, das sich nicht nur als Fortentwicklung der Forschungen zur sozialen und beruflichen Mobilität begreifen lässt, sondern auch Anstösse anderer Theorieansätze und empirischer Forschungsgebiete aufgenommen hat. Dazu zählen die Forschungen »zur Fertilitätsgeschichte und zum Familienzyklus, zu Ausbildungs- und Berufsverläufen, zur Qualifikations- und Absorptionsforschung, zur Humankapitalbildung und Einkommensentstehung, zum Arbeitsmarktverhalten und zur Frauenerwerbstätigkeit, zur Binnenwanderung, zur Soziologie des Alterns, zum Generationenwandel und zur Kohortendifferenzierung. Wichtige Anstösse kamen ferner aus der sogenannten Sozialindikatorenbewegung, der historischen Demographie und der historischen Familienforschung.«<sup>32</sup>

---

30 Mayer (1987, 57), zum folgenden vgl. ebenfalls Mayer (1987, 57f.).

31 Damit hat die Lebensverlaufsanalyse zwar theoretisch den Grossteil der Probleme der ersten drei Generationen der Mobilitätsforschung gelöst, aber nicht praktisch. Denn zum einen fällt auf, dass die für Mayer selbst einmal leitende Maxime abhanden gekommen ist, nur solche Indikatoren zu verwenden, »die zumindest für eine weitere Wissenschaftsöffentlichkeit ohne seitenlange Explikationen verständlich sind« (Mayer 1977a, 188). Zum anderen werden die Datenreihen in der Regel so aufbereitet, dass sich mit ihrer Hilfe kaum Einzelfälle erhellend aufschlüsseln lassen. Eine sich wechselseitig ergänzende Kombination von quantitativem und qualitativem Zugang, wie er heute wünschenswert ist, kann man mit dieser Form der Lebensverlaufsanalyse kaum bewerkstelligen. Das gelingt am ehesten noch in den Arbeiten des Bremer Sonderforschungsbereichs 186 (»Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf«), wo von vornherein quantitativer und qualitativer Zugang vermittelt sind. Vgl. dazu etwa als beispielhafte Studie Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996).

32 Mayer (1987, 54). Vgl. als ersten Überblick zur Lebensverlaufsanalyse Mayer (1990).

Spätestens mit dem Übergang von der ersten zur zweiten Generation vertikaler Mobilitätsforschung, war der Hauptkritikpunkt an der Forschung der, dass sich das Interesse schnell auf technisch-statistische Fragen eingeeengt hätte. Lewis Coser spricht etwa mit Blick auf die Pfadanalysen der Statuserwerbsforschung von einer »hypertrophy of method at the expense of substantive theory«<sup>33</sup>, und Peter A. Berger kommt nach einer Sichtung der dritten und vierten Generation der Mobilitätsforschung ebenfalls zu dem Schluss, dass sich wiederum ein »Übergewicht methodischer Fragen« eingestellt habe.<sup>34</sup> Es ist jedoch weniger dieser Kritikpunkt, der dazu geführt hat, die Entwicklung der vertikalen Mobilitätsforschung hier nur in Kurzform darzustellen. Entscheidend ist vielmehr, dass in der quantitativen Mobilitätsforschung die Frage »nach den Ursachen von Mobilität« im Zentrum steht, nicht aber die Frage nach »den Konsequenzen einer gesteigerten Beweglichkeit von Individuen und Familien für ihre Strukturwahrnehmungen und -erfahrungen einerseits, für ihre Lebensführung andererseits.«<sup>35</sup> Weder die Frage nach den Konsequenzen von Abstiegsmobilität wird hier gestellt, noch lässt sich mit den Mitteln der herkömmlichen Mobilitätsforschung und quantitativen Lebensverlaufsformforschung eine typologische Differenzierung von Lebensverlaufsformen des intergenerationalen sozialen Abstiegs bewerkstelligen. Auch wenn nicht zu übersehen ist, dass die neuen Generationen der Mobilitätsforschung sich von den älteren Forschungsansätzen dadurch unterscheiden, dass sie immer mehr Etappen der Lebensgeschichte der untersuchten Personen einbeziehen, wird in diesen Forschungskontexten nicht danach gestrebt, verschiedene Verlaufsformen des Abstiegs zu identifizieren, was nur mit einem qualitativen Zugang möglich ist, so wie er in der vorliegenden Arbeit realisiert wird. Abgesehen davon, dass man aus der Aufeinanderfolge des individualistischen Statuserwerbs- und des strukturellen Statuszuweisungskonzepts lernen kann, bei der Theoretisierung von intergenerationellem Abstieg sowohl auf interindividuelle Differenzen in den angebotenen Leistungen und Qualifikationen wie auch auf Chancen- und Gelegenheitsstrukturen zu achten, stellt die quantitative Mobilitätsforschung nur einen Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit dar, insofern sie einigermaßen verlässlich Auskunft über das Ausmass der Abstiegsmobilität gibt. Sie hilft von daher, das zu untersuchende Phänomen überhaupt erst zu objektivieren und bezifferbar in den Griff zu bekommen.

Im nächsten Abschnitt wird nun die Diskussion über die quantita-

---

33 Coser (1975, 698). Coser, der 1975 Präsident der American Sociological Association war, unterzog in seiner »Presidential Address« sowohl die Statuserwerbsforschung wie die Ethnomethodologie einer kritischen Prüfung. Das oben zitierte Urteil bezog sich auch auf den damaligen Entwicklungsstand der Ethnomethodologie.

34 Berger (1996, 162).

35 Berger (1996, 162).

tive Mobilitätsforschung abgeschlossen, indem skizzenhaft Überlegungen darüber angestellt werden, warum Abstieg kein eigenständiges Thema der Forschung wurde. Es schliesst sich daran ein Überblick zu den wenigen Arbeiten an, in denen intergenerationeller sozialer Abstieg gesondert untersucht wurde.

### 1.3 Abstieg als Thema der Forschung

Angesichts des bemerkenswert grossen Ausmasses an intergenerationeller Abstiegsmobilität in den akademischen und vermögenden Gruppen erstaunt es, dass diesem Phänomen keine erhöhte deskriptiv-statistische Aufmerksamkeit zuteil wurde, sich in den herkömmlichen und zahlreichen Untersuchungen zur sozialen Mobilität zudem keine gehaltvollen Interpretationen entsprechender Daten finden, und es vor allem an qualitativen Untersuchungen über Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs fehlt.

Es müssen mehrere Sachverhalte berücksichtigt werden, die zum Entstehen dieser Daten- und Wissenslücke geführt haben: Eine Vorbedingung für eine Problematisierung der Abstiegswahrscheinlichkeiten in den oberen Schichten wäre gewesen, ein Untersuchungsdesign zu wählen, das sich auf intergenerationelle Mobilitätsprozesse in wenigen Herkunftsgruppen konzentriert. Doch die vertikale Mobilitätsforschung zeichnete sich von Beginn an durch eine das grossflächige Sozialpanorama anvisierende Untersuchungsperspektive aus. Sie wollte Aussagen über Mobilitätsvorgänge in allen Sozialkategorien machen. So erschien eine Analyse der intergenerationellen Mobilität in wenigen ausgewählten Herkunftsgruppen irrelevant.

Mobilitätsforschung ist immer zugleich auch Ungleichheitsforschung. Von daher sind die Forscher auf das Wahrnehmungsparadigma schichttypischer Unterschiede in den Lebenschancen eingestellt. Wer weiss, dass Lebenserwartung, Krankheitsverhalten, Delinquenzraten und Bildungschancen schichtspezifisch variieren, sucht bei der Betrachtung von Mobilitätstabellen in den oberen Herkunftskategorien zunächst nach der Bestätigung seiner nüchternen Sicht der Sozialwelt. Und da eine Statusreproduktionsquote von 60 Prozent ins Auge sticht, wird die ja nicht falsche Grundüberzeugung gefestigt, dass mit dem sozial vorteilhaften Zufall der Geburt auch bevorzugte Startnummern für das spätere Hindernisrennen um geachtete gesellschaftliche Positionen vergeben worden sind. Mit einer solchen bestätigenden Wahrnehmung besteht jedoch zugleich auch kein Anlass mehr, der gleichermassen existenten Abstiegswahrscheinlichkeit von 40 Prozent eine gesteigerte und problematisierende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch dort, wo Abstiegswahrscheinlichkeiten in den oberen Soziallagen nicht über-

gangen sondern thematisiert werden, geschieht dies typischerweise in der Logik der Bestätigung der alten Privilegienperspektive: Mayer kommentiert etwa seinen Befund einer hohen Abstiegswahrscheinlichkeit innerhalb der oberen Mittelschicht mit den Worten, dass diese Abstiege auch nur vorübergehende sein könnten, da bei einer höheren Herkunft am Ende der Karriere oft »wiederum die Höhe des Elternstatus erreicht wird.«<sup>36</sup> Und wenn etwa Pierre Bourdieu auf Abstiege in den höheren Schichten zu sprechen kommt, wird sofort betont, dass ein drohender Abstieg gerade hier durch Rückgriff auf »Beziehungen« kompensiert werden kann.<sup>37</sup> Für die Ungleichheits- und Mobilitätsforschung scheint demnach ein unausgesprochenes Privilegienparadigma konstitutiv zu sein, wenn sie den Blick auf die oberen Herkunftsstraten richtet.

Es scheint jedoch nicht nur das auf ungleich verteilte Bildungs- und Lebenschancen eingestellte Wahrnehmungsmuster des Soziologen zu sein, das ein Übergehen des Abstiegsphänomens ermöglicht. So wie der Markt der Ratgeberliteratur mit Titeln über den Weg zum Erfolg überschwemmt ist, aber kaum Ratgeber zum Umgang mit dem Scheitern anbietet,<sup>38</sup> hat sich auch das soziologische Forschungsinteresse paradoxerweise konform zu dieser gesellschaftlichen Dauerthematization von Erfolg und dem dazugehörigen Schweigen über das Scheitern entwickelt. Es existieren kaum Untersuchungen zu intergenerationellem Abstieg, während es an Studien über sozialen Aufstieg keineswegs mangelt,<sup>39</sup> wengleich diese Untersuchungen natürlich andere Zielsetzungen verfolgen als Erfolgshandbücher des Typs »Win Who Will«. Woher diese Nichtthematization von intergenerationellem Abstieg kommt, ist schwer zu sagen: Mitspielen mag vielleicht eine Skepsis darüber, ob solche Personen überhaupt bereit sind, über eine möglicherweise als Scheitern empfundene Biographie Auskunft zu geben. Von Bedeutung ist sicher auch, dass der in der Soziologie formal klar definierbare und wertfrei gemeinte Begriff des Abstiegs im Alltag eindeutig wertend gebraucht wird. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang das in Lehrveranstaltungen zur sozialen Mobilität hin und wieder auftretende Unbehagen von Studierenden, ob es nicht ein moralisch zweifelhaftes Unterfangen sei, so etwas zu untersuchen. Ein solches

---

36 Mayer (1977a, 204). Man verstehe die Kritik an Mayer nicht falsch, denn er hat sehr früh darauf hingewiesen, dass über »zwei Drittel aller Gesellschaftsmitglieder – in unterschiedlichem Grade – »newcomers« in ihrer Zielgruppe (sind)«, Mobilität also die Regel und Immobilität die Abweichung ist (1977a, 194). Dabei ist er nicht gleich von einem »kollektiven Mehr« an Mobilität ausgegangen, dass nach Becks Meinung die Lebenswege der Menschen »durcheinanderwirbelt« (1986, 125).

37 Vgl. Bourdieu (1979, 248ff.).

38 Vgl. zu diesem Hinweis Sennett (1998, 159).

39 Vgl. z. B. Streeck (1981), Siara (1986), Bude (1988), Schlüter (1992), Giegel (1995), Hasenjürgen (1996), Rodax/Rodax (1996), Accardo (1997), Christin (1997), Prümmer (1997), Soulié (1997), Haas (1999).

Misstrauen macht aber nur Sinn auf dem Hintergrund der latenten Unterstellung, dass es bei der Untersuchung von Abstiegen darum ginge, die interviewten Personen unter Wahrnehmungskategorien wie ›mangelnder Intelligenz‹, ›individueller Charakterschwäche‹ oder gar der ›Faulheit‹ zu betrachten. Nun kann es aber bei einer soziologischen Untersuchung von Abstiegen gerade nicht darum gehen, Scheitern und Misserfolg persönlichen Merkmalen zuzurechnen. Genau so, wie sich Robert K. Merton 1938 in seinem Aufsatz »*Sozialstruktur und Anomie*« weigerte, die von den Zeitgenossen beklagte Unterschichtendelinquenz den Fehlern von Individuen zuzuschreiben, ist auch bei der Untersuchung von Abstiegsprozessen zu verfahren. Merton wies stattdessen darauf hin, dass unterschiedliche Chancenstrukturen bei Personen in verschiedenen Klassenverhältnissen zu systematischen Abweichungen von den normativen Erwartungen führen.<sup>40</sup> Eine Analyse von absteigenden Lebensverläufen lässt sich nicht vornehmen, wenn sie im Modus einer psychologisierend-moralisierenden Zurechnung erfolgt.

Wer nach Literatur über intergenerationellen Abstieg sucht, die mehr bietet als ein paar Zahlenwerte zu Abstiegswahrscheinlichkeiten, und wer in den wichtigsten soziologischen Zeitschriften der letzten vierzig Jahre recherchiert,<sup>41</sup> der findet neben einem frühen Aufsatz von Wilensky/Edwards (1959) über den Wandel der politischen Einstellungen von Absteigern, lediglich noch eine Erhebung, welche zu belegen sucht, dass die intergenerationelle ›Berufsvererbung‹ in Scheidungsfamilien im Vergleich zu jenen in intakten Familien abgeschwächt ist (Biblarz/Raftery 1993). An qualitativen Studien, in denen intergenerationeller Abstieg thematisch ist, existiert Anselm Strauss' »*Contexts of Social Mobility*« (1971). Daneben haben Barbara Ehrenreich in ihrer Studie »*Fear of Falling*« (1989) und Pierre Bourdieu in seiner Untersuchung »*Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel*« (1973) erste theoretische Beiträge zur Durchdringung des Problems des intergenerationellen sozialen Abstiegs verfasst. Insgesamt gilt jedoch: Wie Abstiege erfahren werden, welche Verlaufsformen existieren und welche Konsequenzen Abwärtsmobilität hat, ist »weitgehend unerforscht.«<sup>42</sup>

Im folgenden wird dargelegt, welche Einsichten sich den erwähnten Arbeiten für eine Theorie des intergenerationellen Abstiegs entnehmen lassen. Wir verschieben dabei lediglich die Darstellung der Beiträ-

---

40 Vgl. dazu Coser (1975, 252, 255).

41 Durchgesehen wurden *American Journal of Sociology*, *American Sociological Review*, *Annual Review of Sociology*, *Archives Européennes de Sociologie*, *Berliner Journal für Soziologie*, *The British Journal of Sociology*, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, *Soziale Welt*, *Zeitschrift für Soziologie*.

42 So das Urteil von Hradil (1999, 397). Für die Untersuchung intragenerationeller Mobilitätsprozesse scheint dagegen die Forschungslage besser zu sein. Vgl. für Daten über die Schweiz Buchmann et al. (1996), und für allgemeinere, teils auch typologische Studien Doehlemann (1996), Klein (1987) und Newman (1999).

ge von Ehrenreich und Bourdieu auf den nächsten Abschnitt, in dem zum Abschluss dieses Kapitels die theoretischen Vorüberlegungen über sozialen Abstieg gebündelt werden:

Die Arbeit »*The Skidder: Ideological Adjustments of Downward Mobile Workers*« von Wilensky/Edwards bringt sozialen Auf- und Abstieg mit dem Wandel von Denkmustern in Verbindung. Könnte man erwarten, dass Absteiger zu politischer Radikalität neigen,<sup>43</sup> so sehen Wilensky und Edwards dies nur unter bestimmten strukturellen und kulturellen Bedingungen gegeben. Sie gehen vielmehr davon aus, dass von der Mittel- in die Arbeiterklasse abgestiegene Personen »more conservative than workers in his class of destination« sind, und dass dieser Konservatismus damit zusammenhängt, weil sie Misserfolg leugnen und weiterhin nach Erfolg streben.<sup>44</sup> Abgestiegene Personen können sich nach dem Dafürhalten der Autoren nicht vollständig an den Lebensstil der neuen Klasse angleichen, so dass ihre Einstellungen irgendwo zwischen der bisherigen und der neuen sozialen Klasse angesiedelt sind. Dies ist deshalb der Fall, weil sie sowohl schon früh in den Wertekanon der Mittelklasse sozialisiert wurden, als auch deshalb, weil sie eine vollständige Partizipation an der Arbeiterklasse ablehnen, da sie im Nachhinein sehen, was sie verloren haben.<sup>45</sup>

Biblarz und Raftery belegen in ihrer Studie einige Zusammenhänge zwischen Scheidung und intergenerationeller »Berufsvererbung«. Dabei zeigen sie sowohl, dass bei Kindern aus nicht-intakten Familien die intergenerationelle »Berufsvererbung« abgeschwächt ist als bei Kindern aus intakten Familien, und dass Kinder aus nicht-intakten Familien mit grösserer Wahrscheinlichkeit in den unteren beruflichen Schichten enden als Kinder aus intakten Familien.<sup>46</sup> Ganz abgesehen davon, dass Biblarz/Raferty damit dem schon länger zu beobachtenden Anstieg der Scheidungsziffern letztlich grosse Effekte zuschreiben (was dann zwangsläufig zu dem Schluss führen müsste, dass eine Zunahme »familiärer Zerrüttung« auch kollektive Abstiegsprozesse für Heranwachsende nach sich ziehen würde),<sup>47</sup> ist die Studie auch insofern aus grobem Holz geschnitzt, als sie nicht konkret zeigen kann, wie sich eine Scheidung auf die berufsbiographische Orientierung auswirkt.<sup>48</sup>

---

43 So die Sicht einer Folgestudie: Lopreato (1970).

44 Wilensky/Edwards (1959, 215).

45 Wilensky/Edwards (1959, 217).

46 Biblarz/Raftery (1993, 107).

47 Natürlich ziehen die Autoren eine solche Schlussfolgerung nicht, sondern gehen vielmehr davon aus, dass die »recent changes in family structure may lead to greater universalism in contemporary American society« (1993, 97).

48 Zweifellos hat eine Scheidung einen Einfluss auf die berufsbiographische Orientierung der Heranwachsenden. Sie kann eine Ablehnung des väterlichen Berufsmilieus zur Folge haben, wie wir in Kapitel 6 zeigen werden. Falsch wäre jedoch der Schluss, dass sich in unserem Fallmaterial mehr Scheidungskinder finden als die allgemeine Scheidungsquote erwarten lässt.

Schärft die Studie von Wilensky/Edwards den Blick dafür, bei Abstiegprozessen auf Phänomene der Ambivalenz bei den Werthaltungen und Einstellungen von Absteigern zu achten, während die Untersuchung von Biblarz/Raftery es nahe legt, genauer den Prozess zu analysieren, wie eine Scheidung möglicherweise die berufsbiographische Orientierung der Heranwachsenden in Richtung eines Abstiegs präformieren kann, so bietet die Arbeit von Anselm Strauss einen allgemeinen Bezugsrahmen für die Analyse von Abstiegprozessen an. Die Stossrichtung von Anselm Strauss' »*The Contexts of Social Mobility*« lässt sich am besten verstehen, wenn man sie als Kritik an der quantitativ verfahrenen Mobilitätsforschung und ihrer Begleiterkrankung versteht, sich mehr auf technische statt inhaltliche Fragen zu konzentrieren. Deshalb kann Strauss das Resümee ziehen: »There is a curious paradox about sociologists' research on mobility. All of us citizens are likely to be fascinated by the great American theme of ›success and failure‹ and by its many exemplifications as portrayed in the mass media. However, when I have queried colleagues whose opinions I respect about their reactions to mobility (and stratification) research, they have answered that the literature on it is boring. (...) Colleagues remark that the research is rather bloodless, rather statistical, often is concerned with elegant proof of the insignificant or the obvious, and rarely tells much about any individual's experience as he moves up or down the social ladder. (...) A notable feature of research on mobility is that a relatively few problems receive the most attention. One central problem which has been studied and debated almost to death is whether mobility in America is slowing down, remaining about the same or increasing.«<sup>49</sup>

Ausgehend von dieser Kritik optiert Anselm Strauss für ein qualitatives Forschungsprogramm. Den theoretischen Bezugsrahmen für eine qualitative Untersuchung von sozialer Mobilität findet er in der von ihm entwickelten, allgemeinen Theorie der Statuspassagen. In Abhebung von sich geregelt, fahrplanmässig und in vorgeschriebenen Formen entwickelnden Statuspassagen, begreift Strauss Mobilität als einen spezifischen Typus von Statuspassage. Er arbeitet vor allem heraus, dass zum Verständnis von sozialer Mobilität als Statuspassage wichtig ist, dass die Passage bis zu einem bestimmten Grad erwünscht oder unerwünscht sein kann, dass sie umkehrbar bzw. wiederholbar oder nichtwiederholbar sein kann, dass die Passage alleine oder kollektiv durchlaufen werden kann etc.<sup>50</sup>

Im Rahmen seiner Theorie der Mobilität streift Strauss auch das Problem, dass »more than one critic has noted how little attention is paid to downward mobility.«<sup>51</sup> Er widmet jedoch nur zwei in der Forschung oft

49 Strauss (1971, 2f.).

50 Strauss (1971, 163-251).

51 Strauss (1971, 4, vgl. auch 171).



übersehenen Problemen gesonderte Aufmerksamkeit, nämlich zum einen dem Phänomen der Prävention von unfreiwilliger Abwärtsmobilität, und der Unterscheidung von »voluntary« und »involuntary downward mobility.« Dabei versteht er unter ›freiwilliger‹ Abwärtsmobilität den überlegten, zeitweiligen Schritt ›nach unten‹, wenn etwa eine Atempause von den Frustrationen, Belastungen und dem Druck des gegenwärtigen Lebens benötigt wird, wie den definitiven Schritt von Dauer, wenn man von einer wenig angenehmen und entfremdeten Lebensart wegkommen oder total mit Freunden, Verwandten und der Familie brechen will. Strauss diskutiert das Phänomen am Beispiel des »temporären Hippies«, der Entscheidung für den Eintritt in eine Kommune, und er weist historisch weiter zurückreichend auf die Boheme und ihre Örtlichkeiten hin, wo Mittel- und Oberklassenangehörige unterhalb des elterlichen Standards leben konnten, ohne jedoch letztlich die Intention aufzugeben, möglicherweise wieder nach Hause zurückzukehren. Von den alternativen Versuchen, die Zivilisation abzustreifen (»going native«), grenzt Strauss das Phänomen der unfreiwilligen Abwärtsmobilität ab, unter dem er vor allem individuelle Abwärtsmobilität etwa infolge chronischer Erkrankungen von relativ armen Personen versteht.<sup>52</sup> – Die Arbeit von Anselm Strauss stellt zwar keine genuine Untersuchung von Abstiegsprozessen dar, da lediglich Sekundärliteratur diskutiert oder Beispiele aus autobiographischen Veröffentlichungen angeführt werden, doch für die vorliegende Untersuchung ist die Studie insofern von Bedeutung, als der Vorschlag gemacht wird, Abstiegsprozesse qualitativ mit dem Bezugsrahmen der Statuspassage zu erforschen.

## 1.4 Das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien

Wie lässt sich die nicht unerhebliche Abstiegsquote in den oberen sozio-professionellen Kategorien erklären? In der Sicht des impliziten Privilegienparadigmas legt eine Statusreproduktionsquote von 60 Prozent den Kommentar nahe, dass die Familien in den oberen Soziallagen nicht nur ein Interesse am Stuserhalt ihrer Nachkommen haben, sondern dass sie auch über effektive Strategien verfügen, die Position in der Sozialstruktur für ihre Söhne und Töchter zu erhalten oder gar zu verbessern. Um die Abstiegsquote von 40 Prozent zu erklären, kann ebenfalls mit der Annahme gearbeitet werden, dass Familien ein Interesse am Stuserhalt und der Statusverbesserung ihrer Söhne und Töchter haben. Was die Effektivität der familiären Reproduktionsstrategien betrifft, ist es jedoch angebracht, eine skeptischere Einschätzung zu ent-

---

52 Strauss (1971, 171ff.).

wickeln. Diese Skepsis lässt sich begründen, wenn man den Blick auf den sozialhistorischen Wandel der gesellschaftlichen Strukturen der Staterlangung richtet, da dieser die soziale Platzierungsmacht der Familien verringert hat, obwohl sich die familiären Reproduktionsstrategien flexibel auf die neuen Gegebenheiten einzustellen versuchten.<sup>53</sup>

An einer vereinfachenden Gegenüberstellung von agrarischen und modernen Gesellschaften lässt sich der Wandel der gesellschaftlichen Strukturen der Staterlangung am besten veranschaulichen. Als Ausgangspunkt der Überlegungen bietet sich die Betrachtung von zwei Datenreihen zur Entwicklung der erwerbstätigen Bevölkerung in der Schweiz an. Die erste bezieht sich auf den Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Personen, die andere auf die Entwicklung des Anteils der Selbständigen in der erwerbstätigen Bevölkerung: Im Jahr 1888 waren noch 57 Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft tätig. Schon 1900 war dieser Anteil auf 31 Prozent gesunken, um nach 1970 auf unter 10 Prozent zu fallen, wobei er 1998 lediglich noch 4,7 Prozent betrug.<sup>54</sup> Analog zu dieser Entwicklung verringerte sich der Anteil der Selbständigen: Waren 1888 noch 30,5 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung der Schweiz Selbständige (37,6 Prozent sind es sogar, wenn man nur die männliche erwerbstätige Bevölkerung betrachtet), so verringerte sich der Anteil bis 1920 auf 23,5 Prozent. 1980 war der Anteil Selbständiger auf unter zehn Prozent (9,2 %) gefallen, um bis 1998 wieder leicht auf 11,1 Prozent anzusteigen.<sup>55</sup> Die erste Datenreihe belegt an der Abnahme der Bedeutung der Landwirtschaft den sektoralen Wandel der Wirtschaftsstruktur, die andere Datenreihe zeigt, dass rein quantitativ der Anteil derjenigen Bevölkerungsteile, die wirtschaftlich selbständig sind und insofern ihre Produktionsmittel selbst besitzen, stetig zurückgegangen ist: Waren 1888 69,5 Prozent der Bevölkerung abhängig Beschäftigte, so sind es 1998 bereits 88,9 Prozent. Die Werte für das Jahr 1888 verweisen auf eine Gesellschaft, in welcher die direkte ›Berufsvererbung‹ vom Vater auf den Sohn (als Landwirt, Handwerker, Kaufmann etc.) für ein Drittel der Bevölkerung eine Rolle spielt, und wo selbst für jene, die nicht ›Hoferben‹ werden, der berufliche Werdegang zu einer Tätigkeit im landwirtschaftlichen Sektor führt. Mehr als hundert Jahre später ergibt sich ein ganz anderes Bild des Zusammenspiels von intergenerationeller Bewahrung und Transformation: Infol-

---

53 Ich gebe im folgenden nur eine kurze, holzschnittartige Skizze des sozialhistorischen Wandels der Strukturen der Statuszuweisung und des parallelen Wandels der familialen Reproduktionsstrategien. Eine eingehendere Behandlung hätte eine eigenständige monographische Bearbeitung erforderlich gemacht. Hinweise zum Wandel von Statuszuweisungsstrukturen und Reproduktionsstrategien finden sich bei Schultheis (1993, 422ff.), Singly (1994) und Bourdieu et al. (1973).

54 Angaben nach: Siegenthaler (1985, 459); Siegenthaler (1987, 494); Bundesamt für Statistik (1999, 113).

55 Angaben nach: Siegenthaler/Ritzmann-Blickenstorfer (1996, 400); Bundesamt für Statistik (1999, 113).

ge der Universalisierung der abhängigen Erwerbstätigkeit ist eine durch die Übertragung von Produktionsmitteln (Hof, Werkstatt, Laden etc.) gestützte ›Berufsvererbung‹ zur Ausnahme geworden. Die geringe Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen und die Verbreitung abhängiger Erwerbstätigkeit können dabei zugleich als Indikatoren dafür gelesen werden, in welchem Ausmass eine Diversifizierung möglicher beruflicher Tätigkeitsfelder stattgefunden hat, was zugleich auch die Ausdifferenzierung einer Vielfalt von formalisierten Prozeduren der schulischen und beruflichen Ausbildung erzwang.

Welche Macht hatten die Familien jeweils an den beiden kurz skizzierten historischen Eckpunkten, den sozialen Lebensweg ihrer Nachkommen festzulegen? Für eine überwiegend in der Landwirtschaft tätige und in einem nicht unbedeutenden Masse selbständige Erwerbsbevölkerung liegt es nahe, die familiäre Platzierungsmacht hoch einzustufen, da die Strategie der Vererbung von Besitz und das Muster einer ›Berufsvererbung‹ dominiert. In einer dominant agrarisch geprägten Gesellschaft bestimmt das Prinzip des Erstgeborenen- bzw. Anerbenrechts über das Schicksal der Nachkommen. Im Interesse ausgeprägter Besitzstandswahrung und unter Rückgriff auf den Zufall des Geburtenrangs und des Geschlechts stehen die ›Sieger‹ und ›Verlierer‹ in der Konkurrenz um das Familienerbe immer schon fest. Dabei wurden die weiblichen Geschwister mit einer Mitgift ausgestattet dem Heiratsmarkt anheimgestellt, während die jüngeren Brüder die Möglichkeit hatten, als mithelfende Familienangehörige weiterhin auf dem Hof zu leben. Diese familiäre Platzierungsmacht wurde jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts geschwächt, da das Prinzip des Erstgeborenenrechts über die patriarchalisch-meritokratische Zwischenform der Testierfreiheit schliesslich durch das Modell der obligatorischen egalitären Erbteilung im Code Civil (1804) abgelöst wurde.<sup>56</sup> Inzwischen hat sich Grundsatz der Gleichbehandlung der Nachkommen in den modernen Gesellschaften weitgehend durchgesetzt. Selbst in den Vereinigten Staaten, das praktisch unbegrenzte Testierfreiheit kennt, wird überwiegend an alle Kinder zu gleichen Teilen vererbt.<sup>57</sup>

Neben dem Wandel in den Vererbungsprinzipien ist in diesem Zusammenhang auch auf die historisch nicht minder weit zurückliegende Einführung der allgemeinen Schulpflicht zu verweisen, welche die soziale Platzierungsmacht der Familien ebenso stark beschnitten hat wie das Prinzip der egalitären Erbteilung. Während sich in den europäischen Agrargesellschaften nicht nur die Weitergabe des Bodens im Schoosse der Familie vollzog, sondern die familiäre Erziehung über weite Strecken eine Sozialisation der Kinder zu direkten Nachfolgern war,

---

56 Vgl. dazu Schultheis (1993, 422ff.).

57 So Kohli/Szydlík (1999, 35).

womit die Hofübergabe zugleich mit der Weitergabe des »know-how eines Handwerks«<sup>58</sup> verbunden blieb, wurde mit der Schulpflicht der Anfang zur Etablierung einer eigenständigen Kindheits- und später dann Jugendphase gemacht, wobei heute nahezu die gesamte Schulung für das Leben ausser Haus geschieht und primär von staatlichen Institutionen geleistet wird. Damit ist die Reproduktion des Herkunftsstatus in allen gesellschaftlichen Schichten vom Urteil der Bildungsinstitutionen abhängig geworden, während sie früher überwiegend der väterlichen Autorität in der Herkunftsfamilie unterstellt war.

Natürlich bedeutete die staatliche Durchsetzung des egalitären Erbmodells und die Einführung der Schulpflicht keinen vollständigen Verlust der Möglichkeiten eines intergenerationellen Statuserhalts, da die Familien ihre Reproduktionsstrategien den neuen Gegebenheiten flexibel anzupassen versuchten. An die Stelle der lebenszeitlich erst spät erfolgenden, »posthumen« Vererbung von Besitz, trat die möglichst frühzeitige Investition verfügbarer Mittel in die nachwachsende Generation. Mit der Erfindung von Kindheit und Jugend wurden zugleich die »Familienlasten« geschaffen: »Durch Arbeitsschutzgebung und Schulpflicht erzwungen, wurden Kinder, die in frühindustriellen Gesellschaften häufig schon vor dem 6. Lebensjahr voll in die Arbeit integriert waren und einen massgeblichen Beitrag zur Existenzsicherung ihrer Familien leisteten, für einen immer weiter hinausgezögerten Zeitraum ökonomisch freigesetzt. Hierdurch wurden Kinder aber zugleich zu einem beachtlichen Kostenfaktor, der zunächst allein durch die erwerbstätige Elterngeneration zu tragen war, später wenigstens teilweise mittels wohlfahrtsstaatlicher Transfers kompensiert wurde. Kindheit entwickelt sich also in der Moderne zu einem kostspieligen familialen Investitionsfaktor, erweist sich angesichts der seit dem 19. Jahrhundert stetig wachsenden Bedeutung schulischen Kapitals für die gesellschaftliche Platzierung als ein oft sehr langfristiger Einsatz familialer Reproduktionsstrategien.«<sup>59</sup>

In dem Masse, in dem die schulische Leistung über die spätere berufliche Platzierung entschied, orientierte sich die Elterngeneration daran, einen Teil des persönlichen Erbes in Bildungsinvestitionen umzuwandeln und den Statuserhalt über eine entsprechende familiäre Erziehung zu sichern. Im Mittelpunkt der Reproduktionsstrategien von modernen Familien stehen demnach »Erziehungsstrategien«, die mit der Notwendigkeit einer »kontinuierlichen Beobachtung der schulischen Entwicklung« der Kinder durch die Eltern einhergehen, und die darauf gerichtet sind, den Nachkommen das »bestmögliche ausser-schulische Umfeld zu schaffen.«<sup>60</sup>

58 Segalen (1993, 158).

59 Schultheis (1993, 429f.).

60 Singly (1994, 36-39).

Intergenerationeller Stuserhalt kann also nicht mehr als unmittelbare Übertragung einer gesellschaftlichen Position von ihrem Inhaber auf einen von ihm selbst bestimmten Erben begriffen werden, da nun die Schule und die Institutionen der eigentlichen Berufsausbildung in einem, wie Parsons sagen würde, »echten Selektionsprozess«<sup>61</sup> nach Massgabe der erbrachten Leistungen der Auszubildenden an der beruflichen Platzierung mitwirken. Geht man davon aus, dass heute die Möglichkeit eines Stuserhalts in allen Sozialschichten vom Urteil der Bildungsinstitutionen abhängig geworden ist, da im Gegensatz zu agrarischen Gesellschaften heute nahezu die gesamte Schulung für das Leben ausser Haus geschieht und primär von staatlichen Institutionen geleistet wird, so muss die Möglichkeit des Stuserhalts in akademischen Schichten ambivalent eingeschätzt werden. Einerseits lässt sich zwar ganz im herkömmlichen Sinne argumentieren, dass eine Sozialgruppe betrachtet wird, die schon immer von der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen abhängig war, und die von daher entsprechende familiäre Strategien entwickeln konnte, die schulische Platzierungsmacht abzuschwächen. Gerade bildungsbürgerliche Familien sind also in der Lage, ihren Söhnen und Töchtern in der Primärsozialisation eine entsprechende Bildungsvertrautheit zu vermitteln, so dass diese beim Besuch weiterführender Bildungseinrichtungen im Vergleich zu anderen Gruppen in der Regel grössere »Profite« erzielen können.<sup>62</sup> Andererseits sollte man dieses Privilegienparadigma jedoch nicht überstrapazieren, da gerade die Nachkommen aus Akademikerfamilien im Vergleich zu Nachkommen anderer Sozialgruppen im Falle eines angestrebten Stuserhalts der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen am längsten ausgesetzt sind. Statusreproduktion setzt demnach hier das Meistern einer langwierigen Ausbildungsprozedur voraus, wobei sich das Erlangen der Selbständigkeit in den anspruchsvollsten akademischen Berufen bis in die Lebensmitte hinziehen kann: Nach einer im 19. oder 20. Lebensjahr erlangten Hochschulreife schliesst sich für einen angehenden Mediziner beispielsweise ein mindestens sechsjähriges Studium an, nach erfolgreicher Abschlussprüfung immer noch eine mindestens sechsjährige, oft aber neunjährige Assistenzzeit in Kliniken und Spitälern, bis die Selbständigkeit in der eigenen Praxis mit etwa 35 Jahren angestrebt werden kann.<sup>63</sup> Die Studiengänge in der Mathematik und den Naturwissenschaften, der Psychologie und Sozialarbeit sind effektiv auf 10 bis 12 Semester angelegt; zwischen Studienabschluss und beruflicher Etablierung liegt auch hier

---

61 Ders. (1959, 164).

62 Diese Perspektive hat Bourdieu am pointiertesten ausformuliert. Vgl.: Ders. (1964, 1973, 1979, 1983).

63 Vgl. zu diesen und den folgenden Angaben: Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für akademische Berufs- und Studienberatung (1994; 1998) und Riggensbach/Bieri (1997).

noch ein beträchtlicher Zeitraum, so dass die berufliche Vollposition nicht vor dem 30. Lebensjahr erreicht wird. Auch bei einem angehenden Rechtsanwalt erfolgt die Etablierung kaum vor dem 30. Lebensjahr. Zieht man noch den Fall der um die Lebensmitte erfolgenden Berufung zum Hochschullehrer mit in die Betrachtung ein, dann wird deutlich, dass eine akademische Statusreproduktion die Bereitschaft voraussetzt, sich nach einer im Alter von sieben Jahren erfolgten Einschulung für die Dauer von 20 bis 30 Lebensjahren in Bildungs- und Ausbildungskontexten zu bewähren.

Unabhängig davon, ob der durch wöchentliche Klassenarbeiten und alljährliche Versetzungsfragen bestimmte Schulalltag betrachtet wird, oder der durch Bewältigung eines grossen Stoffpensums und einige Zwischenprüfungen gekennzeichnete Studienalltag, oder schliesslich die eigentlichen ›Lehrlings- und Gesellenjahre‹ künftiger Akademiker mit ihrer spannungsvollen Gleichzeitigkeit von Erwachsenenstatus und noch vorenthaltener beruflicher Vollmitgliedschaft - in allen drei Phasen liegt es nahe, den intergenerationellen Statuserhalt von Akademikernachkommen als voraussetzungsvoll zu begreifen. Das Ausbildungsprozedere ist entsprechend leistungsintensiv ausgestaltet, und der Weg zur akademischen Existenz erfordert entsprechende Eigeninitiative und Motivation, ein nicht unbeträchtliches Mass an Selbstdisziplin sowie die immer wieder demonstrierte Fähigkeit zum Gratifikationsaufschub.<sup>64</sup>

Für Akademikerfamilien ist demnach ein Reproduktionsdilemma<sup>65</sup> charakteristisch: Zwar sind gerade Söhne und Töchter aus akademischen Herkunftsfamilien wie keine andere Gruppe dazu in der Lage, aufgrund eines schon früh und unmerklich vonstatten gehenden Vertrautwerdens mit Bildung im Kreis der Familie die Verfolgung einer sehr voraussetzungsvollen Qualifikationskarriere als ›selbstverständlich‹ zu erfahren. Sie haben zudem bei der Verfolgung einer anspruchsvollen Bildungs- und Berufskarriere den unwägbaren Vorteil, leichter die Anerkennung von ihresgleichen zu erlangen oder auf Empfehlungen und Beziehungen zurückgreifen zu können. Und nicht zuletzt sind gerade die Eltern dieser Herkunftsgruppen fähig, ihren Kindern ein

---

64 So Ehrenreich (1989, 84f.).

65 Der Begriff Reproduktionsdilemma wurde in Anlehnung an den Titel der deutschen Übersetzung der Studie von Barbara Ehrenreich »Angst vor dem Absturz: Das Dilemma der Mittelklasse« (1989) gewählt. Der für uns entscheidende Gedanke in Ehrenreichs Studie lautet: »Als sich die Mittelklasse formierte, errichtete sie hohe Barrieren um ihre professionelle Domäne, um Eindringlinge aus anderen Klassen auszuschliessen. Aber dieselben Barrieren stehen nicht nur ›Aussenseitern‹ – den Aufsteigern aus den unteren Klassen und den vereinzelt Amateuren aus der Oberschicht – im Weg, sondern auch den Kindern der Mittelklasse selbst. (...) die zum eigenen Schutz aufgestellten Barrieren [machen] es der Mittelklasse sehr schwer, sich zu reproduzieren. Es ist eine Sache, Kinder zu haben, und eine andere, wie Midge Decter in den frühen siebziger Jahren festgestellt hat, Kinder zu haben, die diszipliniert genug sein werden, die ersten 20 oder 30 Jahre ihres Lebens der Überwindung der Ausbildungshürden zu widmen, die vor einer bürgerlichen Karriere stehen« (1989, 83-84).

Studium oder eine längere Ausbildung zu finanzieren.<sup>66</sup> Gleichzeitig gilt jedoch auch, dass dieser ›Gelassenheit‹ in Fragen einer möglichen späteren Situierung die nüchterne, statistisch belegte Tatsache entgegensteht, dass sie am meisten zu verlieren haben. Mit den Nachkommen von Akademikerfamilien liegt demnach ein exemplarischer Fall vor, da gerade in dieser Gruppe intergenerationeller Abstieg prägnant in Erscheinung tritt.

Etwas anders gelagert als die Argumentation vom Reproduktionsdilemma der Akademikerschichten stellen sich Pierre Bourdieus Überlegungen zur Entstehung von sozialem Abstieg dar: Er geht davon aus, dass sich die Reproduktionsstrategien der mit dem am meisten ökonomischen Kapital ausgestatteten ›Ober- und Mittelklassen‹ dahingehend gewandelt haben, dass sie nicht mehr eine Reproduktion der Position durch »unmittelbare Übertragung ökonomischen Kapitals« anstreben, sondern »intensiver das Bildungssystem in Anspruch nehmen.«<sup>67</sup> Die Weitergabe eines Status dürfe man sich heute nicht mehr als unmittelbare Übertragung der gesellschaftlichen Position vom Inhaber auf einen von ihm selbst bestimmten Erben vorstellen, sondern es handle sich vielmehr um eine Übertragung »durch die Zwischeninstanz Bildungswesen.« Mit diesem Übergang »vom sozusagen familialen zum schulischen Reproduktionsmodus« werde die Macht der Familien in den oberen Schichten eingeschränkt, und sie müssten bereit sein, »einzelne Individuen« zu opfern.<sup>68</sup> Damit die neue Form der Chancenübertragung nicht zu einem totalen Machtverlust der Familien führe, neige der Erbe dazu, einen Teil des persönlichen Erbes »in Bildungsinvestitionen umzuwandeln, seinen Kindern also das Erbe teilweise in Form von Bildungskapital zu vermachen.«<sup>69</sup>

Gegenüber den Überlegungen von Ehrenreich, die das Abstiegsproblem konkret an den akademischen Schichten festmachen kann, verschiebt Bourdieus Argumentation den Schwerpunkt auf den Wandel der Reproduktionsstrategien »derjenigen Fraktionen der Ober- und Mittelklassen, die das meiste ökonomische Kapital besitzen.«<sup>70</sup> Lässt man einmal dahingestellt, ob man auch für diese Schichten in analoger Weise ein Reproduktionsdilemma behaupten kann,<sup>71</sup> so fällt auf, dass seine Argumentation insgesamt unspezifischer ausfällt als die von Eh-

66 Vgl. für diese Aufzählung Ehrenreich (1989, 83f.).

67 Bourdieu et al. (1973, 24).

68 Bourdieu et al. (1973, 45).

69 Bourdieu et al. (1973, 49).

70 Bourdieu et al. (1973, 24).

71 Bei Ehrenreich heisst es dazu eindeutig skeptisch: »(...) in anderen Klassen wird die Zugehörigkeit vererbt. Wer in die oberen Klassen hineingeboren wird, kann damit rechnen, lebenslanglich dazu zu gehören, und für die unteren Klassen gilt leider das gleiche« (Ehrenreich 1989, 74). Lediglich die von ihr so genannte neue Mittelklasse (»Akademiker- und Managerklasse«; 1989, 10), verstanden als das Gesamt der Personen, »deren wirtschaftlicher und sozialer Status eher auf Bildung als Kapitalbesitz oder sonstigen Vermögenswerten basiert« (1989, 18), ist dem Reproduktionsdilemma in aller Schärfe ausgeliefert.

renreich. Relevant sind seine Äusserungen jedoch dort, wo er direkt auf die ›missratenen Erben‹ zu sprechen kommt, da sich seinen Ausführungen eine rudimentäre Dreiertypologie des Abstiegs aus den oberen Herkunftsschichten entnehmen lässt:

Es ist die Situation der Bildungsexpansion, die den Kontext bildet, in welchem Bourdieu seine Überlegungen zum Wandel der Reproduktionsstrategien entwickelt hat.<sup>72</sup> Bei diesem Szenario einer Inflation der Bildungstitel, bei der eigentlich »alle Angehörigen« einer Generation damit rechnen müssen, »für ihre Bildungstitel weniger zu erhalten als ihre Vorgänger-Generation«, <sup>73</sup> tendiert er zu der optimistischen Sichtweise, dass die von Abstieg bedrohten oberen Herkunftsgruppen in der Lage sind, schulischen Misserfolg und die ihnen fehlenden Bildungstitel durch Rückgriff auf soziale Beziehungen zu kompensieren, oder dass sie sich Tätigkeiten zuwenden, die es ihnen erlauben, das direkt im Familienkreis erworbene kulturelle Kapital maximal zu verwerten. Bourdieus zentrale These ist, dass es zur »Schaffung einer grossen Zahl halb-bürgerlicher Stellungen« gekommen ist, die den titellosen ›Erben‹ eine Deklassierung erspart.<sup>74</sup> Drohender Abstieg wird nach Bourdieu einmal dadurch kompensiert, dass weniger bürokratisch verfestigte, neu aufkommende Tätigkeitsfelder gewählt werden, in denen die Einstellung der Bewerber »häufig noch über Kooptationsverfahren respektive über ›Beziehungen‹ und Affinitäten in Habitus und Auftreten erfolgt statt unter Zugrundelegung von Bildungszertifikaten.«<sup>75</sup> Ein solches Refugium stehe den schulisch Erfolglosen in den »allerjüngsten Sektoren der Kultur- und Kunstproduktion« offen, »also in den öffentlichen und privaten Unternehmen der kulturellen Produktion (Radio, Fernsehen, Marktforschung, Werbung, sozialwissenschaftliche Forschung etc.).«<sup>76</sup>

Das andere, für ihn bedeutendere Auffangbecken für vom Abstieg bedrohte, schulisch erfolglose ›Erben‹ sind für ihn jene Berufe, die es gestatten, dass einst in der Familie erworbene kulturelle Kapital an ›gutem Benehmen‹, ›Geschmack‹ und ›äusserem Charme‹ direkt zu verwerten. Die Zahl der Berufe sei gross, die für eine solche Kompensationsstrategie in Frage kämen: »Beratertätigkeiten (Psychologen, Berufsberater, Logopäden, Kosmetiker, Eheberater, Ernährungswissenschaftler, etc.), pädagogische oder parapädagogische Berufe (Erzieher, kulturelle Animateure etc.), Präsentations- und Repräsentationsberufe (Animateure in der Touristikbranche, Hostessen, künstlerische Berater, Pressesprecher, etc.).«<sup>77</sup> Ähnlich interpretiert Bourdieu auch die

72 Vgl. Bourdieu et al. (1973, 24) und Bourdieu (1979, 221ff.).

73 Bourdieu (1979, 243).

74 Bourdieu (1979, 249).

75 Bourdieu (1979, 251).

76 Bourdieu (1979, 251).

77 Bourdieu (1979, 253).



Verdrängung des traditionellen Handwerks durch das Kunst- und Luxushandwerk und die Entstehung eines neuen Typs des Handels mit hoher Bildungsinvestition. Der neue Typus des künstlerischen und halbkünstlerischen, intellektuellen und halb-intellektuellen Gewerbes sei eine »Auffangstellung für die im Bildungswesen eliminierten Sprösslinge der herrschenden Klasse«: »Handwerker und Handeltreibende der Luxusgüter-, Kunst- und Kulturbranchen; Inhaber von Mode-›Boutiquen‹ für Damenkonfektion, die von Originalkreationen inspirierte Markenmodelle vertreiben, oder von Geschäften für ›echt‹ Exotisches, Antikes, Rustikales im Bereich Kleidung, Schmuck und Einrichtung; Schallplatten- und Antiquitätenhändler, Dekorateurs, Designer, Photographen und auch die Inhaber modischer Restaurants oder ›Kneipen‹; ›Töpfer‹, die Stilkeramik anbieten, und avantgardistische Buchhändler (...) – für all diese Anbieter symbolischer Güter hängt der Erfolg bei einer hauptsächlich aus den oberen Schichten stammenden Kundschaft mindestens ebenso sehr von der ›Präsentation‹ – des Anbieters selbst und in zweiter Linie auch seiner Ware – wie von Art und Qualität der Waren an sich ab. Sie alle haben in ihren beliebig ausdeutbaren Berufen das Mittel gefunden, ein kulturelles Kapital zu verwerthen, bei dem das Schwergewicht weniger auf fachlicher Kompetenz liegt als auf der Vertrautheit mit der Oberschichtkultur und mit den Zeichen und Emblemen, die signalisieren, wer etwas Besonderes ist und Geschmack hat.«<sup>78</sup>

Neben der Kompensation des drohenden Abstiegs im Feld der halb-bürgerlichen Berufsstellungen nennt Bourdieu als zweiten Typus jenen, der den Abstieg und eine bevorstehende Deklassierung insofern verleugnet, als er den Versuch unternimmt, die »Gegenwart zu einer Art fortwährend erneuerten Aufschubs zu stilisieren«, wie dies etwa für einen sich als ›Künstler‹ verstehenden aber als Werbezeichner arbeitenden Maler charakteristisch sei.<sup>79</sup> Anhaltende schulische Misserfolge haben hier zwar dazu geführt, dass der Betroffene auf dem Arbeitsmarkt keine herkunftsaffine Positionierung gefunden hat, doch werden die Statusaspirationen letztlich nicht aufgegeben. Die reale berufliche Platzierung wird dabei nur als ein »vorläufiger Existenzrahmen« betrachtet. Diesen Akteuren des fortwährenden Aufschubs liegt »Fortbildung vehement am Herzen.« Dabei wird mit dem Besuch von Weiterbildungsveranstaltungen zwar de facto nicht der erwünschte Erfolg erzielt, es wird jedoch damit möglich, an der Vorstellung festzuhalten, dass man noch eine offene und grenzenlose Zukunft vor sich hat. Für diesen Typus ist kennzeichnend, dass er trotz entsprechender schulischer Misserfolge, frustrierender beruflicher Platzierung und relativ er-

---

78 Alle Zitate Bourdieu et al. (1973, 58).

79 Bourdieu (1979, 259).

folglos bleibenden Fortbildungsanstrengungen Wert auf die Feststellung legt, »noch nicht fertig, noch nicht festgelegt, noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt« zu sein.<sup>80</sup>

Kaum ausgearbeitet ist bei Bourdieu schliesslich die Konstellation einer mehr oder minder drastischen ›Desillusionierung‹ durch schulischen Misserfolg, die auf einem drastischen Auseinanderklaffen von Aspirationen und realen Chancen beruht. Hier kommt es nach dem Eintritt in den Arbeitsmarkt zu einer »Desillusionierung, die der Arbeitsunlust, dem Arbeitsverdruss zugrunde liegen und den mannigfachen Manifestationen der Ablehnung gesellschaftlicher Zweckbestimmung.« Die letztlich aus einer strukturellen Dequalifizierung herrührende antiinstitutionelle Stimmung sei die »Wurzel aller für die ›Gegenkultur‹ der Heranwachsenden konstitutiven Fluchtbewegungen und Verweigerungsphänomene.«<sup>81</sup>

Der durch das Reüssieren auf dem halbbürgerlichen Berufsfeld den Abstieg kompensierende, der sein Leben zum fortwährenden Aufschub stilisierende, und der desillusionierte Angehörige der Gegenkultur, sind die drei Typen, die sich bei Bourdieu im Kontext seiner Überlegungen zu den Folgen der Bildungsexpansion für die Nachkommen der oberen Herkunftsschichten finden lassen. Dabei deutet der sukzessiv abnehmende Explikationsgrad der Schilderungen bereits darauf hin, dass für Bourdieu der Kompensationstypus der bedeutendste ist. Für ihn scheint klar zu sein, dass den ›mistratenen Erben‹ letztlich genug Ressourcen an ›Beziehungen‹, ›Benehmen‹ und ›gutem Geschmack‹ zur Verfügung stehen, um eine drohende Deklassierung zu vermeiden.

Sowohl Ehrenreich wie Bourdieu gehen letztlich davon aus, dass die Angehörigen der oberen Schichten dazu neigen, »in ihren Kindern die eigene Lebensstellung und Rangposition zu reproduzieren.«<sup>82</sup> Auch die vorliegende Arbeit teilt die Annahme, dass die untersuchten Familien ein Interesse am Statuserhalt und der Statusverbesserung ihrer Söhne und Töchter haben. Man könnte diese Vorannahme mit dem Hinweis problematisieren, dass Eltern seit 1968 ihre Kinder dahingehend erziehen, dass sie in ihrem Leben glücklich werden sollen, und dass eine ›Berufsnachfolge‹ der Nachkommen heute bedeutungslos geworden ist.<sup>83</sup> Verengt man den Blick auf eine mögliche ›Berufsvererbung‹, dann vergisst man, dass sich das familiale Interesse am beruflichen Werden ihrer Nachkommen auf das Erlangen einer herkunftsaffinen Statusposition

---

80 Bourdieu (1979, 260).

81 Bourdieu (1979, 242). Bourdieus Typologie wird sukzessive unspezifischer. Insofern er als Beispiel für Desillusionierung den zur Tätigkeit »eines Briefträgers verdammten Abiturienten« (1979, 243) nennt, bleibt unklar, ob er überhaupt noch Abstieg in den oberen Herkunftsgruppen anvisiert.

82 Bourdieu et al. (1973, 59).

83 Ich gehe hier auf Einwände ein, die im Rahmen von Diskussionen des Forschungsvorhabens im Kollegenkreis erhoben wurden.

richtet. Für akademische Herkunftsgruppen, so wie sie in dieser Untersuchung im Mittelpunkt des Interesses stehen, bedeutet dies, dass die impliziten Erwartungen dahin gehen, dass die Söhne und Töchter wiederum Akademiker werden, nicht jedoch, dass ein Rechtsanwaltssohn wiederum Rechtsanwalt wird. Bei den Nachkommen ist eine Entwicklung zum Identischen die Ausnahme, während eine Entwicklung hin zum Äquivalenten die Regel ist.<sup>84</sup> In den hier untersuchten Arztfamilien haben von den 29 Nachkommen 40 Prozent eine akademische Karriere verwirklicht, wobei überraschenderweise annähernd die Hälfte wiederum den Arztberuf ergriff (16 Prozent).<sup>85</sup>

Was nun den Einwand gewandelter Erziehungsstile anbelangt, so kann allerdings nicht mehr davon ausgegangen werden, dass den intergenerationellen Beziehungen noch ein personaler Herrschaftsmodus innewohnt, in welchem die Vererbung durch eine regelrechte Kontrolle der Erziehung, der Heirat, der Erbfolge bis hin zur Kinderzahl erfolgt.<sup>86</sup> In der Tat haben sich neue Formen des intergenerationellen Austauschs entwickelt. Doch auch wenn die Generalisierung der abhängigen Erwerbstätigkeit dazu geführt hat, dass die Familie heute weniger um wirtschaftlichen Familienbesitz und dessen Weitergabe herum organisiert ist, und zudem eine Entwicklung hin zur gefühlsbetonten Familie stattgefunden hat, lässt sich nicht der voreilige Schluss ziehen, dass die Familien von der Last der familiären Erbfolge und der Statussicherung befreit sind. Zwar formulieren Eltern der Oberschicht als Erziehungsziel, dass die Erziehung dazu dienen soll, »dass das Kind während des Heranwachsens seine künstlerischen und affektiven Fähigkeiten entfalten und sich in seinen mitmenschlichen Beziehungen wohlfühlen soll«, während demgegenüber doppelt so viele Eltern aus dem Arbeitermilieu als Erziehungsziel fast ausschliesslich »die Sorge um Leistung und den Erfolg in der Schule« nennen,<sup>87</sup> doch bedeutet dies nicht, dass in den oberen Herkunftsgruppen auf einmal dem gesellschaftlichen Wettbewerb zur Erringung von angesehenen Statuspositionen abgeschworen wurde. Wenn die Erziehung in den mittleren und oberen Gesellschaftsschichten »– wie vielfach belegt – dem Wert der persönlichen Selbstverwirklichung am positivsten«<sup>88</sup> gegenübersteht, so auch deshalb, weil gerade die akademischen Schichten in der Kindererziehung vor einer besonderen Herausforderung stehen: nämlich der, durch vorsichtiges Formen und sanften Druck ihre Nachkommen darauf vorzubereiten, »denselben langen Weg zurückzulegen, den sie selber einmal gegangen sind.«<sup>89</sup> Man muss also in der Durchsetzung

84 So das Credo der Mobilitätsforscher Bertaux/Bertaux-Wiame (1981, 38).

85 Eine nähere Charakterisierung des Fallmaterials findet sich in Kapitel (2).

86 Vgl. dazu Bourdieu et al. (1973, 45).

87 So die Resultate einer Untersuchung von Singly (1994, 42).

88 Singly (1993, 173).

89 Ehrenreich (1989, 84).

der antiautoritären Erziehung in den akademischen Schichten »nicht den totalen Verrat an den Werten der Mittelklasse« sehen, als denen er den Kritikern erscheint.<sup>90</sup> Die Vorstellung, dass das Erziehungskonzept der »Selbstverwirklichung« die Söhne und Töchter der akademischen Familien vom Erwartungsdruck des Erreichens einer statusaffinen Position entbindet, ist also skeptisch zu beurteilen. In dem mir zur Verfügung stehenden Fallmaterial ist es bei mehr als drei Viertel der Fälle so, dass das Nichterreichen einer statusaffinen Berufsposition als schmerzlich erfahren wird und die GesprächspartnerInnen entsprechend verletzlich wirken, was dieses Thema anbelangt. Ganz zu schweigen davon, dass nicht wenige Gespräche erst gar nicht zustande kamen, da die angefragten GesprächspartnerInnen kurz zuvor emotional bewegt mit der Begründung abgesagt hatten, sie wollten »nicht darüber reden.«

---

90 Ehrenreich (1989, 90f.).

# Kapitel 2

## Methodisch-methodologische Fragen

### 2.1 Das Untersuchungsvorhaben

Um an Interviewpartner zu gelangen, schied eine Zeitungsannonce mit der Überschrift »Absteiger gesucht« aus. Es bot sich der Weg an, nach entsprechenden Personen aus dem ehemaligen und entfernten Bekanntenkreis der Studierenden zu suchen, respektive war das Forschungsprojekt auf die Gewinnung von möglichen GesprächspartnerInnen durch »Hörensagen« angewiesen. Dieses Angewiesensein auf die Vermittlung von InterviewpartnerInnen durch Hörensagen gestaltete die Erhebung des Fallmaterials entsprechend schwierig, und es setzte die Bereitschaft voraus, auch Interviews zu führen, die sich nachher als nicht brauchbar erwiesen. So wurden 1998/99 zusammen mit Studierenden 30 lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt, von denen es sich bei 20 Gesprächen um Interviews mit Absteigerinnen und Absteigern handelt.<sup>1</sup>

Bei der Durchführung der Gespräche wurde das Thema sozialer Abstieg im Interviewverlauf nur dann zur Sprache gebracht, wenn die interviewte Person selbst davon sprach - entsprechend vorsichtig war auch die Kontaktaufnahme zuvor angebahnt worden. Thematisch war in der Eingangsfrage lediglich, dass die betroffene Person einen anderen Beruf als die Eltern ergriffen habe, und wir uns dafür interessieren, wie es dazu gekommen sei. Danach wurde die Person aufgefordert, ihre Lebensgeschichte im Rahmen eines offenen Interviews<sup>2</sup> frei, ohne Fragen und Unterbrechungen seitens der Interviewer zu erzählen. Rückfragen wurden dann nach Abschluss der Rahmenerzählung gestellt.

Die Einstiegsfrage bei den Interviews lautete: »Wir veranstalten im Wintersemester an der Universität Bern am Institut für Soziologie ein Seminar über »Soziale Mobilität«, d. h. darüber, was passiert, wenn die Nachkommen einer Familie in andere Berufe gehen als ihre Eltern. Dabei wollen wir auch Interviews als Anschauungsmaterial verwenden, weshalb wir mit Ihnen Kontakt aufgenommen haben. Wir haben nun keinen festen Fragenkatalog zum Abfragen, sondern wir möchten ein offenes Interview mit Ihnen führen. Sie haben einen anderen Beruf ergriffen als Ihre Eltern. Können Sie uns schildern, wie es dazu gekom-

1 Zusätzlich wurden zehn weitere Interviews mit AufsteigerInnen geführt, da ursprünglich an die Gewinnung einer maximal kontrastierenden Vergleichsgruppe gedacht war. Aufgrund zeitlicher Restriktionen wurde jedoch dann davon Abstand genommen, diese Gruppe systematisch mit in die Untersuchung einzubeziehen.

2 Vgl. zum narrativen Interview Glinka (1997), Hermanns (1995), Hopf (2000) und Schütze (1976).

men ist? Wir sind an Ihrer Lebensgeschichte interessiert, von der Kindheit, d. h. von Anfang an. Lassen Sie sich Zeit für Ihre Erzählung, und schildern Sie das, was Ihnen wichtig ist. Wir möchten Sie bei Ihrer Erzählung nicht unterbrechen.« Abgesehen von dem misslichen, aber nicht vermeidbaren Hinweis auf ein Seminar zum Thema »Soziale Mobilität«, ging es bei der Formulierung der Einstiegsfrage – »einen anderen Beruf als die Eltern ergreifen« – darum, sicherzustellen, dass das Gespräch in mehrerer Hinsicht nicht präjudiziert wird. Stattdessen von »(intergenerationellem sozialen) Abstieg« zu sprechen, hätte entweder vorausgesetzt, längere wissenschaftliche Erklärungen abzugeben, was Sozialwissenschaftler darunter verstehen, oder der Gesprächspartner hätte die Rede von »Abstieg« in ihrer alltäglichen, pejorativen Bedeutung aufgefasst, womit ein Zwang zur manifesten Selbstverteidigung der eigenen Situation entstanden wäre. Vermieden werden sollte, dem Interviewpartner irgendwelche Äusserungen »in den Mund zu legen«, und ihm möglicherweise von aussen die Relevanz eines Themas nahe-zulegen, die sie für ihn selbst nicht besass.

Dann folgte noch ein Hinweis darauf, dass der anwesende Seminarleiter Hochdeutsch redet, dass aber der Interviewte ruhig im Dialekt sprechen soll. Auch dort, wo das Angebot gemacht wurde, auf Hochdeutsch zu sprechen, wurde dazu ermuntert, im Dialekt zu erzählen. Diese Aufforderung schien sinnvoll, da in der Deutschschweiz die schweizerdeutschen Mundarten als gesprochene Umgangssprache dienen und eine hohe Wertschätzung geniessen.<sup>3</sup>

Nach Abklärung dieser Präliminarien und der Formulierung der Erzählaufforderung haben die interviewenden Personen aktiv zugehört und gegebenenfalls Notizen zu Auslassungen oder interessanten Punkten gemacht. Es wurde erst interveniert, wenn der Gesprächspartner mit seiner Haupterzählung fertig war. Da alle GesprächspartnerInnen

3 Das Schriftdeutsch oder Hochdeutsch ist nur die geschriebene und gelesene Sprachform, und der mündliche Gebrauch des Hochdeutschen ist eingeschränkt auf die Schule, die Massenmedien und die öffentliche Rede. Während in Deutschland das Sprechen des Dialekts eher ein Zeichen für die Angehörigkeit zu einer niederen Sozialschicht ist, reden in der Deutschschweiz Professoren und Landwirte, Angestellte und Arbeiter die gleiche Sprache miteinander. Kennen Deutschland und England aufgrund einer stärkeren Ausprägung feudaler Gesellschaftsordnungen stärkere Sprachunterschiede, die zugleich Schichtunterschiede sind, gilt in der Deutschschweiz die Verwendung der gleichen Sprachform als Ausdruck einer demokratischen Tradition. Im Gespräch mit Deutschschweizern ist sehr bald eine Abneigung gegenüber dem Hochdeutschen zu spüren, die auch Bildungsschichten umfasst. Diese Abneigung hat nicht nur mit dem erwähnten demokratischen Selbstverständnis zu tun, sondern auch damit, dass die Hochsprache die Sprache des leistungsorientierten Schulunterrichts ist, in dem Lerninhalte vermittelt, Fehler gemacht, zurechtgewiesen und getadelt wird. Ferner ist die Hochsprache für viele Schweizer die Sprache der Deutschen, denen im allgemeinen nicht viel Sympathie entgegengebracht wird. Vgl. dazu Dürmüller (1996, 28f.) und Siebenhaar/Wyler (1997, 9ff.). Für die Transkription wurden die im Dialekt geführten Interviews wieder ins Hochdeutsche übersetzt, mit Ausnahme typischer Wendungen und unter Kenntlichmachung der distanzierenden Verwendung des Hochdeutschen. Bei dieser Rückübersetzung ins Hochdeutsche folgen wir einer Gepflogenheit, wie sie bei Interpretationsveranstaltungen der objektiven Hermeneutik gebräuchlich ist, die Ulrich Oevermann jährlich am Institut für Soziologie der Universität Bern durchführt.

von den Studierenden vermittelt wurden, lag es nahe, auch das Interview zu Dritt zu realisieren. Dabei wurde das Gespräch meist bei den Befragten zu Hause oder in einem ruhigen Restaurant durchgeführt. Die Anwesenheit von zwei Interviewern schien vor allem deshalb sinnvoll, da der Seminarleiter sowohl hinsichtlich der Nationalität wie der Kontaktaufnahme ein ›Fremder‹ war, während die Studierenden zu den interviewten Personen zumindest insoweit eine Beziehung unterhielten, als diese aus ihrem entfernteren Bekanntenkreis stammten.<sup>4</sup>

Der Erzählaufforderung kamen zwar alle interviewten Personen nach, oft war die das gesamte Leben umfassende Haupterzählung jedoch nach einer viertel bis halben Stunde schon abgeschlossen. (Dagegen wurden in Interviews mit sozialen AufsteigerInnen, die in den Lehrveranstaltungen zu Beginn zu Vergleichszwecken gemacht worden waren, problemlos relativ flüssige und lange, eine Stunde und länger dauernde Rahmenerzählungen erzeugt.<sup>5</sup>) In der Regel dauerten die Gespräche eineinhalb bis zwei Stunden. Bei einigen Fällen schimmerte während des Interviews hin und wieder eine antiakademische, z. T. auch feindselige, antisoziale Haltung durch. »Etwas gegen Akademiker« zu haben, war auch ein Grund, weshalb einige interessant scheinende Gespräche überhaupt gar nicht erst zustande kamen, daneben war aber der Hauptgrund der Ablehnung von Interviewterminen der, man wolle »nicht darüber reden.«

Trotz der hin und wieder zu Tage tretenden Vorbehalte gestalteten sich die Gespräche jedoch relativ flüssig, nur im Ausnahmefall stellte sich ein sehr zäher Verlauf ein, der das Interview zu einem verbalen stop-and-go-Verkehr mit ständigem Wechsel von Frage und Antwort erstarren liess. Die Reaktionen auf die Interviewsituation fielen unterschiedlich aus: Neben Misstrauen und Ressentiment gegenüber den Akademikern war bei den Interviewten Einschüchterung spürbar (»der Professor‹ will ein Interview mit einem machen«), es wurde aber auch Dankbarkeit geäußert, dass wir uns für die Lebensgeschichte interessieren, oder man sah in dem Gespräch schliesslich eine willkommene Gelegenheit, sie wie eine Art Berufsberatung wahrzunehmen, in der man seine Situation überdenken oder sein bisheriges Leben bilanzieren kann.

Nach Abschluss der Rahmenerzählung schloss sich der Nachfrage teil an, indem bezugnehmend auf das bisher Gesagte eine chronologische Rekapitulation erfolgte und Detaillierungsfragen gestellt wurden. Dann wurden teilstandardisierte Fragen beantwortet, soweit sie im bis-

---

4 Geht man davon aus, dass sich ein Interviewer sowohl durch die Fähigkeit zur Empathie auszeichnen sollte, als auch durch die Distanz bzw. Naivität eines Fremden (vgl. Hermanns 2000, 364), dann waren beide Rollen durch das Interviewarrangement auf die zwei interviewführenden Personen verteilt.

5 Vgl. zu diesen Interviews Fussnote (1).

herigen Gesprächsverlauf noch nicht ausreichend thematisiert wurden.<sup>6</sup> Ferner wurde eine entsprechende Anonymisierung des Interviews zugesichert, und abgeklärt, ob das Gespräch für Seminarzwecke und eine wissenschaftliche Veröffentlichung verwendet werden darf.

Die im Vergleich zu sozialen Aufsteigern kürzer ausfallenden biographischen Haupterzählungen, die im Interview hin und wieder durchscheinende antiakademische Haltung und die in Erfahrung zu bringenden Gründe für die Ablehnung eines Gesprächs demonstrieren, dass die Thematisierung der Lebensgeschichte der Betroffenen durchaus eine heikle Angelegenheit sein konnte, die einen empfindlichen Punkt traf. Von daher bestätigt sich noch einmal mehr, wie wichtig es war, bereits bei der Kontaktaufnahme und auch während des Interviews nicht von »Abstieg« zu sprechen, zumal der Begriff im Alltag eindeutig wertend gebraucht, entsprechend negativ konnotiert, und vor allem eine Kategorie individueller Zurechnung ist. In diesem Zusammenhang wird es nicht überraschen, wenn Anselm Strauss den Vorschlag macht, von sozialem Abstieg nur dort zu reden, wo die Beteiligten selbst oder ihre relevanten Bezugspersonen von einem sozialen Abstieg sprechen. Bei der Erörterung des Problems, wer letztlich die Distanz zwischen Start- und erreichtem Endpunkt in der Biographie der Beteiligten beurteilen soll, macht er den Vorschlag: »But there is an obvious ambiguity built into this question of distance: who is to judge it? The ›objective sociologist‹? The actor himself? His parents, kinsmen, or friends? The answer that will take it furthest in theorizing is the one that rule out firmly the sociologist's definition but includes the actor and anyone else who is relevant to the actor's interactions.«<sup>7</sup> Zwar überzieht Anselm Strauss die Problemformulierung, indem er den Soziologen bei einer Typisierung von intergenerationellem sozialen Abstieg ausschliessen will,<sup>8</sup> dennoch ist sein Hinweis auf die Rolle der Sichtweise des Betroffenen und seiner Bezugspersonen natürlich insofern

---

6 Die teilstandardisierte Frageliste enthielt folgende Fragen: Was der Vater beruflich macht bzw. gemacht hat, bzw. berufliche Tätigkeit der Mutter? Ferner, die soziale Herkunft der Grosseltern väterlicherseits und mütterlicherseits. Die Geschwister, wieviel, der Altersabstand zwischen den Geschwistern und was diese beruflich machen? (Bei den Grosseltern, Eltern und Geschwistern war das Interesse auf die Lebensgeschichten der Betroffenen gerichtet, und nicht nur die Berufsangabe.) Das Verhältnis zu den Eltern? Wie haben sich Vater und Mutter zu dem Werdegang des Sohnes/der Tochter verhalten? Was war ihre Einstellung dazu? Haben die Eltern andere Vorstellungen über die schulische, berufliche Zukunft gehabt? Gab es darüber Auseinandersetzungen? Einflüsse von Schulkameraden, Freunden, Lehrern oder anderen Erwachsenen auf den Berufsweg? Gab es Förderer und Personen, die den Weg unterstützt haben? Ist der äussere Werdegang (Schulbiographie, Ausbildungsgang, Stationen des beruflichen Fortkommens bzw. der weiteren Karriere) detailliert geschildert? D. h. sind genaue Daten genannt, werden Übergänge motiviert dargestellt, oder gibt es Lücken und Sprünge? Verhältnis zu den Arbeitskollegen? Mit wem und mit was verbringen Sie Ihre Freizeit? Ist die erreichte Endposition das richtige, oder hin und wieder das Gefühl vorhanden, nicht dazu zu gehören? Oder gehört man dort hin, woher man kommt? Jetziges Verhältnis zu den Eltern, Geschwistern, Verwandten? Ist der Interviewte verheiratet, mit wem (soziale Herkunft), seit wann, Kinder?

7 Strauss (1971, 176f.).



von Bedeutung, als die familiäre und verwandtschaftliche Deutung des Geschehens die individuelle Wahrnehmung und Verarbeitung des eigenen Lebenswegs entscheidend mitbeeinflussen.

Da es sich bei dem Untersuchungsthema um eine heikle, nicht einfach zur Sprache bringende Problematik handelte, das Untersuchungsfeld also nicht über herkömmliche Methoden der Gewinnung von Interviewpartnern wie eine Zeitungsannonce oder ein Telephonanruf ins Geratewohl zu erschliessen war, wurde von vornherein darauf verzichtet, schon bei der Gewinnung von Interviewpartnern nach dem Prinzip eines ›theoretical sampling‹ zu verfahren, d. h. die Untersuchungseinheiten nicht vor, sondern während der Analyse des Datenmaterials auszuwählen.<sup>9</sup> Die zu lösende Schwierigkeit bestand darin, überhaupt InterviewpartnerInnen zu finden, so dass hin und wieder Zweifel aufkamen, ob die hohen Abstiegsquoten der bereits diskutierten empirischen Erhebungen überhaupt zutreffend sind.<sup>10</sup>

Was lässt sich nun vorab allgemein über das vorliegende Fallmaterial sagen? Das Geschlechterverhältnis ist bei den 20 Interviews mit AbsteigerInnen fast ausgewogen (9 Männer, 11 Frauen). Entlang der Generationenzugehörigkeit ist die Verteilung in etwa gedrittelt: Sechs Personen wurden 1959 oder früher geboren und waren zum Befragungszeitpunkt 41 Jahre oder älter. Ebenfalls sechs Personen kamen in den 1960er Jahren auf die Welt, d. h. sie sind zwischen 31 und 40 Jahre alt. 30 Jahre alt oder jünger sind acht in den 1970er Jahren geborene Personen. Bei den Fallanalysen beschränken wir uns zunächst auf die Gruppen der über 30 Jahre alten Personen, und ziehen die jüngste Altersgruppe nur illustrierend zu Vergleichszwecken heran, da hier noch unabgeschlossene Karriereverläufe vorliegen.

Gemessen am Vaterberuf stammt der überwiegende Teil der Interviewten aus einer akademischen Herkunftskategorie (15 Fälle bzw. 75 Prozent), wobei Söhne und Töchter aus Arztfamilien überwiegen (8 Fälle) und andere akademische Berufstätigkeiten mit abnehmender Häufigkeit vertreten sind (Lehrer, Pfarrer, Architekt, Maschinenbau-

---

8 Folgt man Strauss hier, ist jede Formulierung einer Fragestellung, die den Problembereich von intergenerationellem sozialem Abstieg zuallererst konstituiert, sinnlos. So wie manche sich zu Aufsteigern stilisieren, indem sie eine möglichst niedere Herkunft ›konstruieren‹, kann man auch bei Abstieg nicht einfach umstandslos den Selbstdramatisierungen der Beteiligten folgen. Davon ist unbenommen, die Charakterisierung von Abstieg, die man in einer Fallanalyse vornimmt, möglichst präzise zu gestalten, und das Urteil der Familie, der Freunde und der Verwandten einzubeziehen.

9 Dazu Merckens (2000, 296), vgl. als Beispiel für ein solches Vorgehen Modes (1998, 51f.). Auf der Basis des vorliegenden Fallmaterials wurde dann jedoch bei der Typenbildung kontrastierend verfahren.

10 Es besteht jedoch kein Grund, an der Qualität der Daten zu zweifeln. Wahrscheinlich ist das Ausfindigmachen von ›Absteigern‹ deshalb so schwierig, weil sich die Suche an eindeutigen Fällen ausrichtet. Das Auffinden mittlerer und leichter Abstiege setzt dagegen eine sehr gute Kenntnis der sozio-professionellen Zugehörigkeit der Eltern und der Nachkommen und der Existenz von hierarchischen Abstufungen voraus, die bei einer Suchstrategie via Hörensagen nicht vorausgesetzt werden kann.

ingenieur). Interviews mit Nachkommen aus noch besser situierten Familien konnten nur wenige realisiert werden, nämlich mit der Tochter eines Versicherungsdirektors und der Tochter eines aus dem Landadel stammenden Juristen. Zur Illustration der Abstiegsproblematik in der traditionellen Kategorie der »anderen Selbständigen« wurden drei Gespräche geführt (Maler, Installateur und Restaurantbesitzer). Die hohe Zahl von Interviews mit Söhnen und Töchtern aus Arztfamilien ergab sich im Laufe der nicht immer einfachen Suche nach InterviewpartnerInnen ungeplant. Aufgrund dieser Verteilung konzentrieren sich die Fallanalysen auf Abstieg in den akademischen Herkunftsgruppen und vornehmlich die Nachkommen aus Arztfamilien.

Da bei den acht Interviews mit Töchtern und Söhnen aus Medizinerfamilien immer auch nach den Lebensläufen der Geschwister gefragt wurde, bietet es sich an, kurz darzustellen, welche Berufe die insgesamt 29 Nachkommen dieser Familien ergriffen haben: Unter ihnen sind zwei Ärztinnen und drei Ärzte, zwei Volkswirtschaftler und ein Betriebswirtschaftler, ein Architekt, eine Historikerin und ein Historiker (beide Gymnasiallehrer). Die Statusreproduktionsquote liegt damit nach der vorgeschlagenen Definition bei knapp 40 Prozent. Die restlichen 60 Prozent fallen nach und nach aus dem Herkunftsmilieu heraus: Knapp 30 Prozent erlangten einen anderweitigen Selbständigkeitsstatus (ein Landwirt und eine Bäuerin, ein Mechaniker mit eigenem Betrieb und ein Immobilienmakler) oder absolvierten zumindest eine von einer Lehre unterschiedene, spezielle Berufsausbildung: eine Primarschullehrerin, zwei Physiotherapeutinnen und ein Ergotherapeut (alle im Angestelltenverhältnis). Etwas mehr als 30 Prozent sind jedoch stark abgestiegen: Eine Krankenschwester, eine angestellte Drogistin, eine Verkäuferin, zwei kaufmännische Angestellte, eine Stewardess, ein angestellter Elektromechaniker sowie drei Töchter in eher unbestimmten Statuslagen: eine in die Vereinigten Staaten ausgewanderte Buddhistin, eine auf den Lebensunterhalt ihres Mannes angewiesene Künstlerin und eine Philosophiestudentin im 20. Semester.

Diese Auflistung bestätigt, dass auch für Arztfamilien von einer nicht unerheblichen Abstiegswahrscheinlichkeit ausgegangen werden kann. Die vorgenommene Differenzierung zwischen schwachen und starken Abstiegen zeigt sogar, dass etwas mehr als 30 Prozent keine Kompensationsmöglichkeiten hatten, entweder einen nichtakademischen Selbständigkeitsstatus zu erreichen oder in jenes Zwischenfeld halbakademischer Berufe zu gelangen, die zwar kein Hochschulstudium erfordern, aber auch nicht einem traditionellen Lehrberuf entsprechen. Da bei der Statusreproduktion die Söhne überwiegen (8 Männer : 3 Frauen), während vom starken Abstieg primär die Töchter betroffen sind (3 Männer : 7 Frauen), entsteht der Eindruck, dass die Sieger und Verlierer in der Konkurrenz um die Statusnachfolge immer schon fest standen. Es

sieht zumindest so aus, als ob in Akademikerfamilien eine Art ›Anerkennung‹ auf Bildung für die männlichen Nachkommen existiert.

Von den interviewten zwanzig Personen berichten die meisten (80 Prozent) von Schulschwierigkeiten, die von mehrmaligem Sitzenbleiben bzw. Versetzungsgefährdung, bis hin zu erheblichen Schwächen in naturwissenschaftlich-mathematischen oder anderen Kernfächern reichen. Damit erfährt die eingangs entwickelte These vom Reproduktionsdilemma der Akademikerschichten eine erste Bestätigung. Wie die folgenden Fallanalysen zeigen werden, spielen in schulischen Kontexten Bewährungsprobleme immer wieder eine Rolle.

## 2.2 Biographische Agenda und biographische Anamnese

Von den transkribierten, in der Regel zwischen eineinhalb und zwei Stunden dauernden Interviews, wurden jeweils zunächst in einem ersten Schritt eine biographische Agenda und dann eine ausführliche biographische Anamnese angefertigt. Bevor man konkret an die Ausarbeitung einer biographischen Anamnese geht, ist es hilfreich, zuerst einen Ereigniskalender des Falles bzw. eine biographische Agenda anzulegen. Dazu wird das Geburtsdatum benötigt, d. h. es wird eine Datei angelegt, in welcher auf der linken Spalte beginnend mit der Nennung von Geburtsjahr und -monat alle Folgejahre chronologisch aufgelistet sind bis zu dem Jahr, in dem das Interview durchgeführt wurde. Diese Jahreschronologie wird ergänzt durch eine zweite durchgehende Spalte der Altersangaben, so dass bei der Nennung eines Ereignisses im Lebenslauf des Betroffenen möglichst präzise das Alter nach Jahr und Monaten angegeben werden kann. Hat man die Spalte mit der Jahreschronologie um eine Spalte mit den Altersangaben ergänzt, ist es relativ einfach, jeweils ohne nochmaliges Rechnen das Alter der Person zu einem bestimmten Zeitpunkt zu bestimmen.

Nachdem Jahres- und die Alterschronologie erstellt sind, werden in einem dritten Schritt auf der rechten Spalte die leeren Seiten dieser biographischen Agenda gefüllt. Dazu wird das narrative Interview Absatz für Absatz nach lebenszeitlichen Angaben durchgesehen, und eine möglichst lückenlose Chronologie der Lebensereignisse des Falles erstellt. Ist es so, dass die lebenszeitlichen Angaben in der Haupterzählung des Interviews fast vollständig fehlen, so dass der Interviewer im Nachfrageteil des Interviews zahlreiche Datierungsfragen stellen musste, lässt sich zuerst der Nachfrageteil Absatz für Absatz durchgehen, und dann erst die zeitlich unbestimmt gehaltene Haupterzählung in Angriff nehmen. Unabhängig davon aber, welche Reihenfolge gewählt wird, ist wichtig, dass alle Ereignisse möglichst vollständig fest-

gehalten werden. Auch solche Ereignisse oder Befindlichkeiten, die anfänglich noch nicht präzise datierbar sind, sollten dann mit entsprechendem Vermerk eingefügt werden. Manchmal lässt sich im Verlauf des Durcharbeitens des Interviews eine ungefähre Datierung noch präzisieren, wenn nicht, sollte das Ereignis zumindest in Klammerangaben seinen Platz finden.

In den Ereigniskalender gehören zunächst alle Angaben über den Fall selbst, d. h. wann und wo welche Schulen besucht wurden, wann es mit den schulischen Leistungen schlechter wurde, wann Klassen wiederholt werden mussten, wann eine Bildungsinstitution mit welchem Abschluss oder keinem Abschluss verlassen wurde, und wann diese und jene Ausbildung in Angriff genommen, abgebrochen oder erfolgreich abgeschlossen wurde. Auch Angaben dazu, dass diese oder jene Absicht bestand, eine bestimmte Ausbildung zu machen, oder einen Beruf zu ergreifen, später aber diese Ambitionen nicht realisiert wurden, sollten hier Erwähnung finden. Zu diesen Angaben gehören auch andere Lebensereignisse, eine Erkrankung, der Beginn einer Freundschaft, ein Beziehungsabbruch, eine Heirat etc. Natürlich sollten auch Angaben über Befindlichkeiten Beachtung finden. Ferner sollten alle Angaben eingefügt werden, die der Fall über die Herkunftsfamilie macht, d. h. Angaben zum Stellenwechsel von Vater oder Mutter, der Pensionierung eines Elternteils, Angaben über den möglichen Tod eines Elternteils oder eines der Geschwister. Was die Geschwister anbelangt, sollten auch Angaben zu ihrer Entwicklung und ihrem Schulbesuch sowie ihrer Karriere hinzugenommen werden.

Welchen Sinn hat es nun, eine solche biographische Agenda vor der eigentlichen Niederschrift der Anamnese zu erstellen? Neben der wiederholten Lektüre des Interviewtranskripts ist das Erstellen der Agenda zunächst der erste Schritt zu einem systematischen Durcharbeiten der Lebensgeschichte des Betroffenen. Ferner ist die biographische Agenda so etwas wie ein Hilfsmittel, das immer wieder herangezogen werden kann, wenn interpretiert wird. Schliesslich kann die Agenda für die Interpretation der Lebensgeschichte insofern von unmittelbarer Relevanz sein, als sie auf Anheb nicht sichtbare Verdichtungen von Ereignissen erkennbar macht, Parallel- und Mehrfachführungen von Handlungssträngen deutlich werden lässt, oder auch das manchmal auf Anheb nicht offenkundige Ausstrahlen der Biographien der Familienangehörigen auf die Biographie des zu untersuchenden Falles sichtbar macht. Auch wenn die Agenda selbst zunächst ein unhandliches und wenig überschaubares Gebilde darstellt, da auch die Lebensdaten der Familienmitglieder mitberücksichtigt sind, erschliesst die Agenda den Handlungsraum der biographischen Entwicklung möglichst vollständig. Unterbleibt die Konstruktion des gesamten Handlungsraums der betroffenen Person, werden wichtige Sachverhalte möglicherweise übersehen.

Als zweiter Arbeitsschritt folgt das Erstellen einer sogenannten biographischen Anamnese.<sup>11</sup> Als heute noch gebräuchlicher Terminus hat sich der Ausdruck vor allem in der Medizin etabliert, wo er soviel wie die Vorgeschichte einer Erkrankung bzw. die Erhebung der Vorgeschichte der Erkrankung bezeichnet. An diesen Terminus anzuknüpfen macht deshalb Sinn, da in den Humanwissenschaften neben den statistischen und experimentellen Methoden immer auch die kasuistischen Methoden zu den elementaren Forschungstechniken gehören. Man begegnet diesen Formen fallorientierten Arbeitens innerhalb der Medizin in Gestalt des Arztbriefes, in der forensischen Psychiatrie (Gutachten), in der Psychoanalyse, Pädagogik und Sozialarbeit (biographische Anamnese), sowie in der Jurisprudenz – hier wird bei der Ausbildung der Referendare dem Verferten von Berichten und Gutachten ein zentraler Stellenwert eingeräumt.<sup>12</sup>

Biographische Anamnesen sind komprimierte, aber dennoch so umfassend wie möglich verfertigte, d. h. perspektivisch vollständige (a), in der Sprache des Falles gehaltene (b), im kontinuierlichen Präsens (c) und der dritten Person (d) verfasste, und chronologisch geordnete Beschreibungen (e) der Werdegänge der interviewten Personen.

(a) *Perspektivische Vollständigkeit*: Zentral an einer Anamnese ist zunächst, dass sie den gesamten Lebensverlauf möglichst vollständig darstellt, wobei alle geäußerten subjektiven Absichten, Pläne und schulischen und beruflichen Ambitionen ebenso vermerkt werden wie jede faktisch getroffene Entscheidung. Soweit sie möglichst umfassend angelegt ist, heisst das nichts anderes, als an der Stelle, wo etwa über den Vater des Falles berichtet wird, alle Informationen über diese Person, die in dem Interview verstreut sind, wiederzugeben. Ist man bei der Darstellung der Schulbiographie der interviewten Person, so berichtet man hier ebenfalls so umfassend wie möglich, und zieht alle Informationen aus den verschiedensten Interviewpassagen zusammen. Liegen gar divergente Deutungen eines schulischen Ereignisses vor, so finden sie beide Erwähnung, wobei man zunächst die eine Interpretation darstellt, und dann die andere mit den Worten folgen lässt: »An anderer Stelle heisst es darüber: (...).«

Eine Anamnese stellt die Lebensgeschichte möglichst umfassend vor. Doch insoweit eine Anamnese kürzer als das transkribierte Interview ausfällt,<sup>13</sup> liesse sich einwenden, dass sie auf einer Auswahl von Fakten beruht und insofern subjektiv und willkürlich ist. Eine solche

---

11 Vgl. zum folgenden Abschnitt Schmeiser (1994, 360-366).

12 Vgl. zur Jurisprudenz Sattelmacher (1960), zur Psychiatrie Gruhle (1955), Tölle (1998) und Stuhr/Deneke (1993), zu Medizin, Pädagogik und Sozialarbeit Clauser/Holm (1963), Kemmler (1965), Dührssen (1981), Kemmler/Schelp (1987), Langebach (1998), Huber (1978), Kächele (1981). Für die Soziologie vgl. Hildenbrand (1984) und Schütze (1993).

13 Erfahrungsgemäss wird eine auf der Basis eines fünfzehn bis fünfundzwanzig Seiten umfassenden Transkripts erstellte Anamnese zwischen zehn bis fünfzehn Seiten lang.

Gegenüberstellung von »objektivem« Urtext und »subjektiver« anamnestischer Auswahl vorzunehmen, ist jedoch insofern problematisch, als dabei vergessen wird, dass es nicht darum geht, den betreffenden Fall in seiner Totalität zu beschreiben. In letzter Konsequenz beinhaltet diese Totalitätsvorstellung das Insistieren darauf, alle Einzelheiten des äusseren und inneren Lebens, die der Urheber einer lebensgeschichtlichen Erzählung mitteilt, einfach »abzuphotographieren«. Darum kann es beim anamnestischen Arbeiten nicht gehen. So wie ein an der Untersuchung von Arbeitsstörungen interessierter Psychiater, von der Mitteilung einer Vielzahl von Einzelheiten absehen würde, wenn er diese lebensgeschichtlichen Interviews interpretieren würde, existiert auch bei der soziologischen Anamnese nicht die Möglichkeit, das Gesagte einfach »abzuphotographieren«. Wie in der Psychiatrie, Medizin oder Jurisprudenz gilt auch für die soziologische Anamnese, dass »eine Gesichtspunktlose Objektivität nicht möglich (ist).«<sup>14</sup> Man wird von der Mitteilung einer Vielzahl von Einzelheiten absehen, die für die so und nicht anders geartete Fragestellung – Wie kam der soziale Abstieg zustande? – als »irrelevant« betrachtet werden können. Aber mit Blick auf die Untersuchungsfragestellung beansprucht die Anamnese, das vorhandene autobiographische Material vollständig ausgeschöpft zu haben, d. h. sie strebt perspektivische Vollständigkeit an.

Möglichst detailliert ist die Anamnese deshalb zunächst in der Erfassung der sozialen Herkunft der interviewten Person. Nur das Zusammenstellen aller diesbezüglichen Informationen über beide Elternteile, die Grosseltern mütterlicher- und väterlicherseits eingeschlossen, und die Darstellung der Karrieren der Geschwister ermöglicht hier eine sichere Bestimmung der Ausgangslage. Was die Beziehung zwischen der interviewten Person und dessen Eltern angeht, wird man darüber informieren, welche Vorstellungen die Eltern über den Lebensweg des Falles hatten; ob entsprechende Erwartungen hinsichtlich einer Statusreproduktion vorlagen; ob Bildungs- und Ausbildungsetappen des Falles durch die Eltern finanziert wurden; welche Strategien zur Statussicherung gewählt wurden; wie sich der erzieherische Alltag in der Familie gestaltet hat; wie die Eltern auf schulische Schwierigkeiten reagiert haben; welche Haltung die Eltern einnahmen, als ein absteigender Ausbildungs- und Berufspfad eingeschlagen wurde etc. Ferner beinhaltet die Untersuchungsfragestellung, möglichst präzise die Schulbiographie der interviewten Person zu erfassen, die Entwicklung des Leistungsprofils, das Verhältnis zu Mitschülern und Lehrern, die Entwicklung der Ausbildungsambitionen und beruflichen Vorstellungen. Ebenso detailliert ist dann der weitere Lebensverlauf zu erfassen, jede Etap-

---

14 Gruhle (1955, 7).

pe der Ausbildungs- und Berufsbiographie ebenso wie lediglich geäußerte, dann aber nicht umgesetzte Absichten.

Der gesamte Lebensverlauf ist demnach so präzise wie möglich darzustellen, dem Leser ist ein möglichst umfassendes Bild von dem betreffenden Fall zu vermitteln. Die Anamnese erfüllt eine Berichterstattungspflicht gegenüber dem Leser. Die im Anschluss an die Anamnese geleistete Interpretation muss nachvollziehbar und kritisierbar bleiben.

(b) *Sprache des Falles*: Die auf der Grundlage der narrativen Interviews erstellten Anamnesen sind prinzipiell in der Sprache des Falles gehalten, d. h. es finden sich dort keine sozial- oder humanwissenschaftliche Fachtermini, vorgehende Deutungen von Geschehensabläufen oder anderweitige Urteile über den Fall. Die denkende Auseinandersetzung soll dem Fall selbst folgen, nicht den mit den verwendeten soziologischen Begriffen verbundenen Problemen. Wissenschaftssprachliche Enthaltsamkeit ist unumgänglich, d. h. es werden immer die Worte verwendet, die der Fall selbst benutzt. Die häufig wiederkehrenden Anführungszeichen in den Anamnesen machen dies kenntlich.

(c) *Kontinuierliche Gegenwart*: Neben der Maxime, der Sprache des Falles zu folgen, ist ein weiteres Prinzip anamnestischen Arbeitens, dass man sich der kontinuierlichen Gegenwart als Zeitform bedient. Der lebensgeschichtliche Erzähler erzählt sein Leben in der Zeitform der Vergangenheit. Dagegen ist es in der Anamnese angebracht, in der kontinuierlichen Gegenwart zu erzählen. Gewesenes als Vergangenes darzustellen, erzeugt einen Konsistenzeffekt besonderer Art, der die ursprünglich vorhandene Zukunftsoffenheit von lebensgeschichtlichen Entscheidungen zum Verschwinden bringt. Das auf den ersten Blick umständliche und der Logik biographischen Erzählens widerstrebende Verfahren, die Lebensgeschichte statt in der Vergangenheitsform im ständigen Präsens zu erzählen, hat den Vorteil, die kausale Offenheit getroffener Entscheidungen im Lebensablauf sichtbar werden zu lassen. In den Anamnesen lässt sich das durch Einklammerung kenntlich machen. Wo es in der Anamnese heisst: Robert L. »(bleibt) ein Jahr in Amerika«, lautete die Formulierung im Originalinterview: »Ich blieb ein Jahr in Amerika.«

(d) *Erzählen in der dritten Person*: Weitere Klammermarkierungen in der biographischen Anamnese sind dem Umstand geschuldet, dass die Lebensgeschichte nicht in der Ich-Form, sondern in der Dritten Person abgefasst wird. Aus den »Vorhaltungen meines Vaters« werden in der Anamnese die »Vorhaltungen (s) eines Vaters.« In der dritten Person zu berichten schafft eine basale Distanz zu der Person, mit der man sich denkend beschäftigt. Jeder Arztbrief benutzt dieses einfache und wirkungsvolle Hilfsmittel der Versachlichung.

(e) *Chronologische Reorganisation*: Lebensgeschichtliche Erzählungen haben sich in irgendeiner Art und Weise einem chronologischen Er-

zählprinzip zu fügen. Dem in der Regel formalen Genügen eines chronologischen Darstellungsprinzips entsprechen in der Praxis des lebensgeschichtlichen Erzählens zahlreiche Möglichkeiten, die Chronologie inhaltlich zu umgehen. Entsprechende Sachverhalte, die für eine Situation zum Zeitpunkt  $t_1$  von Bedeutung sind, werden häufig beiläufig während der Schilderung späterer Begebenheiten eingeflochten. Dieses Tatsachenumplatzieren findet sich häufig. Eine Anamnese bemüht sich, das Faktenverschieben rückgängig zu machen. Entsprechende Daten und Schilderungen an entlegener Stelle werden dort platziert, wo sie chronologisch hingehören. Dies wird dann gesondert vermerkt.

Es ist entsprechend zeitintensiv, einem chronologischen Prinzip zu folgen. Ferner ist es nicht immer problemlos, eine zeitlich adäquate Situierung von Ereignissen und Episoden vorzunehmen. Der konsequente Versuch, zu rechronologisieren, ist jedoch in zweierlei Hinsicht gewinnversprechend: Zum einen erhält man Werdegangsanamnesen, in denen die genuin zeitliche Ordnung eines Lebenslaufs prägnant hervortritt. Gerade bei der Analyse eines sozialen Abstiegs, in dem es darauf ankommt, den Lebensverlauf so präzise wie möglich zu erfassen, ist die konsequente Rechronologisierung unverzichtbar. Sie stellt hinsichtlich der Fragestellung das Rückgrat einer biographischen Anamnese dar. Zum anderen schliesst die Realisierung dieses Verfahrens ein Vertrautwerden mit den inneren Aspekten des Falles ein. Rechronologisierung zwingt zur systematischen Kenntnisaufnahme der faktenleeren und faktenarmen Zonen der lebensgeschichtlichen Erzählung.

Eine weichere Handhabung des chronologischen Darstellungsprinzips ist nur für den Beginn der Anamnese geboten, wenn es um die Darstellung der Eltern, Grosseltern und Geschwister und ihre Lebensläufe geht. Hier ist sie der besseren Lesbarkeit wegen erwünscht, und auch insofern nicht problematisch, da bereits die biographische Agenda dem Prinzip einer strikten Synchronisierung der Fallgeschichte mit den Familienlebensläufen folgt.

## 2.3 Zur Interpretation von Lebensgeschichten

Interviewtranskript, biographische Agenda und biographische Anamnese sind demnach die Arbeitsgrundlagen, auf die während der Fallinterpretation ständig zurückgegriffen wird. Forschungslogisch kommt dabei dem Interviewtranskript trotz der Existenz von Agenda und Anamnese auch weiterhin der zentrale Stellenwert zu. Bei der minutiösen, objektiv hermeneutisch angeleiteten Interpretation von Einzeläusserungen<sup>15</sup> wird man immer wieder auf das Transkript selbst zu-

---

15 Vgl. zur Technik objektiv-hermeneutischer Interpretation Wernet (2000).



rückgreifen. Schliesslich kann auch die Formulierung einer ersten Interpretationsidee dazu führen, dass das Interviewtranskript nochmals durchgegangen wird, und die Anamnese dann vervollständigt werden muss, wenn bestimmte Aspekte in der ursprünglichen Fassung übersehen wurden. Insofern eine Anamnese bis zur Fertigstellung einer Fallinterpretation mehrmals ergänzt und vervollständigt wird,<sup>16</sup> ist bereits deutlich, dass es sich um ein Arbeitsinstrument besonderer Art handelt, dessen Bedeutung sich nicht darin erschöpft, ein einfaches Hilfsmittel der Darstellung zu sein.

Betrachtet man die Anamnese nur als Darstellungsmittel, so ist ihre Funktion zunächst darin zu sehen, dass mit ihrer Hilfe eine immer wieder auftauchende Darstellungsproblematik der Präsentation von Einzelfällen gelöst werden kann. Es ist in der Tat überraschend, dass sich seit der Gründung der Arbeitsgruppe Biographieforschung in der DGS im Jahr 1979 innerhalb der Biographieforschung keine »Kultur der soziologischen Falldarstellung«<sup>17</sup> entwickelt hat. Wer Fallanalysen aus dem Umkreis der objektiven Hermeneutik oder auch dem Kreis um Fritz Schütze liest, wird feststellen, dass dort in der Mehrzahl der Fälle mit dem Abdruck der ersten Interviewsequenz und mit der Analyse des ersten Rahmensegments angefangen und dann so fortgefahren wird. Erst nach und nach erfährt der Leser etwas über die Lebensgeschichte des Falles, und dann oft so bruchstückhaft, dass er, wenn er wirklich an der Interpretation der Lebensgeschichte interessiert ist, erst einmal die entscheidenden Fakten herauschreiben muss, um die Interpretation noch einmal zu überdenken. Hin und wieder werden zwar auf einer Seite ein paar objektive Daten zum Fall abgedruckt, aber das ändert die Situation nicht grundlegend.<sup>18</sup>

Die Situation der soziologischen Kasuistik ist also die, dass einem de facto oft nur die Interpretationsfähigkeiten des Autors vorgeführt werden, dass jedoch über die Lebensgeschichte selbst in der Regel nichts Systematisches in Erfahrung zu bringen ist. Nun geht es nicht darum, die Güte dieser Interpretationen von Interviewsequenzen anzuzweifeln. Die Rückerinnerung an die anamnestischen Traditionen in den Humanwissenschaften kann aber erkennen helfen, dass vor der Fallinterpretation zunächst die Falldarstellung in Gestalt einer biographischen Anamnese steht, wenn nicht zu dem Mittel gegriffen wird, das Interviewtranskript vollständig abzudrucken. Das vollständige Ab-

16 Diese Korrekturen dienen nicht dazu, die Anamnese auf die Interpretation »hinzutrimmen«. Anamnesen sind keine Sammlung schöner Zitate, welche die Interpretation bestätigen. Sie sind vielmehr so umfassend und vollständig angelegt, dass sie dem Leser auch eine konkurrierende Interpretation ermöglichen, wenn er sich im Zweifelsfall dazu veranlasst sehen sollte.

17 So das Resümee einer Durchsicht neuerer Veröffentlichungen: Schmeiser (2000b, 100).

18 Vgl. etwa als neueres Beispiel der summarischen Auflistung der Lebensgeschichte Behreswill (2000, 9f.). Bourdieu's Veröffentlichung »Das Elend der Welt« (1993) und in dieser Tradition stehende Folgeveröffentlichungen (Bude 1995; Honegger/Rychner 1998) gehen erfreulicherweise den Weg, wahlverwandt zu einer Anamnese »soziologische Porträts« zu zeichnen.

drucken der verwendeten Interviews hat sich nur beim Erstellen von Zwischenprüfungs- und Diplomarbeiten eingebürgert, bei Publikationen ist es jedoch nicht sehr gebräuchlich, da es zur Herausgabe verlegerischer Monstrositäten führt.

Die Gründe für dieses Überspringen der Erstellung einer biographischen Anamnese sind vielfältiger Natur. Ein Grund für eine mögliche Zurückhaltung gegenüber anamnestischen Techniken wird sichtbar, wenn man sich daran erinnert, dass Sigmund Freud die Krankengeschichten seiner »Studien über Hysterie« (1895) mit den Worten kommentierte, sie seien »wie Novellen zu lesen.«<sup>19</sup> Von daher liegt es nahe, das Erstellen von biographischen Anamnesen mit dem Anfangsverdacht zu belegen, es handle sich um eine literarische und möglicherweise unwissenschaftliche oder antiquierte Angelegenheit.

Was die Arbeiten aus dem Umkreis der objektiven Hermeneutik angeht, so ist die Darstellungsproblematik hier immer dann methodisch erzeugt, wenn der Interpretation der Anfangssequenz des Interviews der Vorzug gegeben wird, und dann rasch Folgeprobleme entstehen, nach einer gewissenhaften Rekonstruktion der einzelnen Lesarten der Äusserung noch den Fall in seiner Gesamtheit zu würdigen, da der zur Verfügung stehende Raum von Abschlussarbeiten oder Zeitschriftenveröffentlichungen in der Regel begrenzt ist.<sup>20</sup> In der Biographieforschung selbst entsteht das Problem durch das Selbstverständnis der ForscherInnen, sich dem interpretativen Paradigma verpflichtet zu fühlen, und sich daher auf die biographischen Interpretationen der interviewten Person zu konzentrieren, ohne sich hinreichend klarzumachen, dass die Charakterisierung einer autobiographischen Äusserung als Interpretation, Deutung oder Konstruktion immer voraussetzt, zunächst die konkrete Lebensgeschichte zu klären, die der Biographieträger deutet, interpretiert und konstruiert. Fritz Schütze hat genau diese Problematik im Blick, wenn er schreibt: »Ich für meinen Teil möchte erklären, dass mich die biographischen Deutungsmuster und Interpretationen des Biographieträgers nur im Zusammenhang seiner rekonstruierten Lebensgeschichte interessieren und nicht jenseits dieser. Zwar ist es richtig, das eben diese Lebensgeschichte von den Deutungsmustern und Interpretationen des Biographieträgers entscheidend geprägt ist – aber eben diesen Zusammenhang gilt es aufzudecken. Und hierzu ist die grundsätzliche heuristische Ausgangsfrage von Nutzen: ›Was hat sich in soziologisch interessierenden Lebensgeschichten faktisch ereignet?‹ Die Fragestellung ›Wie deutet der Biographieträger seine Lebens-

---

19 Bude (1993, 3).

20 Natürlich kennt die objektive Hermeneutik neben der Fein- und der Sequenzanalyse auch die Interpretation objektiver Sozialdaten als eine dritte Form der Interpretation (vgl. Reichertz 1997, 46f.; Bohler 1994; Oevermann 1978). Sie kommt der hier anvisierten Interpretationsperspektive am nächsten.

geschichte?< ist meines Erachtens erst dann zufriedenstellend zu klären, wenn der Forscher die interpretierenden theoretischen Anstrengungen des Biographieträgers in den Zusammenhang faktischer Prozessabläufe seines Lebens einbetten kann. Erst dann können auch Feststellungen getroffen werden wie: ›Der Biographieträger folgt einer illusionären Lebensorientierung.<; ›Er täuscht sich über sich selbst.<; ›Er hat sich eine wirkungsvolle Rechtfertigungsgeschichte zurechtgelegt.<; ›Er hat ein falsches Bewusstsein hinsichtlich seiner faktischen Lebenslage.<; usw.«<sup>21</sup>

Indem die Anamnese die faktische Lebensgeschichte der interviewten Person zum Gegenstand hat, ist sie also weit mehr als ein Hilfsmittel der Darstellung. Sie ist ebenso ein Text, den es zu interpretieren gilt, wie das Interviewtranskript einen zu interpretierenden Text darstellt, da sie die innere genetische Ordnung des Falles enthält. Nach der Maxime erstellt, den Lebensverlauf in seiner chronologischen Form zu rekonstruieren, und von daher die sequentielle Struktur der Lebensgeschichte des Biographieträgers soweit wie möglich zur Darstellung zu bringen, kann die biographische Anamnese nur in einer sequenzierenden Analysehaltung interpretiert werden. Die für die Anamnese grundlegenden Forschungsfragen lauten: »Was kommt zuerst? Und was kommt dann?«, »Wie fängt es an? Und wie hört es auf?«, »Wie ist die interne Abfolge von äusseren und inneren Ereignissen und Zuständen zwischen dem Anfangs- und dem Endpunkt?« »Wie wird der Übergang zwischen jenem Endpunkt und einem neuen Anfangspunkt geleistet?«<sup>22</sup> Ergänzend zu diesen einfachen, analytisch jedoch aufschlussreichen Fragen, lässt sich die grundlegende Prämisse der Interpretation der faktischen Lebensgeschichte dahingehend formulieren, dass es darauf ankommt, den Lebensverlauf des Falles als inneren Kausalzusammenhang zu betrachten, in dem die späteren Ereignisse aus Bedingungen, Entscheidungen und Erfahrungen der vorausgegangenen Lebensgeschichte verstanden werden. So wird sichergestellt, dass nicht vom Endzustand her die Genese erklärt, sondern gerade umgekehrt verfahren wird.

Die in der Anamnese zur Darstellung gelangende Lebensgeschichte ist sequentiell, d. h. Schritt für Schritt zu interpretieren. Die Interpretationsarbeit ist so zu organisieren, dass zuerst die Ereignisse zum Zeitpunkt t1 analysiert werden, dann die Ereignisse bei t2, t3 usw. Am Beginn der Interpretationsarbeit steht die Erfassung der Ausgangslage der Lebensgeschichte des betroffenen Falles, nämlich die Erfassung der Herkunft, des Berufs und des Lebensweges der Eltern (und Grosseltern), soweit sie die familiäre Sozialisation bestimmen. Hinzukommt

---

21 Schütze (1983, 284).

22 Schütze (1983, 284f.).

dann die Familienkonstellation des Falles, also die Stellung zu den Eltern und besonders die Stellung in der Geschwisterreihe. Die Erfassung der lebenspraktischen Ausgangslage führt zur Formulierung von objektiven Möglichkeiten der Entwicklung, die dem Fall aufgrund familiärer, milieutypischer, gruppenspezifischer und gesellschaftlicher Strukturvorgaben offen stehen. Ausgehend von dieser Rekonstruktion der lebenspraktischen Ausgangslage des Betroffenen mit ihren objektiven Möglichkeiten folgt dann die Interpretation des Lebensverlaufs in seiner Chronologie.

Wenn von objektiven Möglichkeiten die Rede ist, wird davon ausgegangen, dass die soziale Welt – verstanden als die Gesamtheit der Bildungswege, die man wählen, der Metiers, die man beherrschen und der Karriere- und Berufswege, die man ergreifen kann – kein Universum jedermann beliebig offenstehender Möglichkeiten darstellt. Die soziale Welt ist vielmehr ein historischer sozialer Raum, in dem der Bewegungsspielraum der in ihm handelnden Individuen entscheidend davon mitbestimmt wird, mit welchem materiellen, bildungsmässigen und sozialen Erbe sie in ihn eingetreten sind. So wie es absurd wäre, »eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen«,<sup>23</sup> sind die in einer Biographie berichteten Ereignisse und Bewegungen als Platzierungen im sozialem Raum aufzufassen. Zu bestimmen ist, welches Lebensschicksal bei einer gegebenen sozialen Herkunft innerhalb eines umgrenzten Zeitraums selbstverständlich, objektiv möglich oder nahezu unmöglich war. Es ist das Feld des Möglichen eines sozialen Milieus in einem bestimmten historischen Zeitraum zu konstruieren.<sup>24</sup>

Die im Lebenslauf getroffenen Entscheidungen und Folgehandlungen sind nun daraufhin zu analysieren, ob eine Realisierung der objektiven Möglichkeiten des Handelns und des Lebensentwurfs vorliegt oder nicht. Die Untersuchung der Folgehandlungen prüft, ob und inwieweit sich objektive Möglichkeiten und subjektiver Vollzug entsprechen. Indem zunächst die lebenspraktische Ausgangslage und die ihr inhärenten objektiven Möglichkeiten ausformuliert werden, ist sichergestellt, dass man sich nicht zu früh auf die subjektive Binnenperspektive der untersuchten Person und ihre möglicherweise »rationalisierende« Deutung des Geschehens festlegt. Zu klären ist zunächst der Möglichkeitshorizont, der zu einem bestimmten Zeitpunkt offen steht. Da-

---

23 Bourdieu (1990, 80).

24 Vgl. zu dieser Konzeption Bourdieu (1974, 180) und Bertaux/Bertaux-Wiame (1991, 15). Notwendig ist, »sich über die Gesellschaftsgeschichte und die Dimensionen des Modernisierungsprozesses sowie über die Besonderheiten der in einer Biographie angesprochenen regionalen und schichtspezifischen Milieuwelten sachkundig zu machen« (Bohler 1994, 19). Im Idealfall konstruiert man das Feld des Möglichen unter Heranziehung historischer und sozialstatistischer Daten, um so sukzessive die Werdegangstypik eines Milieus zu bestimmen (vgl. als ein Beispiel für eine solche Vorgehensweise Schmeiser 1994).

nach ist zu untersuchen, welche Auswahl der Handelnde vornimmt und welche Optionen er ausser Acht lässt. Erst auf dem Hintergrund der »Kontrafolie der ›objektiven Möglichkeiten‹, die der Fallstruktur prinzipiell offen gestanden hätten, deren Nicht-Wahl aber genau ihre Besonderheit ausmacht«,<sup>25</sup> wird es so sukzessive möglich, die spezifische Struktur des Falles zu benennen.

## 2.4 Einzelfälle, Grenzfall, Typus

Soweit Fallanalysen den Ausgangspunkt der Typenbildung darstellen, mag vorab der Hinweis hilfreich sein, dass zwischen Fallstruktur und Typus unterschieden wird. Während die objektive Hermeneutik letztlich keine Differenz von Fallstruktur und Typus kennt,<sup>26</sup> wird in der vorliegenden Untersuchung ein Unterschied zwischen Einzelfallrekonstruktionen und Typen gemacht, insofern es bei der Bildung von Typen nicht um das Erkennen einer einmaligen Individualität geht. Typisierungsleistungen zielen immer darauf, von der Einzigartigkeit eines individuellen Falles zu abstrahieren und stattdessen den Fall als Repräsentant von etwas Allgemeinerem zu verstehen.<sup>27</sup>

In der vorliegenden Untersuchung werden auf der Basis von Einzelfallanalysen Typen gebildet. Damit wird ein Verfahren realisiert, dem zwar zahlreiche qualitative Forschungsprojekte in irgendeiner Form wie selbstverständlich folgen. Unverkennbar ist jedoch auch, dass eine im weitesten Sinn sich ›typologisch‹ verstehende Forschungspraxis auf der Ebene methodologischer Reflexion keinen Widerhall findet. Während noch in den Beiträgen von Max Weber und Alfred Schütz die Typenbildung als Königsweg empirischer Forschung zentraler Bezugspunkt ausführlicher methodologischer Reflexionen war, steht sie heute am Rand des methodologischen Nachdenkens, wenn man einmal davon absieht, dass sie jüngst aus der Perspektive standardisierender Verfahren wieder in die Diskussion gebracht wurde.<sup>28</sup> An dieser Mangelsituation methodologischer Reflexion der typenbildenden Verfahren ändern auch die nachfolgenden Ausführungen wenig. Sie greifen bei der

---

25 Oevermann (1988, 248).

26 Vgl. Wohlrab-Sahr (1993, 100).

27 Alfred Schütz beantwortet die Frage danach, woraus ein Typisierungsprozess besteht, mit Blick auf solche Abstraktionsleistungen gegenüber einem irreduzibel Einzigartigen: »Wenn wir ein Tier ›Hund‹ nennen, haben wir bereits eine Art Typisierung geleistet. Jeder Hund ist ein einmaliges Individuum und somit von allen anderen Hunden unterschieden, obwohl es mit ihnen einen Komplex charakteristischer Merkmale und Eigenschaften gemeinsam hat. Wenn ich in Rover einen Hund erkenne und ihn so nenne, habe ich vernachlässigt, was Rover zum einzigartigen und individuellen Hund macht, der er für mich ist. Typisieren heisst, das zu übergehen, was das Individuum einmalig und unersetzbar macht. Insofern ist Rover nur ein Hund, man erwartet, dass er allen anderen Hunden gleich ist. Man erwartet von ihm hundemässiges Verhalten, eine besondere Art zu fressen und zu laufen usw.« (Schütz 1955, 212).

28 Vgl. Kelle/Kluge (1999) und Kluge (1999).

Skizzierung der Logik der Typenbildung auf die Ausführungen Webers zurück.<sup>29</sup>

Im folgenden werden »reine Typen« lediglich »als für die Analyse besonders wertvolle und unentbehrliche Grenzfälle (...) [betrachtet], zwischen welchen sich die fast stets in Mischformen auftretende historische Realität bewegt.«<sup>30</sup> Es geht darum, sich im vorliegenden Material auf die Fälle zu konzentrieren, die einzelne Zusammenhänge isoliert und möglichst rein zur Anschauung bringen. Der im nächsten Kapitel vorgestellte Fall stellt einen solchen, von Karl Jaspers einmal so genannten »klassischen Grenzfall«<sup>31</sup> dar, worunter jene in der Wirklichkeit selten vorkommenden Fälle zu verstehen sind, in denen ein Typus in maximaler Annäherung und als nahezu reine Gestalt erscheint. In den übrigen Fällen kommt der Typus nicht so allseitig oder lediglich bruchstückhaft zur Erscheinung, da deren Lebensverläufe durch andere, bei der Typenkonstruktion nicht berücksichtigte Zusammenhänge bestimmt werden. In der Theorie, so könnte man mit Weber auch sagen, »operiert man zweckmässig mit extremen Beispielen.«<sup>32</sup> Eine Typenbildung, die unter Heranziehung klassischer Grenzfälle erfolgt, verfährt nach dieser Maxime.

Die nachfolgenden Typen sind nicht als »Durchschnitt« sämtlicher beobachteter Einzelfälle gebildet, aber sie wurden gewonnen »durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger vorhandener Einzelercheinungen«,<sup>33</sup> was die hier aus Darstellungs- und Platzgründen vorgenommene Konzentration auf die »klassischen Grenzfälle« eher verdeckt. In den folgenden Kapiteln wird jeweils nach der Darstellung der biographischen Anamnese zunächst der Typus konstruiert, sodann werden Entsprechungen zwischen Typus und Fall aufgewiesen. Aus Raumgründen wird in den Einzelkapiteln nicht auf die übrigen Fälle eingegangen. Jedoch wird im abschliessenden Kapitel (7) über Abstiegsverläufe bei Frauen die Diskussion der bereits konstruierten Verlaufstypen durch Heranziehung zusätzlicher Fälle geführt. Es geht dabei dann im Weberschen Verständnis des Idealtypus als Differenzmaß darum, »in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie ferne« ein jeweils zusätzlich behandelter Fall dem betreffenden reinen Typus ist.<sup>34</sup>

Was die Konstruktion der einzelnen Typen in ihrer zeitlichen Abfolge anbelangt, so wurde dabei derart verfahren, dass sich an die Konstruktion des lange hinausgezögerten Abstiegs die Konstruktion des entgegengesetzten Typus des möglichst frühzeitigen »Ausstiegs« an-

29 Vgl. zum folgenden Schmeiser (1994, 367-370).

30 Weber (1922, 578).

31 Jaspers (1913, 362f.).

32 Weber (1922, 196).

33 Weber (1904, 191).

34 Weber (1904, 191).

schluss. Beim dritten und vierten Typus handelt es sich um Lebensverlaufsformen, die sich aufgrund des ständigen Oszillierens zwischen dem Herkunfts- und dem Abstiegsmilieu weder dem ersten noch dem zweiten Typus fügen. Während sich bei den ersten zwei Typen der Lebensverlauf entlang einer eindeutigen Richtung entwickelt, sind die Lebensverläufe des dritten und vierten Typus komplexer strukturiert, da sie durch Ambivalenz und Ambitendenz bestimmt sind.

Hätte diese Untersuchung eine Bildung von Häufigkeitstypen intendiert, was allerdings angesichts der geringen Zahl von zwanzig Fällen ein wenig sinnvolles Verfahren gewesen wäre, dann hätte die Konstruktion des ›Aussteigers‹ an erster Stelle gestanden, da das frühzeitige Ausscheren aus einer akademischen Normalbiographie durch eine Verwirklichung alternativer Lebensformen im Fallmaterial am häufigsten vorkommt. Demgegenüber kommt der zuerst konstruierte Typus des lange hinausgezögerten Abstiegs im gesamten Fallmaterial nicht mehr in dieser Form vor, wenn man einmal davon absieht, dass das für den ersten Typus grundlegende So-tun-als-ob-Syndrom einzelne Lebensphasen einiger Fälle prägt. Trotz der empirischen Seltenheit seines Auftretens war es jedoch sachlich zwingend, mit dem lange hinausgezögerten Abstieg das Typentableau zu eröffnen, da er für die denkende Ordnung des empirischen Fallmaterials von grundlegender Bedeutung war und sich erst mit ihm als Ausgangspunkt die übrigen drei Typen verstehbar erschliessen lassen. Sofern ein reiner Typus nicht die Summe sämtlicher gattungsmässig möglicher Merkmale, sondern nur diejenigen Merkmale in sich aufnimmt, die unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Frageintention für eine bestimmte Erscheinung in spezifischer Weise charakteristisch sind,<sup>35</sup> stellt der erste Typus deshalb den basalen Typus in der Gesamttypologie dar, da er im Hinblick auf die konkrete Ausgangsfragestellung des Untersuchungsvorhabens derjenige Typus ist, der das bereits im ersten Kapitel ausformulierte Problem des Reproduktionsdilemmas in akademischen Herkunftsgruppen direkt weiterführt, und am Beispiel eines Grenzfalls versucht, dieses Handlungsproblem der Nachkommen akademischer Familien in seinen letzten Konsequenzen auszuformulieren und isoliert und möglichst rein zur Darstellung zu bringen. Dass der im Fallmaterial singulär auftretende Fall und die an ihm verwirklichte Typenbildung von basaler Bedeutung ist, lässt sich jedoch nicht nur mit Blick auf die Ausgangsfragestellung begründen,<sup>36</sup> sondern erweist sich faktisch auch daran, dass die zwei auf ihn folgenden Typen ohne ihn nicht verständlich wären. Im ersten Typus sind also ausgewählte Eigenschaftsmerkmale ver-

---

35 Sg. nach Winkelmann (1979, 352).

36 Ohne Ausformulierung einer Fragestellung und entsprechende theoretische Kenntnisse in Soziologie ›springt‹ wenig aus einem Fallinterview heraus. In ähnlicher Weise betont auch Hildenbrand (1999), dass das Material nicht aus sich selbst spricht.

einigt, die genetisch in einer Beziehung zu den Eigenschaften des zweiten und dritten Typus stehen.

Diese Begründung aus der Distanz des abgeschlossenen Untersuchungsvorhabens heraus lässt sich ergänzen durch einen Blick auf die Entscheidungssituation während des Forschungsprozesses: In der konkreten Forschungspraxis wurde die Entscheidung für die Ausarbeitung des ersten Typus unmittelbar nach Beendigung der ersten drei Arbeitsschritte der Untersuchung – Anfertigen der Interviewtranskripte, Erstellen der biographischen Agenda und der biographischen Anamnese für jede interviewte Person – getroffen. Die Transkripterstellung und das Verfertigen von Anamnese und Agenda setzten ein intensives Vertrautwerden mit den Fällen und ein mehrmaliges Durcharbeiten des Fallmaterials voraus, was die Entscheidung ermöglichte, einen empirisch seltenen Fall als Ausgangspunkt für eine Typenkonstruktion zu wählen, und erst im Anschluss daran den häufiger vorkommenden, in seiner Verlaufsform polar entgegengesetzten ›Aussteiger‹ in Angriff zu nehmen. Zu diesem Zeitpunkt des Forschungsprozesses war die gedankliche Durchdringung des Fallmaterials noch nicht soweit vorangeschritten, dass bereits die Bildung des dritten und vierten Typus feststand. Klar war lediglich, dass die Konstruktion einer Polartypologie nicht ausreicht. Das im wiederholten Durchgang durch die Fälle gewonnene Erfahrungswissen war erst insoweit kondensiert, dass erkennbar war, dass sich die Dauerproblematik der Verlaufsform eines hinausgezögerten Abstiegs episodisch und begrenzt auf einzelne Lebensabschnitte in einigen Fällen des übrigen Fallmaterials zeigte. Und nur insofern das überhaupt erst begrifflich noch konturiert auszuformulierende Phänomen des So-tun-als-ob graduell abgestuft als episodisches Phänomen auch im übrigen Fallmaterial zu beobachten war, war die Entscheidung für die typologische Ausarbeitung des ersten Falls gerechtfertigt. Die im Typus zusammenzuschliessenden Wirklichkeitsbestandteile waren zumindest teilweise in der Realität anzutreffen und damit objektiv möglich. Von daher war beim damaligen Stand des Forschungsprozesses zu erwarten, dass trotz der Konzentration auf einen selten auftretenden und manifest singulären Fall zugleich ein Strukturphänomen von theoretisch allgemeiner Bedeutung auszuformulieren war.



# Zweiter Teil: Fallanalysen und Typen



## Kapitel 3

# Der möglichst lange hinausgezögerte, abrupt erfolgende Abstieg (Erster Typus)

In diesem und den folgenden Kapiteln werden unter Heranziehung klassischer Grenzfälle Verlaufstypen des sozialen Abstiegs entwickelt. Abgesehen von dem abschliessenden Kapitel über Verlaufsformen des Abstiegs bei Frauen, folgen alle Kapitel demselben Aufbau: Am Beginn stehen biographische Anamnesen der ausgewählten Fälle. Im Anschluss daran wird in einem zweiten Abschnitt das Lebensverlaufsmuster idealtypisch konstruiert, und es wird im Durchgang durch die Lebensgeschichten im Einzelnen gezeigt, wie weit die Einzelfälle dem ausformulierten Typus entgegenkommen. Ein darauffolgender zweiter Abschnitt geht dann auf die Familienkonstellation des Falles ein. Diese Nachordnung der Diskussion der familiären Verhältnisse des Falles erschien sinnvoll, um der Gefahr einer vorschnellen Psychologisierung der Fallinterpretation zu entgegen. Im dritten und letzten Abschnitt wird die Lebensgeschichte unter dem Aspekt der Konsequenzen des Abstiegs untersucht, und es werden die Ergebnisse der Fallanalyse kurz zusammengefasst.

### 3.1 Anamnese von Robert L.

[Fall Nr. 04]

1 Robert L. kommt 1968 in einer Kleinstadt in der Nähe von Bern auf die Welt. Es ist »eine Familie mit vier Brüdern,« er selbst ist »ein Nachzügler.« Als er geboren wird, ist der Vater »schon 48 oder 47.« Der »ist Arzt, also von dem her gut gestellt.« Der Grossvater väterlicherseits ist Lehrer, und zwar stammt der Vater aus einer »Lehrerdynastie, da sind fast drei, oder vier hintereinander Lehrer gewesen.« Der Vater studiert »Chirurgie,« arbeitet dann in einer Universitätsstadt, wo er die Mutter kennenlernt und heiratet, und geht dann in die Innerschweiz. Als das erste Kind kommt, ist er in der Ostschweiz tätig. 1960 kommt er in die Kleinstadt in der Nähe von Bern, um dort eine »Chefarztstelle« zu übernehmen. Er ist Chirurg, macht am Anfang aber auch Orthopädie und Geburtshilfe, und »aus Interesse« auch Anästhesie. Für ihn sei das »nicht einfach nur ein Beruf gewesen, das ist eine Berufung.« Er ist »fast immer im Spital.« »Das Geschäft ist für ihn das Leben, er ist dementsprechend viel akzeptiert gewesen, und klar, natürlich, er ist der Chef gewesen.« Das Spital ist gross genug, »das man hat alles machen können, aber noch so ein wenig familiär.« Die Stelle als Chefarzt hat er etwa 30 Jahre inne. Jetzt ist der Vater 78 und »mittlerweile pensio-

niert.« Gegen die Pensionierung hin, er hört mit 67 auf, hat er »nach dem ersten Jahr einen Herzinfarkt.« Er muss auf Kur, und der Betrieb läuft ohne ihn. Das sei »eine schlimme Zeit für ihn gewesen, er (habe) das aber nie mitgeteilt.« Dann habe er noch drei Jahre an verschiedenen Orten gearbeitet. Mit 70 findet er dann, er habe »genug gearbeitet«, »finanziert (sich) Ferien« und hält sich oft in einem Ferienhaus in Frankreich auf.

2 R. L. hat »eine wunderschöne Mutter.« Sie ist zehn Jahre jünger als der Vater. Zwei Jahre verbringt sie in Deutschland, da der Grossvater mütterlicherseits Direktor einer Stofffärberei ist. Nach dem Abitur macht er auf Anraten der Familie eine Lehre als Färber, und steigt nachher auf »bis zum Direktor.« Die Mutter ist die zweite von sechs Schwestern. Sie macht eine Krankenschwesterlehre, wo sie ihren Mann als jungen Assistenzarzt kennenlernt. Als R. L. ins Gymnasium kommt hat sie eine »Krise«, weil ihr »Mann nie daheim« ist. Dann arbeitet sie »noch ein paar Jahre lang im Spital.« Jetzt ist sie im kulturellen Bereich »sehr engagiert.«

3 R. L. ist der Jüngste in einer Konfiguration von fünf Kindern. Alle sind Brüder, der älteste Bruder »ist zehn Jahre älter« als R. L. Er ist 1958 geboren. Er hat Medizin studiert, in einem Spital eine Lehre gemacht, war dann für zwei Jahre »mit Sack und Pack, mit Frau und Kind« als Arzt in einem Entwicklungsland, und anschliessend drei Jahre bei einem praktischen Arzt in der Heimatstadt von L. tätig. Der Bruder hat »eine schwierige Zeit gehabt, weil er nicht wusste, wie es weitergeht.«

4 Der zweite Bruder ist neun Jahre älter als L. Er ist 1959 geboren und hat Volkswirtschaft studiert, und hat »nachher den Doktor gemacht, oder ich muss sagen, wollen machen.« Er geht nach dem Studium für fünf Jahre in ein Entwicklungsland, und hat während dieser Zeit »an der Doktorarbeit rumgedoktert.« Am Schluss wird die Arbeit nicht »angenommen, weil alles zu alt (ist).« Nachher hat er »ein wenig ein Problem, weil er nicht (weiss), wie geht es weiter, was mach ich.« Bei der Jobsuche hat er »Schwierigkeiten«, die sagen »überqualifiziert, oder unterqualifiziert, es hat einfach nie gepasst.« Seit vier Jahren hat er bei einer Einrichtung der Entwicklungshilfe eine Arbeit, geht für diese Einrichtung eineinhalb Jahre nach Amerika, dann für zwei Jahre in ein Entwicklungsland. Dann ist er noch eineinhalb Jahre für die Einrichtung in einem anderen Entwicklungsland, als »Vize-Delegierter.« Er macht den »Job sehr gern, ich glaube, er kann ihn auch, er hat eine gute Art mit Leuten umzugehen.« Mit ihm haben die Eltern am »wenigsten Kontakt.« Seit er mit 20 Jahren auf die Universität ist, ist er »eigentlich nie mehr heimgekommen am Wochenende.« Man sieht ihn an Weihnachten. L. würde »nicht behaupten, ich würde ihn jetzt noch kennen.«

5 Der dritte Bruder ist 1961 geboren, er ist sieben Jahr älter als L. Er »hat auch Medizin studiert natürlich.« Er »(schlägt) dem Vater nach, [hat] eben die klassische Dings gemacht.« Er lebt und arbeitet mit Frau und Kind in der Innerschweiz, und ist dort in einem Spital tätig. Dort gefalle es ihm »sehr gut«, doch sei es »schwierig, in Zukunft einen guten Job zu haben.«

6 Der vierte Bruder ist sechs Jahre älter als L. Er ist 1962 geboren und hat Architektur studiert. Als er fertig war, »hat er ein bisschen Pech gehabt.« In der Heimatstadt bekommt er Geld um einen Büroblock zu bauen, woraufhin er sich selbständig macht. Plötzlich stimmt die Finanzierung nicht mehr, und er wird »auf sehr unfeine Art und Weise ausgeladen.« Das Haus steht unterdessen, »grundsätzlich nach seinen Plänen gebaut, die Früchte hat ein anderer getragen.« Er sei seither »in einer schwierigen Situation, weil er selbständig ist, aber nicht recht [in den Beruf] reinkommt.« Zudem sei er »ein sturer Siech« [sturer Bock], da er in Zürich geblieben sei, »wo es eh schon zuviel hat.« Doch kommt er, er ist in einem Gemeinschaftsbüro, »über die Runden.« Finanziell aber gehe es ihm »miserabel,« er sei der »Geniesser« unter den Brüdern. Drum habe L. das Gefühl, »er ist der Unglücklichste, er kann sich im Moment nicht alles leisten.« Über die Brüder erfährt man ferner, dass zwei von ihnen vom Gymnasium am Heimatort zu einem »Freigymnasium«<sup>1</sup> wechselten, um das Abitur zu erlangen. Der eine Sohn wäre am Heimatort »nicht weiter gekommen«, weil er »sich so unbeliebt gemacht hat nach einem halben Jahr.« Über die Hintergründe des Wechsels des zweiten Sohnes ist nichts näheres bekannt, man erfährt lediglich, dass der Vater über den Wechsel »natürlich enttäuscht« ist. Über das Verhältnis zu den Brüdern sagt L., dass er »mässig Kontakt« hat, und das es nicht so ist, »dass (er) wöchentlich das Bedürfnis hätte einen Bruder von (sich) zu sehen,« »aber (sie) haben ein gutes Verhältnis.«

7 L. gibt an, dass der Vater nicht einverstanden ist mit der Haltung, wie die Brüder das Gymnasium absolvieren. Er hat »null Verständnis für das gehabt, er hat den Kopf geschüttelt.« Man merkt ganz klar, dass er »für die Art von Einstellung also wenig Verständnis hat, dass man eigentlich das Privileg hat, selbstverständlich das Gymnasium zu machen, aber das eigentlich zu wenig ernst nimmt mit seinen Noten. Also schlussendlich haben wir das Gymnasium alle geschafft, und irgendwie haben sogar alle ein Studium abgeschlossen, äh, auf alle Fälle.« Seine Haltung ist, dass wenn man so etwas macht, »dann muss es eine Berufung sein, ... nicht halbe Sachen.« »Schwierig« sind die letzten Wochen vor dem Zeugnis. Als Schlüsselszene erzählt L. dazu folgende Geschichte:

8 »Also ich kann mich erinnern, das ist noch nicht im Gymnasium gewesen, das ist noch in der Sek[undarschule] gewesen. Ich habe immer Mühe gehabt mit Mathematik, das ist so das zweite Fach, wo ich sage, das kann ich nicht (...). Zahlen sind für mich ein Horror, ich habe dann mal ein .... und er hat müssen unterschreiben, und ich bin zum Vater, der ist im Wohnzimmer gesessen, schaut das so an, und sagt: ›Ja, das ist einfach, das ist nichts. Du willst ja gar nicht, du gibst dir ja keine Mühe. Schau dir doch an, ....‹ Und ich habe dann natürlich noch so eine kindliche Macht gehabt

---

1 Gemeint ist eine halbprivate Institution, bei der nach gängiger Meinung das Abitur »einfacher« zu realisieren ist.

und angefangen zu weinen, und dann ist die Mutter gekommen und hat gesagt: ›Was hast du wieder gemacht, bist du böse?‹ Und wo er sich missverstanden gefühlt hat, und die Mama ist dann aufgestanden und verweist, ... Und ist dann wieder heimgekommen, jetzt fällst du mir auch noch in den Rücken. Die klassische Mutterreaktion, das Kind fängt an zu plärren, dann schützt man es mal. Im Nachhinein muss ich sagen, .... er hat ja eigentlich recht gehabt... ich war schlecht vorbereitet. Das ist so etwas, wo mir jetzt gerade in den Sinn kommt. Und sonst ist es einfach so gewesen, dass er das Zeugnis angeschaut hat, und gesagt hat: ›Ja, ja, ja, ja‹ Der häufigste Kommentar: ›Das nützt doch eh nichts. Was solls, ich habe das schon fünf mal gesagt, du machst es wieder nicht, und das nächste Zeugnis wird wieder so.‹ Ziemlich resignativ. Und insofern haben wir auch nie Lösungsansätze gesucht, wie man das könnte verändern oder so. ... oder suchen, wo kommt das her. Das ist nicht, das ist für ihn wahrscheinlich eine Charakterschwäche gewesen.«

9 L. beschreibt den Vater als einen »verschlossenen Menschen,« »er ist eigentlich der, wo sehr reflektiert. Und mit dem Alter, je länger je mehr sehr negativ denkt.« L. erlebt das bei den »Nachrichten, Fernsehen« mit. Der Vater »hat viel mehr Mühe, das Gute im Menschen zu sehen, oder das Positive und so.« Befragt nach dem Verhältnis zu ihm, sagt L. nach einer langen Pause: »Ich hab ihn wahnsinnig gern. Er ist für mich wahrscheinlich die Autorität überhaupt, also immer noch. Ähm wir haben sehr viel schönes zusammen erlebt.« Über Probleme habe man, dass können »die meisten Brüder unterschreiben,« »schlicht nicht geredet.« Er habe nie zu seinen Eltern gesagt, »du, eh, es geht mir schlecht.« Die »erste Liebe, der erste Krach, was weiss ich alles«, das »teilt« er mit seinen Eltern nicht. Die Eltern sind »nie ansprechbar (...) bei Problemen.« Seine Freunde und Freundinnen erzählen »ihren Eltern Zeug, wo (ihm) nicht mal im Traum in den Sinn käme.« Über »gewisse Sachen« würde auch nicht in der Familie geredet, die Mutter habe einmal »allen zum Vorwurf gemacht, dass (sie) nie reden.« Sie sagt immer, »ich bin angewiesen auf euch, ich sitze daheim, ich koche für euch und schaue für euch, ich komme nicht so raus, ihr seid mein Hörrohr, und mein Fernsehen, und alles. Durch euch kann ich an der Gesellschaft, an der Schule teilnehmen.« Die Mutter hat »so eine angriffige Art, wo (L.) nicht so leiden kann.« Während Robert L. den Vater als verschlossen beschreibt, charakterisiert er die Mutter als »sehr offen, sie ist die Offene in unserer Familie.« »Sie ist die, die kommt, also wo manchmal viel zu schnell redet, wo, wo, wo positiv denkt, wo, wo, wo, und zwar bis zum ablöschen, also alles gut ist grundsätzlich, wenn es sich bewegt, oder wenn es neu ist, oder wenn es einfach etwas ist, ... wenn Initiative ist. Das ist für sie schon die halbe Miete. Sie hat sehr eine positive, schöne Art und wo dankbar ist, aber auf der anderen Seite, kann sehr schwierig werden, weil ....«

10 L. macht »eine klassische Schulkarriere,« geht in die Primarschule, Sekundarschule. Auf der Sekundarschule kommt »der Entscheid, wie wei-

ter.« Seine Brüder »haben alle das Gymnasium gemacht, und sind nachher studieren.« Der Vater wünscht »sich wahrscheinlich immer eher,«, dass sie »eine Lehre machen,« denn er ist »nicht so einverstanden (...) mit der Einstellung, wie (s) eine Brüder zum Beispiel und (er) nachher auch das Gymnasium gemacht haben.« Er kann nachher das Gymnasium machen, »handwerklich (ist er) nicht furchtbar begabt«, es ist ihm eigentlich auch »nahegelegen, die ganze Familie, die klassische akademische Karriere, es ist mir auch gar nicht anders ...« R. L. geht auf das Wirtschaftsgymnasium seiner Heimatstadt. Es langt dort zwei Jahre, »dann halt nicht mehr.« Er muss wiederholen, »weil (er) schlichtweg nichts getan (hat).« Probleme gibt es »Mitte Sekunda.« Wobei das »eben sukzessive« anfängt, bis zur Sekunda langt es »zu vertuschen, zu verdecken.« Dazu kommt, »dass man mit der Art (sich) nicht unbedingt Freunde schafft unter den Lehrern. Wenn dann dort noch die Koalition stimmt gegen einen, dann ist man verloren.« Er will das denen »nicht zum Vorwurf machen, das ist klar, (s) eine Leistungen sind ungenügend gewesen.« Über das Verhältnis des Vaters zu seinen schulischen Leistungen heisst es, dass es so gewesen ist, »dass einfach die Zeugnisse unterschrieben gewesen sind, und die Katastrophen durch waren, ... es ist dann gegessen gewesen. Das ist dann nicht ein halber Tag später noch gekommen, oder eine Woche später (...) Wenn es fertig ist, ist es fertig, und dann wir weitergeschaut, ... Und nach ein paar Monaten kommt wieder ein Problem, dann sind wir gleich weit, dann ist wieder die gleiche Sache, und er sagt: ›Das ist nichts.‹ Und ich sage: ›Ich habe doch wollen, und ich habe mir doch Mühe gegeben.‹ Und er glaubt es mir dann sowieso nicht, ... und ich glaube es mir selber wahrscheinlich auch nicht. Und irgendwann hat man aufgehört zu reden, weil er zu müde gewesen ist vielleicht, oder ich bin froh gewesen, wenn ich heimgekommen bin und nicht mehr reden musste ...«

11 Zum letzten Schuljahr und dem Abitur heisst es: »Also da habe ich noch gestaunt. Gut, vielleicht 65 Punkte, ungenügend. Ich habe etwa acht oder neun ungenügend in der Matura drin, das .... habe ich überall noch müssen etwas bieten, damit es ... zum Schluss ist es optimal aufgegangen. Ich bin wahnsinnig stolz auf die Matur, Geschichte, Sprachen, in den Nebenfächern normal. Eben für mich normal, aber nach der Vorgeschichte und nach der letzten ... vor der Matur, wo ich wieder zurückgekehrt wäre, aber ..... Ich muss sagen, ich habe gewisse Fähigkeiten, wenn ich wirklich muss, wenn es absolut nicht mehr anders geht, dann kann ich relativ..... Aber bei mir muss schon ein Druck da sein, das ist eines von meinen Problemen.« 1988, mit 20 Jahren, schliesst er die Matura ab.

12 Nach der Matura »hängt (er) so ein bisschen im Loch.« Eigentlich ist »klar, jetzt kommt das Studium, aber was?« Er ist »hin- und hergerissen«, kann sich »lange nicht entscheiden.« Damals ist es so, dass die Matur im Herbst fertig ist, Ende August. Er macht das »Klassische«: Wenn man Ende August fertig ist mit der Matur geht »man in die Ferien, einen Monat oder

zwei. Dann tut (man) arbeiten zwei oder drei Monate und Ende Januar geht man in die Rekrutenschule.« L. geht zunächst »eineinhalb Monate in die Ferien und (arbeitet) nachher drei Monate bei einem Elektriker.« Er kennt »den Juniorchef« und hat die ersten drei Monate gute Jobs, er hat »eigentlich eine Scheissfreude« an dem Beruf, »weil es ein sehr abwechslungsreicher Beruf ist.« Dort wird er »auch ein bisschen verwöhnt,« weil er dort natürlich für seine Verhältnisse »viel Geld verdient« und er daheim nichts abgeben muss. An Weihnachten 1988, der Job wird Januar 1989 beendet, steht er »mit dem Rücken zur Wand,« die Anmeldungen für die Universität sind durch. Er geht nun für vier Monate in die Rekrutenschule und anschliessend für zwei Monate erneut bei dem Elektriker arbeiten. Dort aber hört er »nachher (...) auf, denn es ist nicht mehr gleich gewesen wie damals wo ich gearbeitet habe. Vom Typ her ist es nicht mehr aufgegangen (...) ich habe das Gefühl gehabt, ich werde nicht mehr so gebraucht, da hört meine Leistung auf, ins Bodenlose, da werde ich einfach krank. Ich muss das Gefühl haben, dass man mich braucht. Einfach rumstehen, das kann ich nicht, da gehe ich lieber heim. Da verdiene ich auch nicht, ist klar, ich wollte nicht fürs Nichtstun bezahlt werden. Und habe nachher aufgehört, und war eben nachher auf der Suche, wie geht es weiter.« Den Job bei dem Elektriker beendet er Juli 1989, er überlegt für ein Studium, da ist der »Anmeldetermin Ende Juli gewesen«, also bereits überschritten. Mit einem Kollegen überlegt er, ob er mit ihm zusammen nach Genf oder ins Wallis gehen soll. Je »länger die Situation« dauert, »je schlechter« geht es ihm. Es ist eine »unangenehme Situation, eigentlich die ganze Welt, die ganze Familie und auch andere, die warten, das eine Entscheidung gefällt wird.« An anderer Stelle berichtet er über die Situation, dass er »einfach ein wenig in der Luft hängt (ist), und irgendwo Druck gespürt (habe). ... bei der Familie nicht, es hat nie geheissen: ›Du musst das und das oder so, wir erwarten das und das von dir. Vielleicht hat es das zu wenig geheissen, ... aber irgendwo habe ich einen Druck natürlich verspürt, .. habe ich selber, ja es ist Zeit, du musst dich entscheiden. Andere wissen schon mit 18, was sie wollen, ich bin schon 20. Und schon ein Jahr ins Blaue, und weiss immer noch nicht in welche Richtung das geht...« Er hat wieder »im letzten Moment Glück.«

13 Einer seiner Brüder hört von einer Familie in den Vereinigten Staaten, »die ein Au-pair suchen.« Er fragt ihn, ob er Lust hat, und R. L. »überlegt nicht lange,« ist »happy« und geht nach Amerika zu einer Familie mit zwei Kindern, sechs und zehn. Die Eltern sind geschieden, es sind beide Ärzte. Es geht mehr darum, die Kinder in die Schule zu bringen, kochen muss er nicht. Dort ist er ein halbes Jahr, erlebt eine »sehr schöne Zeit,« und hängt sechs Monate an, und reist dort rum, nach Kalifornien mit dem Greyhound, dann nach New York. Er reist »allein« herum. Sicher wäre es »schön, wenn (er) mit einem Kollegen oder mit der Freundin oder mit irgendjemand dort wäre, es wäre ein wenig einfacher, aber (er) kann auch viel alleine Sachen unternehmen.« Eigentlich macht er sich schon in den



USA »Gedanken über die Zeit, was (er) nachher möchte.« Er findet »mehr und mehr, vielleicht wäre das Wirtschaftsstudium eigentlich für (ihn) das Richtige, (er) hat das Wirtschaftsgymnasium gemacht« und war »nicht schlecht« in diesen Fächern. Offenbar kehrt er Mitte 1990 wieder in die Schweiz zurück.

14 Zuerst überlegt er, wo er hin möchte zum studieren. Der zweitälteste Bruder studiert in Sankt Gallen, das »fasziniert« ihn natürlich, und er geht ihn mal besuchen. Doch »sehr viel Kollegen« aus dem Gymnasium sind bereits schon Studierende in Sankt Gallen, weil er »unterdessen zwei Jahre verloren« hat. Ihm sind dort »zu viele« Kollegen. An einem anderen Universitätsort findet er, »das probiere ich,« und schreibt sich für Betriebswirtschaft ein. Das geschieht offenbar für das Wintersemester 1990/91, also mit 22 Jahren. R. L. merkt »allerdings schon relativ früh, das es für (ihn) nichts ist.« Es ist für ihn »nicht das Richtige,« er ist »relativ schnell überfordert.« Die »Löcher« werden »an der Universität schnell so gross, dass man sie nicht mehr so übertünchen kann.« Er zieht daraus »leider nicht die Konsequenzen,« was er »ja eigentlich problemlos (hätte) können: Ja, es ist nicht das Richtige, tut mir leid. Ich wechsele oder mach etwas ganz anderes.« »Vielleicht« weil er schon zwei Jahre »das andere gehabt« hat, und denkt, »ich kann nicht schon wieder kommen und sagen, es ist nicht das Richtige.«

15 Im Rückblick beschreibt er die Zeit des Studiums als »an und für sich so zwischen katastrophale Zeit und irgendwo auch wunderschöne Zeit.« Er geht am Anfang »voll Enthusiasmus« an die Universität. Nach der zweiten, dritten Woche merkt er »mit dem Computer, (er) hat natürlich null Ahnung,« das ist für ihn »ein Horror.« Der Professor in diesem Fach ist ein »absoluter Crack und sicher eine Koryphäe,« man geht schon nach »drei oder vier Wochen in die Programmiersprache« rein. Das begreift er »ehrlich heute noch nicht, was da Wirtschaftswissenschaftler sollen programmieren. Das interessiert mich nicht, das soll der machen, der Wirtschaftsinformatik studiert, oder der Physiker, das ist mir gleich, aber nicht ich.« Diese Begebenheit ist »der Auslöser.« Er merkt auch, bei den 20 Stunden, die sie haben, müsste er »noch 40 investieren, um die Löcher, die (er hat), zu stopfen.« Er geht solche Sachen noch besuchen, »zum Teil aus Interesse, zum Teil aus schlechtem Gewissen«: »Wenn man am Wochenende heimgeht, muss man den Leuten irgendwas erzählen.« Je länger die »Situation anhält, desto schwieriger« wird es. Zu den Zwischenprüfungen geht er nicht hin, gegenüber den Eltern berichtet er über das Studium er habe es »geschafft, manchmal (sagt er), (er) habe es nicht geschafft, schauen wir mal.« Er flunkert »allen« etwas vor, »ausser fremden Leuten, das ist der Vorteil [des Universitätsortes].« Er hält sich »sehr diskret, wahrscheinlich ist es so, dass die Menschen akzeptieren, wenn jemand nicht über etwas redet.« Befragt, danach, ob er Kommilitonen gehabt habe, antwortet er: »Nein. Ich muss sagen, dort habe ich eben wahnsinnig Mühe gehabt. Das ist das Einzige wo ich wirklich mal sage, wo objektiv vielleicht ein Grund war, warum mir das

Studium Mühe gemacht hat, abgesehen von den Problemen, wo eigentlich wissensmässig, wo ich gehabt habe. Äh, ich kann mich erinnern, .... ein Professor hat eine Viertelstunde lang irgendwelchen Mist erzählt, und zwar was nach der Theorie wunderbar gepasst hätte, aber, völlig neben den Schuben. Also, äh, es ist noch schwierig zu erklären, aber. Die Leute haben das alles aufgeschrieben, und ..... (ich) habe gedacht der will uns verarschen, der möchte schauen wie wir reagieren. Nach einer halben Stunde hat er gesagt, schreibt ihr eigentlich alles auf, was ich erzähle? Seit doch noch ein wenig kritisch, und und. Das ist auch die Zeit gewesen natürlich, wo, wo, wo, alles gefunden hat, es geht ja irgendwie weiter mit dem Geld verdienen und .... und ..... Sachen aufnehmen und für bare Münze... die Leute Karriere, vielleicht gerade aus dem Grund weil sie sich nicht all zu viel Gedanken machen.... Aber mir hat das furchtbar gerusst, und ich habe immer gemeint,... das man sich schlussendlich Gedanken machen muss. Das ist etwas wo mir Mühe gemacht hat, und dementsprechend auch Kontakt.«

16 Mit anderen Leuten hat er festen Kontakt, zwei kennt er von dem Gymnasium seiner Heimatstadt, drei oder vier aus der Rekrutenschule. Das ist »die Basis.« Er »muss so sagen, ich bin ein Mensch, der gut allein sein kann, und das tut mir, macht mir keine Probleme.«

17 Am Ende seiner Studienzeit hat er »natürlich kein Testat oder Prüfungen oder so, und ja, nach sechseinhalb Jahren ist dann halt der Zacken ab.« Er steht »wieder mal mit dem Rücken zur Wand,« und muss »wohl sagen, es ist vorbei.« Er hat »sechs Jahre verseckelt, und Geld gebraucht, was nichts gewesen, (er ist) gescheitert, und dann haben sie sehr viel Verständnis (...) dabei.« 1995, nach fünf Jahren Studium, geht er heim. L. hat »kein Geld mehr, und nicht die Miete gezahlt, und nachher bin ich nicht mehr immatrikuliert gewesen:« »Und dann ist von der Versicherung natürlich ein Brief nach Hause gekommen, ... und so ist das herausgekommen. Und das ist dann ein Gang nach Canossa gewesen eigentlich, wir haben miteinander geredet, mir ist es natürlich nicht so gut gegangen, klar, und ihnen auch nicht. Aber eben, ich bin mehr als gnädig aufgenommen worden, also das ist nicht Verständnis in dem Sinne jetzt, das sie, aber, ja, es ist passiert, wir schauen wie man weiterkann. Und, eben mit psychologischer Unterstützung versucht, äh das mit dem Finanziellen in den Griff zu bekommen.«

18 Zunächst bleibt er noch »eineinhalb Jahre« am Universitätsort. »Mit psychologischer Unterstützung versucht (er) Geld zu verdienen und zu schauen, wie es weitergeht.« Die psychologische Unterstützung besteht in einer Stunde Therapie »einmal in der Woche.« Das dauert ein Jahr, aber er geht nur »drei Monate.« Das mit der Therapie »ist schön, aber es bringt schlicht nichts, es kostet nur Geld.« Schliesslich klappt es nicht, dass er dauernd am Studienort bleibt, da er unterdessen »auch schon, ja Alkohol gebraucht« hat. Bei ihm, der »mit Alkohol aufgewachsen ist, ist das eine Folge gewesen, dass (er) mehr (anfängt) zu trinken.« Schliesslich ist er »ganz am

Boden.« Wo es »gar nicht mehr« geht, ist »man wieder heimgegangen und hat gesagt, es ist wieder vorbei.« Beim zweiten Mal versucht man »gleich Nägel mit Köpfen zu machen,« er geht zu einer Psychologin um nach Möglichkeiten zu suchen, »alleine (kommt er) nicht weiter.« Ihm wird ein dreimonatiger Aufenthalt in einer Einrichtung empfohlen, das ist so eine »dreimonatige ..., Entzug kann man da nicht so sagen, ich bin in dem Sinne noch nicht so süchtig gewesen, dass ich auf Entzug gekommen wäre.« Es geht darum, »psychologisch anzuschauen, was sind eigentlich die Probleme. Und natürlich auch den Lebenswandel wieder lernen, ohne Alkohol zu leben und und und.« Im August 1996 wird die Wohnung am Studienort aufgelöst, »Ordnung gemacht.« Der Aufenthalt in der psychiatrischen Einrichtung ist »ein gutes Erlebnis.«

19 Anfang 1997 ist der Aufenthalt in der Einrichtung abgeschlossen, R. L. kommt heim, und darf dann »daheim wohnen.« In dieser Zeit kann er »bei einem Bekannten« arbeiten, er tut »im Prinzip voll (arbeiten), Geld (verdienen).« »Natürlich« weiss er in diesem Moment »auch noch nicht recht (...), was (er) weiter möchte.« »Natürlich« habe man in den drei Monaten schon geschaut, »wie geht es weiter, beruflich, studienmässig, familiär ... aber drei Monate ist etwas knapp für so etwas, jetzt ganz.« Er überlegt sich, »etwas mit Photographie zu machen.« Er ist, »passioniert ist vielleicht übertrieben, aber (er tut) sehr gern filmen, so mit Video mehr und Super 8.« Er fragt »beim Schweizer Fernsehen und so, ob es Möglichkeiten gäbe zu filmen,« dann sagen alle zu ihm, »für das musst du eine Photographenlehre haben.« Er hat sich das dann überlegt, und gefunden, »warum nicht,« das wäre eine Ausbildung, die er hat, dann kann er »immer noch das Fernziel, eben das Fernsehen« erreichen. Er sucht neben der Arbeit bei dem Bekannten eine Lehrstelle, schickt »achtzig Bewerbungen« ab. Die »haben gerade gelacht und gesagt, sie sind zu alt für die Lehre (...). Ja, wir würden sie schon nehmen, aber in 2002, und dann habe ich gesagt, ja, das ist für mich noch auch weit weg.«

20 Im Herbst 1997, mit 29 Jahren, geht er in seiner Heimatstadt auf die Regionale Arbeitsvermittlung, er »kennt dort jemand, der dort arbeitet.« R. L. macht »noch einmal so einen Eignungstest.« Ihm wird gesagt, dass es in Basel eine Handelsschule gibt, »wo man in einem Jahr Handelsschule macht, und nachher, wenn man Interesse hat, noch eine Lehre, eine einjährige zu machen, dann hätte man das KV.«<sup>2</sup>

21 Ein Jahr später, August 1998, mit 30 Jahren, fängt er dort an. Es »gefällt (ihm) eigentlich bis jetzt.« R. L. ist seit fünf Monaten dort. Er hat »ein bisschen Mühe mit ..., Schule, es ist nicht so einfach. Aber es geht, ich bin der Älteste zwar.« Er ist »dort dran.« Er verdient nebenher, »weil daheim ist auch fertig mit Finanzen.« Augenblicklich arbeitet er in einer Bar am

2 Eigentlich Abkürzung für Kaufmännischer Verein (Berufsverband der kaufmännischen Angestellten). Gemeint ist die vom Kaufmännischen Verein geführte kaufmännische Berufsschule, die zum Abschluss des kaufmännischen Angestellten führt.

Heimatort. Im Moment macht er »noch einen Servicekurs.« Der Kurs geht noch vier Tage, »das ist natürlich keine Ausbildung, sondern es gibt ein Zertifikat, und um Geld zu verdienen für gewisse Jobs.« Die Arbeit in der Bar macht er »sehr, sehr gerne.« Und von daher kann er sich auch vorstellen, »dass (er) mal irgendetwas ... eigentlich ein Traum ... Service, alles was mit dem zu tun hat: schön decken, schön servieren, schön Wein einschicken. Habe das auch daheim gelernt, das ist üblich gewesen, wenn wir Gäste gehabt haben.«

22 Die Handelsschule geht noch bis vor den Sommerferien 1999. Dann »wäre noch ein Jahr Lehre.« Was die nachfolgende Lehrstelle anbelangt, so ist R. L. gerade »ein wenig am abklären.« Ihn würde der Wirteverband interessieren, das ist sein »Traum«: Er weiss, dass er nicht der Einzige ist, »wo sich dort angemeldet hat, drum sage ich, das ist mein Traum.« Dann interessieren ihn noch die Verwaltungen der Spitäler in Basel, »das wäre auch etwas, was (er sich) vorstellen kann.« »Weil das Spital kenne ich von daheim, da bin ich aufgewachsen.« Befragt nach dem Traumberuf, antwortet L., dass er gern in einem »guten Gastrobetrieb« arbeiten würde. »Nicht unbedingt führen, mitarbeiten.« Vor allem hätte »das Möglichkeiten nicht in der Schweiz allein, ich könnte mir vorstellen auszuwandern. Ich würde sehr gerne nach Amerika gehen,... Aber Afrika ist faszinierend, als ich den Bruder besuchen gegangen bin. Amerika, Europa. Ich kenne Frankreich sehr gut, ich kenne Irland sehr gut. Italien weniger gut. England. Ich bin relativ offen, also ich möchte mich jetzt da nicht festlegen. Ich bin relativ offen. Kanada, klassisches Aussteigerland. Ich habe das einfach gemerkt; dort wo ich bin, bin ich daheim. (...) Ich bin nicht der Typ, der alle paar Wochen das Gefühl hat, ich muss jemand hören oder sehen.«

23 L. hat einen »alten Vater.« Das letzte Jahr hat er »häufig Angst gehabt vor dem, was kommt, wenn er nicht mehr ist.«

24 Befragt nach seinen Beziehungen zu Frauen antwortet L., dass er nach der Matur eine »relativ tragische Beziehungsgeschichte« erlebt habe. Er wird wegen der Frau »sogar einmal zusammengeschlagen.« »Gut, für die Frau« habe es sich gelohnt, aber »zum Schluss (sei sie) mit einem Dritten.« Und das habe ihm Mühe gemacht, mache ihm »heute noch Mühe.« Seither habe er Freundinnen gehabt, »aber kurz.« Letzten Sommer war er für zwei Monate mit einer Spanierin zusammen, er konnte »nicht spanisch, sie nicht deutsch.« »Das ist zwei Monate lustig, wenn man verliebt ist.« Sie hat »auch noch ein Kind gehabt,« was ihm »auch nicht so leicht gefallen ist.« Er habe ihr auch gesagt, im Moment könne er die Verantwortung für das Kind »nicht übernehmen.« Nach zwei Monaten ist er »schon der siebte Vater gewesen, den das Kind gehabt hat.« »Ich muss sagen, ich bin, ich habe Mühe mit dem. Ich habe Mühe mich zu öffnen gegenüber Leuten, ich habe Mühe mich anzupassen. Das kommt sicher davon, dass ich seit dreizehn, zehn Jahren gewöhnt bin, mein Leben so zu führen wie es mir passt, und dann das zu machen wo mir passt.«

### 3.2 »Cross pressure« von hohem Herkunftsstatus und geringer Befähigung: Das So-tun-als-ob-Syndrom<sup>3</sup>

Als Parsons das Problem erörterte, welche Schüler sich nach der Grundschule für einen weiterführenden Schulbesuch entscheiden, gelangte er mit Hilfe einer Kreuztabellierung zur Unterscheidung von vier möglichen Ausgangskonstellationen: Die ersten beiden Fälle waren für ihn eindeutig. Nämlich der Fall der Kinder mit hohem Herkunftsstatus und hoher Befähigung, die ein Universitätsstudium anstreben, und jener der Schüler mit niedrigem Herkunftsstatus und geringer Befähigung, die wahrscheinlich keine weiterführende Schule besuchen werden. Von »erheblicher Bedeutung« erschienen ihm dagegen die zwei übrigen Gruppen von Schülern, bei denen »cross pressure« herrscht.<sup>4</sup> Entgegengesetzten Einflüssen ausgesetzt sind zunächst die Kinder von geringem Herkunftsstatus und hoher Befähigung. Hier ging er davon aus, dass eine zu starke Betonung der Schulleistung bedeuten würde, »dass die Brücken abgebrochen werden, die sie mit ihren Familien und Statusgefährten verbinden.«<sup>5</sup> Den Fall des Nachkommen aus einer Familie mit hohem sozio-ökonomischen Status und geringer Befähigung erörterte Parsons jedoch nicht. Ihm erschien diese Konstellation entgegengesetzter Einflüsse »nicht so wichtig«, denn diesen Schülern würde ja die Möglichkeit offenstehen, Schulen und Universitäten zu besuchen, wo die Anforderungen »geringer« sind.<sup>6</sup>

Will man dem Parsonsschen Kompensations- und Privilegienparadigma nicht folgen, ist es durchaus möglich, die Lösungsvariante für diesen Typus durch eine Kontrastierung mit der aufwärtsmobilen »cross-pressure«-Konstellation zu skizzieren: Für den von unten kommenden, aus bildungsfernem Milieu stammenden Aufsteiger mit guten Schulleistungen gilt, dass er zur Bewahrung eines inneren Gleichgewichts dazu tendiert, oft zu betonen, dass er ein »nicht so guter Schüler gewesen« sei. Diese Selbstdarstellung hilft ihm, sich einerseits in der Fähigkeitsdimension nicht »hochmütig« von seinen Eltern abzugrenzen, andererseits bietet ihm die Selbstdarstellung auch Schutz nach oben

---

3 Die nachfolgende Interpretation wurde bereits an anderer Stelle vorgestellt (Schmeiser 2000, 650ff.).

4 Parsons entlehnte diesen Begriff der Wahlforschung der 1950er Jahre. Dort war man auf das Phänomen gestossen, dass solche Personen, die ihre Bindung an die eine oder andere Partei wechselten, und jene, die politisch indifferent waren oder gegenüber Wahlkampagnen eine emotional kühle Haltung zeigten, im Vergleich zu anderen Wählern gegensätzlichem Druck (cross-pressure) ausgesetzt waren. Zur Stimmabgabe in entgegengesetzte Richtungen oder Gleichgültigkeit waren sie deshalb prädisponiert, da sie gleichzeitig unterschiedlichen Bezugsgruppen oder Schichten angehörten. Was Parsons Sprachgebrauch hinsichtlich geringer Befähigung anbelangt, ist darauf hinzuweisen, dass er unter Fähigkeiten sowohl aufgabenbezogene Kompetenzen oder Fertigkeiten bzw. »kognitives« Lernen versteht, wie auch angemessenes interpersonelles Verhalten (1959, 162).

5 Parsons (1959, 183f.).

6 Parsons (1959, 165).

hin. Er weiss um seinen eklektizistischen, vom Zufall der Begegnung mit Büchern entstandenen, im Gespräch mit anderen manchmal jäh Lücken offenbarenden Bildungshabitus. Sein Understatement beugt damit auch potentiell beschämenden Gesprächszwischenfällen vor. Neben dieser ›tiefstapelnden‹, auf die Bewahrung eines inneren Gleichgewichts gerichteten Selbstdarstellung ist zudem ein oft beobachtetes Phänomen bei Aufsteigern, dass in ihrer Karriere Bestrebungen nach beruflichem Erfolg von einem ›Schritt zurück‹ abgelöst werden, durch den weniger qualifizierte Tätigkeiten aufgesucht werden. Dabei kann sich ein ständiger Wechsel zwischen einem ›Schritt vor‹ und einem ›Schritt zurück‹ ergeben. Bekannt ist auch, dass manche aufwärtsmobilen Personen Berufe ergreifen, die es ihnen ermöglichen, mit der Vorstellung zu leben, dabei etwas für ›Erfolglose‹ tun zu können, oder dass sie, gemessen an ihren vorhandenen Qualifikationen, eher zu niedrige Berufspositionen anstreben.<sup>7</sup>

Ist die Aufstiegskonstellation durch das Verhaltensmuster der ›Tiefstapellei‹ bestimmt, so kann für den Schüler aus einem Elternhaus mit hohem sozio-ökonomischen Status aber geringer Befähigung das entgegengesetzte Muster des ›Hochstapelns‹ einen Lösungsversuch darstellen: Bei diesem Typus stellt bereits der Übertritt in eine weiterführende Schule der erste ›Schritt zu weit nach vorne‹ dar. Es ist dabei die mit der Zugehörigkeit zum akademischen Herkunftsmilieu verbundene ›Selbstverständlichkeit‹ einer entsprechenden Schulausbildung und künftigen akademischen Existenz, die den nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten ›Schritt vor‹ entstehen lässt. Bedeutsam für die Entstehung der Verhaltenstendenz des ›einen-Schritt-zuviel-machens‹ ist der Umstand, dass für den Nachkommen einer Familie mit hohem-sozio-ökonomischen Status ein ›Schritt zurück‹ deshalb prekär ist, da dieser gleichzeitig die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe fraglich werden lässt. Der scheiternde Aufsteiger verliert mit einem Schritt zurück nicht die Zugehörigkeit zu seinem Herkunftsmilieu, sondern kehrt zu diesem zurück, womit er wieder festen Boden unter den Füßen gewinnt.<sup>8</sup>

---

7 Vgl. Streeck (1981, 37f.).

8 Sicher ist ein fehlgeschlagener Aufnahmeversuch in das Gymnasium oder die Hochschule für eine aufwärtsmobile Person zunächst schmerzlich. Eine lebensgeschichtlich chronifizierende Ausgestaltung dieser Enttäuschung ist aber bei einer solchen Ausgangskonstellation unwahrscheinlich, denn ein Arbeiter- oder Angestelltenkind weiss auch ohne vorheriges Studium bildungssoziologischer Abhandlungen, dass für ihn die Universität tendenziell ›unerreichbar‹ ist, und die ›normale‹, ›wahrscheinliche‹ und damit eben auch ›vernünftige‹ Option von seinesgleichen jene ist, wiederum Arbeiter oder Angestellter zu werden. Ganz anders sieht es aus, wenn eine Hypothek elterlicher Aufstieghoffnungen auf dem Gescheiterten lastet. Aber damit liegt der Typus des so oder so misslingenden Projekts delegierter Aufstiegsaspirationen vor. Die Lebensverlaufsstruktur folgt hier nicht dem Muster eines Vor-Zurück-Wechsels, sondern hat die Gestalt eines Fehlstarts: Auf einen anfänglichen Senkrechtstart, der unter dem starken Einfluss der elterlichen Erwartungshaltungen steht, folgt mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter eine Stagnation des Karriereverlaufs (vgl. Schmeiser 1996, 156ff.).

Für den aus einem Elternhaus mit hohem sozio-ökonomischen Status stammenden Nachkommen bedeutet also drohende schulische Selektion nicht einfach nur Bescheinigung mangelnder Fähigkeiten. Sich abzeichnende Leistungsselektion wird vielmehr gleichzeitig als drohender Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe erlebt. Diese andersgeartete Verlustbilanz ist nun dafür verantwortlich, dass sich überhaupt eine fortwährende Verhaltenstendenz des ›Hochstapelns‹ entwickeln kann. Faktisch geht es diesem Typus darum, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe nicht zu verlieren. Was damit entsteht, ist ein möglichst lange hinausgezögerter Abstieg.

Dem stetigen Hinausschieben sind jedoch zwei Grenzen gesetzt: Der Hang zum nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten ›Schritt nach vorne‹ entfaltet sich nicht ungehindert, da die universalistisch-leistungsorientierten Ausschlussregeln der Bildungs- und Berufswelt intervenierend eingreifen und entsprechende ›Schritte zurück‹ abnötigen. Nichtversetzung in die nächsthöhere Klasse, Schulausschluss und abgelehnte Bewerbungsschreiben sind die gängigsten Einspruchsmittel, die den Lebensverlauf dieses Typus zu einem Wechsel von nicht gedeckten ›Schritten vor‹ und institutionell erzwungenen ›Schritten zurück‹ werden lassen.

Eine noch gravierendere Einschränkung der ungebremsten Entfaltung des hochstapelnden Verhaltensmusters wird deutlich, wenn die immer breiter werdende Kluft zwischen realer Befähigung und steigendem Anspruchsniveau berücksichtigt wird, die sich im Lauf des möglichst lange hinausgezögerten Abstiegs entwickelt. Da primär die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu handlungssteuernd ist, gewinnt der weitere Verbleib in der akademischen Statuspassage für diesen Typus immer mehr Züge eines erfolglosen ›So-tun-als-ob-man-Akademiker-ist. Ähnlich einem Schüler, bei dem gelegentliches Krankwerden wegen bevorstehender Klausuren schnell in die Dauerabwesenheit münden kann, da sich vor ihm ein nicht mehr bewältigbarer Berg nachzuholender Klausuren und des versäumten Regelpensums der Fehltage auftürmt, kumulieren bei unserem Typus die Schwierigkeiten, auf der Leistungsebene den Anschluss zu halten. Die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe wird schliesslich lediglich durch passiven Verbleib im Studium gesichert. Im Modus des So-tun-als-ob bleibt nur die illusorische Hoffnung übrig, dass es einen schon nicht erwischen wird. Parallel zum definitiv erfolgreichen Eintritt der Altersgleichen ins Berufsleben ist damit der lebenskritische Endpunkt des hochstapelnden Verhaltensmusters erreicht, wenngleich dies leicht phasenverschoben zum Ausdruck kommt. Wenn der möglichst lange hinausgezögerte Abstieg an dieser kritischen Wende angelangt ist, folgt ein abrupter tiefer Fall, der diesen Typus endgültig aus seiner Herkunftsgruppe hinaus katapultiert. Zwar ermöglicht die Zuspitzung der

Situation eine neue Orientierung, da nun eine realitätsgerechte Einschätzung bestehender beruflicher Chancen mit einem Neubeginn auf tieferem Niveau möglich ist. Doch all dies erfolgt in einer Situation der strukturellen Isolation von den einst herkunftsaffinen Gleichaltrigenbeziehungen und mit wenig Aussicht auf das Knüpfen von tragfähigen Sozialbeziehungen zu jenen Personen, zu denen er nun abgestiegen ist.

Übereinstimmungen zwischen konstruiertem Verlaufstypus und dem Lebensverlauf des Falles liegen durchaus vor: L. begründet den Gymnasialübertritt mit dem Hinweis auf »*die ganze Familie, die klassische akademische Karriere*« als naheliegend, doch schon nach der Sekunda wird der erste ›Schritt zurück‹ erzwungen, da er die Klasse wiederholen muss [10]. Es schliessen sich zwei weitere Interventionen von Bildungsinstitutionen und potentiellen Arbeitgebern an: Nämlich die Zwangsexmatrikulation nach einer fünfjährigen Zeit des erfolglosen Studiums der Betriebswirtschaft [17], sowie die etwa zwei Jahre nach der lebenskritischen Zuspitzung von L.'s Situation erfolgende Anfrage bei Fernsehanstalten. Hier wird er dahingehend beschieden, dass dafür eine »*Photographenlehre*« eine hilfreiche Vorbedingung sei; die daraufhin abgeschickten achtzig Bewerbungen auf Lehrstellen bleiben jedoch erfolglos, da er für »*zu alt*« befunden wird [19].

Zwei interessante Gesichtspunkte sollen erwähnt werden: Erstens die lange, da zwei Jahre währende Phase zwischen der Erlangung der Matura und dem Studienbeginn. Die Einschreibefrist für ein Universitätsstudium wird zweimal verpasst, und L. weiss nicht, »*in welche Richtung das geht*« [12]. Ein genuin auf ein künftiges Studium vorbereitendes Moratorium liegt nicht vor, da er zweimal als Hilfsmonteur arbeitet, anstatt sich durch Praktika seiner künftigen Neigungen zu vergewissern. Selbst die Reise nach Amerika, die auf den ersten Blick als studienvorbereitende Lebensphase erscheinen könnte, wird von L. nicht als ein auf die Beherrschung einer Fremdsprache zielender Auslandsaufenthalt ausgewiesen, wobei zudem auffällig ist, dass Robert L. sich in den USA in der für einen Mann unüblichen Position eines Au-Pair in einem quasifamiliären Kontext aufhält [13].

Um diese von Entscheidungsvermeidung gekennzeichnete Lebensphase zu verstehen, ist es hilfreich, sich die erhebliche Entscheidungsproblematik zu vergegenwärtigen, die für Robert L. nach dem Besuch des Wirtschaftsgymnasiums entstanden war [11f.]. Da er sich beim Übertritt von der ersten in die zweite Sekundarstufe nicht für das sozial homogene und exklusive humanistische Gymnasium entschieden und auch nicht den mit der fachlich-beruflichen Orientierung des Vaters konvergierenden naturwissenschaftlichen Schultypus gewählt hatte, lag bereits eine tendenziell randständige Notlösung hinsichtlich einer möglichen Statusreproduktion vor, zumal sich auf dem Wirtschaftsgymnasium eher sozial heterogene Schülergruppen mit noch unbe-



stimmten berufsbiographischen Ambitionen finden. Robert L. meisterte aber selbst diese randständige ›Notmatura‹ nur mit »65 Punkten« [11]. Damit hatte er ein schlechtes Endresultat erzielt, da 60 von maximal 90 Punkten benötigt werden, um gerade noch durchzukommen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass in das Abschlusszeugnis die Noten von lediglich dreizehn Fächern eingehen, L. aber »acht oder neun ungenügend« [11] hatte. Seine Leistungen waren in nur vier Fächern besser. Da in neun von dreizehn Fächern die Leistungen gering waren, lag überhaupt kein ausgeprägtes Neigungsprofil vor. Nur ein solches Neigungs- und Leistungsprofil hätte eine Grundlage für die Herauskrystallisierung von beruflichen Affinitäten und Ambitionen abgeben können, was sich bei den meisten Schülern in den letzten Schuljahren wie von selbst ergibt. Wird diese Sachlage berücksichtigt, so beruht sein langes Zögern auf drei Problemen: Angesichts der geringen Punktzahl erweist sich die Option für ein leistungsintensives, einen hohen Grad der Selbstdisziplin voraussetzendes Studium als wenig realitätsgerecht, was L. beim zweimaligen Verpassen der Immatrikulationsfrist halbbewusst verfügbar gewesen sein muss. Auch eine Bewerbung um eine berufliche Ausbildung, die kein Hochschulstudium voraussetzt, hätte wenig Aussicht auf Erfolg gehabt, zumal L. mit diesem Abgangszeugnis nur auf sehr wenige fachliche Stärken hätte hinweisen können. Und schliesslich hätte ein realistisches Abwägen von Befähigung und Chancen hinsichtlich des Herkunftsstatus und mit Seitenblick auf die vier erfolgreichen Brüder einen grossen ›Schritt zurück‹ bedeutet. Zwar hat L. mit der zweimaligen Arbeit als Hilfsmonteur faktisch eine solche Position innegehabt, es ist aber nicht zu übersehen, dass eine innere Mentalreservation ihn davon abhielt, darin etwas anderes zu sehen als einen temporären Unterhalt für einen angehenden Studierenden.

Zweitens fällt auf, dass die endgültige lebenskritische Zuspitzung der Situation nicht unmittelbar auf die Zwangsexmatrikulation folgt [18-21]: Erst nach eineinhalb Jahren des über Hilfsjobs bestrittenen Verbleibs am ehemaligen Studienort kollabiert die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung einer alltäglichen Lebensführung, was dann zu einem dreimonatigen Aufenthalt in der Psychiatrie führt, wobei bis zur definitiven Neuorientierung mit der Inangriffnahme einer KV-Ausbildung noch einmal eineinhalb Jahre vergehen. Obwohl der Abstieg objektiv schon lange vollzogen war, benötigte L. drei Jahre, um sich diesen subjektiv anzueignen und alle damit verbundenen Konsequenzen zu ziehen. Dieses stockende, schmerzliche Gewahrwerden lässt schlaglichtartig erkennen, in welchem Ausmass L. in der Zeit des So-tun-als-ober-ein-Student-wäre mit dem Vermeiden von Sozialbeziehungen in die Isolation geraten ist und sich zu einer gegenüber Realitäts- und Weltbezügen unzugänglichen Person entwickelt hat. Diese Unzugänglichkeit zeigt sich sowohl in der Episode mit dem frühzeitigen Abbruch der

»schlicht nichts (bringenden), nur Geld (kostenden)« Therapie [18], wie in der Selbstcharakterisierung, dass er »nicht der Typ (sei), der alle paar Wochen das Gefühl hat, ich muss jemanden hören oder sehen« [22]. Sich in den fünf Jahren seines Scheinstudiums immer mehr ausserhalb der Mitwelt begebend und die Zeit wie eine in Bernstein eingeschlossene Fliege verbringend, konnte sich das Gewährwerden der Realität nach der Exmatrikulation nur wie in Zeitlupe und entsprechend dosiert gestalten: Acht Jahre nach Abschluss des Abiturs hat L. keinerlei wie auch immer geartete Zertifikate oder Qualifikationen aufzuweisen, die meisten Türen einer herkunftsaaffinen Existenzfristung auf dem Schweizer Arbeitsmarkt sind ihm verschlossen, ein nicht unerheblicher Zeitraum des bisherigen Lebens gerinnt zur Hülsenexistenz und leeren Identität.

### 3.3 Erziehung und Familienkonstellation: Gleichgültigkeit und Vereinzelung

Um nicht der Gefahr einer vorschnellen Psychologisierung ausgesetzt zu sein, wie dies für gängige Alltagstheorien über Abstieg kennzeichnend ist, wurde bei der Typenbildung auf psychologische Vorannahmen hinsichtlich des Charakters des Typus ebenso verzichtet wie auf Sonderannahmen bezüglich der familiären Verhältnisse. Die ›hochstapelnde‹ Verhaltenstendenz wurde stattdessen als eine Antwort auf eine ›cross pressure‹-Situation konstruiert. Damit ist eine sozial induzierte Spannungssituation für den Verlaufstypus konstitutiv. Der Nachteil dieser soziologischen Typenkonstruktion ist, dass die Genese der geringen Befähigung ausgespart und die Rolle der Herkunftsfamilie ausgeblendet bleibt. Ich werde im folgenden die Familienverhältnisse des Falles kurz erörtern.

Über jemanden, der von Schule und Arbeitsmarkt ständig zu einem ›Schritt zurück‹ genötigt wird, liesse sich sagen, dass er nicht fähig ist, seine Ambitionen realitätsgerecht den objektiven Chancen anzupassen. Um diese Fähigkeit zu haben, müsste L. in einer Familie herangewachsen sein, die beim Auftreten von Leistungsschwächen gesteigerten Wert darauf legt, konkrete Hilfestellungen zu ihrer Überwindung anzubieten, und die im Falle nicht überwindbarer Schwierigkeiten die Konsequenzen gezogen hätte. Da keine Interaktionsprotokolle des Erziehungsgeschehens verfügbar sind, sind wir auf die Schilderungen L.'s angewiesen. Sofern wir uns an die subjektiv erlebte Erziehungsrealität halten, folgen wir dem Thomas-Theorem: »If men define situations as real, they are real in their consequences.«<sup>9</sup> Besteht ein ›Passungsverhältnis‹ zwischen der von Robert L. erlebten Erziehung und seiner hoch-

---

9 Thomas/Thomas (1928, 572).

staplerischen Verhaltenstendenz, die reale Befähigung bei der Inangriffnahme künftiger Schritte nicht in Rechnung zu stellen? Eindeutig ist die Situation bei der Mutter, da sie von ihrem Sohn als die Person geschildert wird, die »grundsätzlich alles gut« [9] findet. Sie ist die nachgiebig-gewährende Person, wobei die damit verbundene »Alles-nicht-so-schlimm-Haltung« eine hochstaplerische Tendenz begünstigen kann, weil Leistung und Nicht-Leistung sozusagen den selben Wert haben. Das väterliche Erziehungskonzept scheint vordergründig nicht in einem Passungsverhältnis zu einer hochstaplerischen Verhaltenstendenz zu stehen, da Robert L.'s Vater hinsichtlich des Leistungsverhaltens seines Sohnes zu vernichtenden Urteilen gelangte und mehrmals erklärte, dass das »nichts« sei [10]. Entscheidend ist jedoch, dass die rigiden Vorhaltungen folgenlos blieben, da nach den jeweils überstandenen »Katastrophen« des Einforderns der väterlichen Zeugnisunterschriften alles »gegessen gewesen« sei. Irgendwann habe man »aufgehört zu reden, weil [der Vater] zu müde gewesen ist vielleicht, oder ich bin froh gewesen, wenn ich heimgekommen bin und nicht mehr reden musste« [10]. Da der Vater die schlechten Schulleistungen von Robert naturalistisch zur »Charakterschwäche« [8] erklärte, war für seine Erziehungspraxis konstitutiv, den real bestehenden Schulschwierigkeiten des Sohnes nicht mit konkreten Hilfestellungen zu begegnen. Zudem wurde damit die nur allzu verständliche Neigung von Robert L. gefördert, seine Probleme zu verschweigen.

Der Permissivität der Mutter und den folgenlosen Vorhaltungen des Vaters sind demnach gemeinsam, dass den mit der Leistungserbringung verbundenen Schwierigkeiten gleichgültig gegenüber getreten wurde. Die Erziehungshaltungen stehen in einem Verhältnis der Wahlverwandtschaft zu L.'s Tendenz, die reale Befähigung bei seinen Schritten in die akademische Welt hinein nicht realitätsadäquat in Rechnung zu stellen.

Da keine Interviews mit den Eltern selbst geführt wurden, macht es im Folgenden wenig Sinn, die elterlichen Erziehungshaltungen als Ausdruck von deren Charakter zu interpretieren und diese Charaktereigentümlichkeiten wiederum mit den besonderen Lebensgeschichten der Eltern in Verbindung zu bringen. Würde dies versucht, entstünde zugleich die Folgenotwendigkeit, den gesamten sozialisatorischen Haushalt der Familie zur klimatisch unterkühlten Zone der Gleichgültigkeit erklären zu müssen. Doch alle vier Brüder Robert L.'s waren aber durchaus in der Lage, einen akademischen Status zu erlangen, auch wenn auffallenderweise keiner der Söhne eine über den Vater hinausreichende Position erreichte [vgl. 3-6]. Eine Lösung dieses Erklärungsproblems kommt in den Blick, wenn mit der Annahme gearbeitet wird, dass Erziehungshaltungen mit der Stellung des Betroffenen in der Familienkonstellation variieren können. Für den Fall L. ist dabei die mar-

ginale Position im Familiengefüge zu berücksichtigen. Von einer randständigen Position L.'s in der Familie lässt sich sprechen, da die Altersabstände zwischen ihm und den Eltern sehr gross sind. So war der Vater bei der Geburt von L. »schon 48 oder 47«, die Mutter zehn Jahre jünger [1,2]. Beträgt der Altersabstand aber »37 oder mehr Jahre, dann entwickelt sich der Kontakt mit dem Kind oft weniger kameradschaftlich und intim. Solche Eltern tendieren dazu, entweder autoritärer und abweisender zu sein als Eltern mit durchschnittlichen Altersabständen zu ihren Kindern, oder aber überfürsorglicher und nachgiebiger.«<sup>10</sup> Da wir schon gezeigt haben, dass sich die Eltern die objektiv möglichen Parts von Abweisung und Nachgiebigkeit aufgeteilt haben, sollten wir davon ausgehen, dass die elterliche Gleichgültigkeit ein Resultat bestehender Altersdifferenzen war.

Zudem steht fest, dass L. auch mit Blick auf seine Brüder vereinzelt herangewachsen ist. Die Kinderkonfiguration der Familie L. weist die Besonderheit auf, dass die ersten vier Brüder in rascher Folge auf die Welt gekommen sind – nämlich 1958, 1959, 1961 und 1962 –, während Robert erst 1968 geboren wurde [3-6]. Die Altersdifferenz zwischen ihm und seinen Brüdern beträgt zwischen sechs bis zehn Jahre. Nun binden geringe Altersabstände zwischen den Geschwistern stärker als grosse Differenzen. Beträgt der Altersabstand unter Geschwistern »sechs oder mehr Jahre«, dann werden »keine vollen Geschwister« mehr aus den Kindern.<sup>11</sup> – Werden nun alle diese Besonderheiten der Familienkonstellation berücksichtigt, liegt der Schluss nahe, dass aufgrund des grossen Altersabstandes zwischen Robert L. und seinen Eltern die Erziehungshaltungen eine von Gleichgültigkeit bestimmte Grundtönung aufwiesen und dass diese Gleichgültigkeit in Verbindung mit der altersbedingten Vereinzelung von L. innerhalb des Beziehungsgefüges der Familie Tendenzen zur Realitätsausblendung unterstützt hat.

### 3.4 Konsequenzen des Abstiegs: Selbstisolation und ephemere Intimität

Abschliessend ist zu verdeutlichen, welche Konsequenzen ein Abstieg zeitigen kann. In dem Maße, wie der Verbleib in der akademischen Statuspassage Züge eines hilflosen ›So-tun-als-ob‹ annimmt, wird dem Herkunftsmilieu ausgewichen. Der Kontakt mit Eltern und Gleichaltrigen eines herkunftsauffinen Status wird gemieden, und dort, wo er stattfindet, nimmt er strategisch-instrumentelle, täuschende Züge an.

---

<sup>10</sup> Toman (1987, 42).

<sup>11</sup> Toman (1987, 39).

Obwohl zu Beginn die Angst, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe zu verlieren, die hochstapelnde Verhaltenstendenz überhaupt erst in Gang gesetzt hat, verkehrt sich das Festhalten an diesem Verhaltensmuster nun in das Gegenteil: Isolation. Parallel zu der manifest dem Selbstschutz dienenden Absonderung verändert sich nun auch der Charakter der Beziehungen. Wo früher möglicherweise noch genuine Bindungen und tragfähige Sozialbeziehungen vorlagen, entstehen nun von Täuschungsmanövern getragene Beziehungsmuster, wobei die übrigen Aussenbeziehungen immer mehr zum ephemeren Kontakt geraten.

Der ausformulierte Typus kommt auch hier dem Fall nahe: Während seiner Schulzeit mag der im Gymnasium zum »Vertuschen« und »Verdecken« [10] neigende L. lediglich »froh gewesen« sein, gegenüber den Eltern nicht über seine schlechten Zensuren reden zu müssen [10]. Mit dem Eintritt in die Universität und der sich dort bald verschlechternden Lage entsteht bei der allwöchentlichen Heimkehr für ihn jedoch schnell die Situation, »irgendwas erzählen« zu müssen [15]. Die Beziehung zu den Eltern ist also schliesslich vom Verschweigen und von Täuschungsmanövern bestimmt. Was nun die Entwicklung der übrigen Sozialbeziehungen anbelangt, so sticht die zunehmende Selbstisolation ins Auge. Schon bei der Wahl des Universitätsortes ist Robert L. den Gleichaltrigenbeziehungen aus dem Weg gegangen, da er nicht dort hin geht, wo es ihm »zu viele« Kollegen hat [14]. Zudem gelingt ihm in der Folge auch nicht das Anknüpfen von dauerhaften Beziehungen zu Kommilitonen seines Studienjahrgangs, da er damit »wahnsinnig Mühe« hat [15]. Nicht zuletzt sind während des Scheinstudiums und der Zeit danach keine anderweitigen Formen basaler Beziehungen gewachsen, denn Freundinnen hat er nur »kurz« gehabt [24]. Einzig gegenüber »fremden Leuten« [15] scheint es ihm möglich gewesen zu sein, statt zu flunkern offen über seine Probleme zu sprechen.<sup>12</sup>

Welche Prognose könnte dem jetzt 32 Jahre alten Robert L. gestellt werden? Seine momentane Situation gestaltet sich so, dass er während der KV-Ausbildung nebenher in einer Bar mitarbeitet, was er »sehr, sehr gerne macht.« Es ist auch sein »Traum«, einmal in einem »Gastrobetrieb« mitzuarbeiten [21]. Sollte dieser Wunsch für L. in Erfüllung gehen, mag

12 Von ›hochstaplerischer‹ Verhaltenstendenz kann beim Typus bereits während der Schulzeit und vor allem in der Studienphase gesprochen werden. In der Phase der lebenskritischen Zuspitzung der Verlaufsform liegt qua Vermeidung von Sozialbeziehungen de facto kein auf ein Publikum angewiesenes Hochstapeln mehr vor. Die durch eine soziale ›cross pressure‹- Situation hervorgerufene Diskrepanz zwischen Sein und Schein und das dazugehörige Täuschen sollte nicht mit dem Hochstapler-Typus der Romanliteratur identifiziert werden. Die literarische Figur des Hochstaplers ist eher psychologisch gefasst. Sie kennzeichnet eine zur ›Verfolgung eines betrügerischen Zwecks eingeübte Vortäuschung eines Andersseins‹, eine entsprechend habituelle »Mannigfaltigkeit« und rasche Anpassungsfähigkeit im »Maskenwechsel«, bis hin zum »Spass an der Verwandlung« (Frenzel 1992, 371). Für den hier konstruierten Typus ist weder eine angeborene Neigung zur Maske, noch ein Spass daran oder ein sich-Wohlfühlen-in-der-Situation grundlegend.

der eine oder andere Betrachter die Redewendung bestätigt finden: ›Wer nichts wird, wird Wirt.‹ Zentral an dieser Berufsvorstellung scheint mir jedoch, dass L. damit versucht, in einer Art unbewussten Bilanzierung des lange hinausgezögerten und schliesslich abrupt erfolgten Abstiegs eine Nische der sozialen Integration zu finden, die gleichzeitig der Tatsache Rechnung trägt, dass er während der Zeit seines Scheinstudiums und danach zu einer vereinzelter Person geworden ist, da es ihm nicht möglich war, in aktive und dauerhafte Beziehungen zu Gleichaltrigen seines Herkunftsmilieus oder Personen anderer Sozialgruppen zu treten. Dieses fehlende Moment des aktiven Knüpfens von Beziehungen kompensiert nun das Tätigkeitsfeld der Gastronomie, insofern der Gast zur vorgerückten Stunde von seinen Problemen und Sorgen erzählt, während der Barkeeper, Kellner oder Wirt an dieser Form sozialer Intimität teilhat, ohne dass die Initiative von ihm ausgeht. Einsam bleiben, doch dabei nicht allein sein, könnte L. gerade in der für diesen Beruf typischen Situation der namenlosen, ephemeren Intimität. So gesehen käme die parasitäre Form der Soziabilität, die dieses Berufsfeld bietet, der eingeschränkten Soziabilität entgegen, die sich bei ihm infolge des jahrelangen Vertuschens verfestigt hat. Vielleicht bietet dieses Berufsfeld Robert L. als einer vereinsamten Person eine Integration in ein Milieu der Namenlosen.

Die Diskussion der Verlaufsform des möglichst lange hinausgezögerten, abrupt erfolgenden Abstiegs ist damit am Ende angelangt: Die Verlaufsform besteht zunächst aus einem ständigen Wechsel von ungedeckten ›Schritten-zu-weit-nach-vorne‹ und institutionell erzwungenen ›Schritten zurück‹. In Gang gesetzt wird diese Schrittabfolge durch eine ›hochstaplerische Verhaltenstendenz‹. Nachdem der Typus mit dem Eintritt in die Schule dem entgegengesetzten Einfluss von hohem Herkunftsstatus und geringer Befähigung ausgesetzt ist, wird die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe bestimmend für den immer wieder unternommenen, nicht durch die Fähigkeiten gedeckten ›Schritt-nach-vorne‹. Nach einer längeren Phase des ›So-tun-als-ob-man-Akademiker-wäre‹ und des Vortäuschens der Zugehörigkeit bahnt sich schliesslich nach einer lebenskritischen Zuspitzung der Lage das abrupte, endgültige Verlassen des Herkunftsmilieus mit den Konsequenzen der Selbstisolation und der Fähigkeit zu nur ephemerer Soziabilität an.

Insofern Schulschwierigkeiten und Studienprobleme den Lebensweg des Falles bestimmen, steht die Fallanalyse vor einem Zurechnungsproblem besonderer Art. Sollen die Schwierigkeiten dem Fehlverhalten der Agenten der Ausbildungsinstitutionen, der Familie, oder schliesslich dem Absteigenden selbst angelastet werden? Letztere Option, die Probleme Robert L. persönlich zuzurechnen, würde die Gefahr beinhalten, den in der Soziologie klar definierbaren und wertfrei

gemeinten Begriff des Abstiegs wie im Alltag eindeutig wertend zu gebrauchen. Eine Analyse von absteigenden Lebensverläufen lässt sich nicht vornehmen, wenn sie im Modus einer psychologisierend-moralisierenden Zurechnung erfolgt.

In der Typenkonstruktion wurde stattdessen der Vorschlag gemacht, die hochstaplerische Verhaltenstendenz als sozial induziert zu verstehen und als eine Möglichkeit des Umgangs mit einer cross-pressure-Situation zu begreifen. Selbst dort, wo die Rolle der Herkunftsfamilie thematisiert wurde, legte ich Wert darauf, nicht die Charaktereigenschaften der Eltern in Anschlag zu bringen, um das Verhalten von L. zu erklären. Stattdessen wurde auf die – begünstigt durch den erheblichen Altersabstand – wenig ausgeprägte Eltern-Sohn-Beziehung verwiesen, die die familiäre Gleichgültigkeit und damit eine hochstaplerische Verhaltenstendenz nahe legen.

Verfährt man so, dann sind weder Lehrer noch Eltern als ›Schuldige‹ der Misere anzusehen. Auch der Fall selbst muss nicht mit Kategorien wie ›mangelnde Intelligenz‹ oder ›Faulheit‹ etikettiert werden, um seinen Lebensweg zu verstehen. Selbst die in der Typenkonstruktion zunächst offengelassene Genese der ›geringen Befähigung‹ ist dann letztlich mit dem gemeinen Unglück des Heranwachsens in einer durch Gleichgültigkeit bestimmten Familienkonstellation zu entschlüsseln. Dazu wurde mit Blick auf die Eltern bereits das Notwendige gesagt. Die einzig intakte Struktur der sozialisatorischen Interaktion in der Familie ist der Block der rasch aufeinanderfolgenden vier Brüder, die aufgrund der geringen Altersabstände genuine Geschwister und in eine vitale Leistungskonkurrenz eingebunden sind [3-6]. Insofern L. kein Geschwister seiner Brüder ist, steht er qua Vereinzelung ausserhalb dieser stimulierenden Leistungskonkurrenz.





## Kapitel 4

# Aussteiger: Das frühe Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie (Zweiter Typus)

Das Gegenteil zu der im vorherigen Kapitel behandelten Verlaufsform des möglichst lange hinausgezögerten, schliesslich abrupt erfolgenden Abstiegs ist logisch leicht zu bestimmen: Es besteht in einem möglichst frühen Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie und einem baldmöglichen Verlassen des Herkunftsmilieus. Dabei wird die Matura und/oder ein Studium gar nicht erst angestrebt, da mit dem Auftauchen schulischer Schwierigkeiten Wege zur Änderung der biographischen Situation gesucht werden. Im Folgenden soll ein solches frühzeitiges Ausscheren in Gestalt eines ›Ausstiegs‹ untersucht werden. Im Alltagsverständnis scheinen ›Aussteiger‹ eine exemplarische Realisierungsform eines Abstiegs zu sein, zumindest werden sie in Seminardiskussionen über soziale Mobilität immer an erster Stelle genannt. Gleichzeitig wird jedoch bestritten, ob man in solchen Fälle überhaupt von einem Abstieg reden könne, da die Betroffenen diesen Weg ja gewollt eingeschlagen hätten. In der Tat dominiert bei den von uns interviewten ›Aussteigern‹ eine intentionalistische biographische Selbstdarstellung, was sie von dem im vorherigen Kapitel analysierten Absteiger unterscheidet. Hat man es beim Typus mit ›hochstaplerischer‹ Verhaltenstendenz mit einer verlaufskurvenartigen Biographie zu tun, in der das passive Erleiden und Verstricktwerden in einen Prozessablauf dominiert, an dessen Ende die eigene Handlungsfähigkeit weitgehend eingeschränkt ist, so ragt bei einem frühzeitigen ›Ausstieg‹ die eigene Handlungsfähigkeit heraus.<sup>1</sup>

Ein interessanter Sachverhalt ist jedoch erwähnenswert, der eine vorschnelle intentionalistische Lesart von Aussteigerbiographien erschwert, und der die Untersuchung dieser Lebensgeschichten spannend macht: Auch beim Ausstieg ins alternative Leben nehmen am Beginn der Entwicklung des abweichenden Lebenspfades schulische Probleme eine prominente Stelle ein, zumindest berichten alle der von uns untersuchten Aussteiger von Schwierigkeiten in der Schule.<sup>2</sup> Von daher lässt sich fragen, ob die Orientierung an den Normen und Werten einer Alternativkultur nicht einen Versuch darstellt, eine drohende ungünstige soziale Platzierung dadurch abzuwenden, indem an die Stelle des universalistischen Leistungsstandards von Schule und Gesellschaft andere kulturelle Ziele gesetzt werden. Mit der Situierung in einer Alter-

---

1 Vgl. zum Konzept der Verlaufskurve Schütze (1981, 88ff.; 1999).

2 Neben dem hier behandelten Fall Nr. (1) betrifft dies die Fälle Nr. (6), (14) und (15).

nativkultur wird dann auch ein alternatives Karrieremuster angestrebt, das ein andersgeartetes Prestige bietet als die herkömmlichen Karrierepfade der instrumentell-leistungsorientierten Kultur.

#### 4.1 Anamnese von Klaus L.

[Fall Nr. 01]

1 Klaus L. wird 1953 geboren. Seine Eltern haben einen »akademischen Beruf«, sie sind »beide Ärzte.« Der Vater, geboren als Sohn eines Posthalters, wird nach einem Studium der Medizin an einem Spital als Chirurg tätig. Er ist promoviert und auch Privatdozent, doch hat »er nicht gross Ambitionen gehabt (...) auf der Uni-Ebene.« Auf der Universität will er »die Rituale nicht mitmachen«, aber er arbeitet viel. Der Sohn schildert ihn als jemand, der »14 Stunden« am Tag gearbeitet und »sehr intensiv geschafft« hat. Der Vater habe »wirklich auch keine Zeit gehabt« für die Familie. Über einen typischen Tagesablauf heisst es: »Der ist gekommen am Mittag, und der Mutter so ein Kuss, und nachher hat er über seine Fälle geredet: ›Blinddarm, Prostata, Tatatata, auch im Jargon. Sie ist auch Ärztin, sie hat ja das verstanden, wir nicht. Und dann: ›Ich bin Tatata dann im Spital und komme dann heim.‹ Das sind seine Worte, und die haben sich wiederholt, wiederholt, wiederholt.« Der Vater »ist wirklich sehr schnell heimgekommen und sehr schnell wieder gegangen.« Als Chirurg hat der Vater »sehr viele Patienten«, die er »gut betreut.« Bei Klaus L. und seinen Geschwistern entsteht das Gefühl, dass sie »diese Betreuung nicht (haben)«: »Das haben wir nicht gespürt damals, nicht gemerkt und nicht realisiert, das haben wir erst später aufgeschafft. Ich kann nur sagen, der Vater hat mir gefehlt. Ich kenne ihn nicht, ich weiss jetzt noch nicht recht, wer das ist. Aber das mag mit der Grund sein, dass ich vielleicht seinen Beruf, seine Position, seine Art so zu leben, das Berufliche sozusagen, eigentlich, äh, als etwas wahrgenommen habe, was mich nicht interessiert. Ich habe keinen Zugang gehabt, das ist eine sterile Atmosphäre gewesen, das Spital, eine Praxis.« »Den Vater erleben, das ist einfach ein Erlebnis und fertig.« Später baut der Vater ein Ferienhaus in Südfrankreich, das als »Kontrapunkt zu der Intensivarbeit« gedacht ist, »aber er hat genauso gekrampft. Er ist wieder in den Wald, hat malochet und sie auch. (...) also eben, es ist sehr stark geprägt gewesen durch seine Art, (...) aber eigentlich nicht geniessen, ich glaube, der hat nicht können geniessen.«

2 Die Mutter ist als Allgemeinpraktikerin tätig, sie ist die Tochter eines Lehrers. Sie ist »recht intensiv schwanger gewesen.« In »einem Abstand von neun Jahren« bringt sie sieben Kinder auf die Welt. Klaus L. ist in der Geschwisterreihe der Fünfte, vor ihm kommen vier Schwestern, nach ihm noch zwei Brüder auf die Welt. Die zwei ältesten Schwestern »haben völlig gespürt, die haben Arzt, ja Arzt studiert und haben auch Ärzte geheiratet.« Die

dritte Schwester macht das Abitur, hält »dem Druck« aber nicht stand und »rastet« aus; sie wandert nach Amerika aus und »richtet ihr Leben nach buddhistischen Grundsätzen.« Die vierte Tochter »ist nicht auf einen akademischen Weg, sie hat auch Probleme gehabt mit der Schule und ist eine Künstlerin.« Der Bruder nach Klaus L. ist »spezieller Mechaniker«, er macht »hochspezialisiertes Zeug« und hat einen eigenen Betrieb. Der jüngste Bruder »hat auch wieder gespurt«, er ist »auch Zahnarzt.« Seine Position in der Geschwisterreihe gibt Klaus L. nicht richtig an, zweimal erwähnt er unkorrigiert: »Ich bin am ... geboren als viertes Kind in einer Familie... Und als viertes Kind sage ich, weil vor mir vier Mädchen geboren sind...«

3 Seine Mutter hat neben der Betreuung »immer noch Besuche gemacht, Hausbesuche.« K. L. kann sich »gut entsinnen«, wie er da mit ist. Sie hat ihn »noch parallel dazu betreut oder eben auch nicht betreut.« Sie hat eine Praxis im eigenen Haus, wo man nicht »hinein« darf. Klaus L. ist »eben der Türsteher gewesen, wenn die Leute hineingegangen sind als Patienten und Patientinnen. Ich kann mich noch gut entsinnen, das ist noch ein Zugang zu meiner Mutter gewesen, der ist eigentlich über den Patienten gelaufen. Und Arzttürraum auf, Arzttürraum zu, dass sind noch so Geräusche, die ich weiss, und die ich kenne.« Die »effektive Betreuung« läuft über das Kindermädchen. Töchter aus »allen Ländern« sind zu diesem Zweck im Haus. Die Eltern organisieren sich mit der Zeit anders und haben »Angestellte«, eine Köchin und ein Kindermädchen sind immer dabei. In der Zeit, wo das fünfte, sechste Kind kommt, bauen die Eltern neu. Die Familie hat »einen riesigen Garten gehabt, ein grosses Haus, aber es ist auf eine Art sehr eng gewesen wegen der Leute ..... am Tisch. Es hat eine Schneiderin gegeben, eine Flötenlehrerin, es hat einfach sehr viele Leute gegeben, wo einfach in der Familie gewesen sind. Und später sogar auch noch eine Flüchtlingsfamilie, eine Mutter mit ihrem Sohn, in der Tschecheikrise. Also wir sind elf bis zwölf, dreizehn Leute am Tisch gewesen. Das ist so unser Gefühl gewesen, das familiäre Gefühl.« Befragt nach dem späteren Kontakt zu den Brüdern und Schwestern gibt L. an, dass sie »alle ein bisschen gestört in der Hinsicht« sind. Alle haben »ein wenig den Tick, sich selber so durchzuboxen.« »Daheim zu überleben, emotional, das ist nicht einfach gewesen.« Bei allen seinen Geschwistern ist »Selbständigkeit im Vordergrund gewesen«. Auch die Eltern »sind selbständig gewesen, sehr, Mutter wie Vater.«

4 In seiner Jugendzeit ist das Ziel, die »Freizeit möglichst frei zu gestalten«, es ist die Rede vom »Gefühl von einer Familie, wo man fast nicht mehr überblicken kann, wo man jetzt wo ist«. Er sucht seinen Weg »in Freiheit im Sinne Wald, Tierpark«, lebt »also auf der Strasse«, und er hat »viele Kollegen.« Das »Gefühl draussen zu sein« gibt ihm »viel mehr Geborgenheit oder eine eigentliche Geborgenheit.«

5 Klaus L. besucht »die gewöhnlichen Schulen«. In der Primarschule hat er »keine Probleme.« Die ersten drei Klassen schliesst er »sehr gut« ab, »mit sechs oder so.« Mit der vierten Klasse, beim Übergang zum Progym-

nasium, kommt »das Problem.« Man sagt ihm, dass er »nicht unbedingt Chancen« hat, dass er es aber »probieren« soll. Er schafft die Prüfung für den Übertritt ins Progymnasium. An anderer Stelle erwähnt er, dass er im Alter von zehn Jahren bei einer Bergsteigertour einen Unfall hat: » (...) ich bin mit zehn das Loch hinunter. Bin sechs Wochen allein im Spital gewesen, dort ist die Wohlstandsverwahrlosung so zum Tragen gekommen für mich. Und das sehr hart und auf eine brutale und schmerzhaftige Art. Meine Eltern haben mich in den sechs Wochen nicht besucht. Auch kein Geschwisterkind. Es ist nicht passiert, das hat man nicht müssen. Es hat ja genug Ärzte drumherum gehabt, oder, die für mich geschaut haben. Aber der emotionale Teil ist nicht so wichtig gewesen. Betreuung ist wichtig gewesen, die professionelle.«

6 Bis in die achte Klasse hängt er »am Durchschnitt rum«, dann geht es »zum ersten Mal nicht mehr«, er muss wiederholen. Im Anschluss daran kommt der Wechsel vom Progymnasium ins Realgymnasium. Den Wechsel von der Sekunda in die Prima schafft er, doch danach wiederholt er erneut (offenbar die dreizehnte Klasse). Klaus L. erfährt immer wieder, dass die »Promotion [Versetzung in die nächste Klasse] gefährdet« ist. Der »Slalom in der Schule« ist »ein bisschen« dafür verantwortlich, dass er die Schule »nicht so wahnsinnig ernst nimmt.« Auch die Eltern können ihm »die Kontrolle« nicht geben: »(...) das ist ihr Defizit gewesen, sie haben es schlicht nicht hineingebracht in ihren gestopften ... äh ihren Terminkalender.« Während der Schulferien arbeitet L. auf »Baustellen«, er wird von den Eltern mit Geld »ziemlich kurz gehalten«: »Ich habe kein Geld, ich habe wirklich nicht genug Geld gehabt wie die anderen.« Als er die dreizehnte Klasse nicht schafft, diskutieren die Eltern mit ihm darüber, was er »überhaupt« will und was er »kann«. Sie legen ein »Veto« ein, das für ihn »ein bisschen bedrohend« ist. Es geht darum, was ist, wenn er das Gymnasium nicht macht, »der Abstieg da, und eine Lehre.« Offenbar stellen ihm die Eltern in dieser Situation den Abbruch des Gymnasialschulbesuchs und die Aufnahme einer Lehre vor Augen, denn an anderer Stelle heisst es einmal: »Vielleicht bin ich auch schlicht zu dumm gewesen für das [Gymnasium], die hätten mich vielleicht wirklich in eine Lehre schicken sollen.« Er muss bei der Berufsberatung »einen Intelligenztest machen«, wo herauskommt, dass er »intelligent genug wäre.« Unter »den Umständen« kann er auf ein Privatgymnasium. Dieses schliesst er »mit einer relativ guten Matura« ab. In den letzten Schuljahren malt er und lernt die »verschiedensten Musikinstrumente autodidaktisch« (Klavier, Gitarre, Schlagzeug). »Und das ist noch schön gewesen, das hat mein Vater so in dem Sinne aufgenommen, dass er mir ein Saxophon geschenkt hat zur Matur.« Auf diesem Instrument spielt er heute noch.

7 Einen Monat nach dem Abitur zieht Klaus L. von zu Hause weg, er will »anders leben«. »Ausziehen von daheim, wo sich die zwei Eltern nicht vertragen«, was jedoch nicht näher expliziert wird. Thematisch ist auch,

dass er sich gegenüber dem Vater »sehr abgrenzen« muss, da er immer noch probiert, »irgendwie gewisse Sachen zu lenken«. Es gilt »einfach mal zu sagen: Nein, so nicht.« Das heisst für K. L. »aussteigen, weg von der Art.« Dieser Auszug findet 1974, also mit 21 Jahren statt. L. sagt von sich, dass er kein »68er« ist, aber ein »Nachzügler von den 68ern.« In der »Jugendzeit« macht ihm der »Vietnam-Krieg wahnsinnig zu schaffen«, die »ganze Longo Mai-Bewegung« wird ihm wichtig. Bei Demonstrationen hängt er sich »an«, in der Stadt ist ein Treffpunkt der »Szene, so Politszene, Kriegsszene«, wo er viele Kontakte hat. Er ist nicht »gewalttätig« und »randaliert« auch nicht, doch kennt er die Leute in der »politischen Untergrundbewegung.« Durch den Auszug macht er »WG-Erfahrungen auf dem Land.« Doch bekommt er von den Eltern nach der Matur »keinen Rappen, so wirklich null.« Freunde von ihm gehen zum Teil auch aufs Land wohnen, aber sie können »alle mit ihrer Unterstützung von ihren Eltern so leben«, er »nicht.« L. macht die »bittere Erfahrung«, dass die anderen »mit dem Geld vom Papi haben können leben, (...) aber gleich Studium machen. Und vorher hat man sich Che Guevara an die Wand gehängt. Und ich hab gesucht und gefunden, es geht nicht auf, es geht nicht.«

8 Klaus L. schliesst nach Abschluss der Matura und nach dem Umzug in die ländliche Wohngemeinschaft die Militärzeit an. »Nochmals« baut sich für ihn ein Bild von einem »autoritären System« auf. Er nimmt pazifistische Ideen auf, die er mit »passivem Widerstand« vertritt. Das »proviziert« die Feldweibel und Obrigkeiten, die ihn »fürchten« und teilweise »völlig hassen.« Doch gibt er ihnen keine Gelegenheit, ihn »skaputt zu machen oder (ihn) in die Kiste zu bringen.« Nach der Militärzeit merkt er, »jetzt muss (er) etwas Gutes machen, sonst scheisst es (ihn) wirklich an.«

9 Nach einem Ferienaufenthalt auf einer »schönen Insel« tritt L. mit seiner Frau in eine Lebensgemeinschaft im Tessin ein. Diese Gemeinschaft lernt er kennen durch den Bruder seiner Freundin, der dort nach Drogen-erfahrungen und Schulabbruch aufgenommen wird. Er begegnet dem Leiter dieser Lebensgemeinschaft, der »ihn sehr fasziniert.« Dieser kommt zu ihnen in die Wohngemeinschaft und überzeugt sie »einfach alle, so gुरुmässig.« L. findet, er müsse dem »eindrücklichen Mann (...) ein bisschen näher kommen.« Für ihn ist es ein Mensch, der »einem nicht los(lässt)«, und »eben nicht gुरुmässig.«

10 Über seine Berufspläne heisst es an diversen Stellen, dass er bereits in der Schulzeit und den Misserfolgen dort »immer das Gefühl gehabt (hat), das ist nicht (sein) Weg: Akademiker oder was immer das heisst, Studium, immer die Schule, der Schulstress, Leistungsstress, der Druck, immer schlecht sein oder bei den Schlechteren sein, einfach diese Probleme.« Die Zeit im Gymnasium ist für ihn »wirklich scheusslich gewesen. Und ich habe jetzt noch Träume, das kommt wirklich vor. Ich habe das Gefühl, ich müsste noch zwei Jahre machen (...).« Er liest Sachen von Longo Mai und ist von der »Idee fasziniert«, dass man »Selbstversorger« sein kann. Damit

ist »natürlich klar, weg von der Universität, keine Optionen mehr mit Zeichenlehrer – Zeichenlehrer habe ich noch mal so überlegt, ja, das wäre ein Kompromiss. Oder Sekundarlehrer, schnell etwas machen.« Als er dem Mann aus der Lebensgemeinschaft begegnet, geht es »sehr schnell.« Seine Freundin wählt einen anderen Weg, sie schafft den »Kompromiss noch« und macht den Primarlehrerabschluss »in einem Jahr.«

11 Im Tessin in den Bergen tritt er in eine Gemeinschaft ein, in der der Leiter neben einem Stück Land mit »Unterstützung von Politikern und Freunden« ein Dorf aufgekauft hat, und in dem Jugendliche betreut werden, die in der Wohngemeinschaft zusammenleben und die Äcker bewirtschaften. Er steigt mit seiner Freundin ein »in das Dorf, als nichts, als Krampfer [Arbeiter]«: »(...) ich habe keinen Lohn gehabt, kein – nicht einmal das Sackgeld [Taschengeld]. Nichts. Ich habe einfach gearbeitet von morgens bis abends.« L. ist »motiviert«, er steht morgens »früh« auf und ordnet sich in die »Dynamik der Gruppe« ein.

12 Seine Freundin kommt nach dem Abschluss ihrer Primarlehrerausbildung auch ins Tessin, wo sie ein »Kind bekommen, sehr früh, eigentlich nicht gewünscht, nicht gewollt.« Das ist eine »schwierige Zeit«, da sie nicht wissen, was sie »jetzt machen« sollen. Sie müssen aus der Gemeinschaft »heraus«, da die es nicht als »sinnvoll« erachten, dass sie »als junge Familie könnten weiterfahren, weiterschaffen«. Sie bekommen »eine Abfindung« und gehen nach zwei Jahren. Das Paar kann »grad so knapp überleben«, und L. entscheidet sich jetzt, »einen Beruf zu machen, also eine Berufslehre.« Der »Bauernberuf« spricht ihn »am meisten« an. Etwa im 26. Lebensjahr geht er in eine Landwirtschaftslehre im Berner Oberland, dann hängt er »noch ein Lehrjahr« wieder im Oberland an, und dann macht er »noch die Winterschule«, d. h. den »Berufsabschluss«, wo er die Prüfung »mit links« besteht. In der Zeit im Berner Oberland kommt das zweite Kind auf die Welt. Jetzt weiss er, dass er Geld verdienen muss und findet eine Anstellung im Züricher Oberland auf einer Farm, die er als etwas »Alternatives, recht streng« schildert. Es kommt das dritte Kind zur Welt.

13 Nach »zwei weiteren Jahren so schaffen« weiss er schon, »jetzt gibt es nur noch eine Steigerung, eben der eigene Bauer zu sein, also selbständig, unabhängig, einen Hof zu haben.« Die »Fäden (...) zur Verwandtschaft, zu den Eltern« sind abgeschnitten. L. hat den Kontakt zu seinen Eltern nach der Matura »völlig« abgebrochen, der Vater »ist auch nie gekommen schauen, wo (er) jetzt da arbeitet in dem alternativen Dorf.« Als er sich mit den Plänen für den Erwerb eines Bauernhofes beschäftigt, versucht er den Kontakt wieder aufzunehmen. Dabei erfährt er, dass sein Vater zwischenzeitlich bei einem »tragischen Unfall«, einem Absturz in den Bergen, ums Leben gekommen ist. Für ihn ist das »traurig«, er lebt »die Trauer«, er hat »sie vielleicht nicht abgeschlossen die Trauer. Aber (er) (hat) sie gelebt.« Er fragt die Mutter, ob sie ihn beim Hofkauf unterstützen würde, von ihr kommt »ein bisschen weniger (Solidarität)« als von den Freundinnen,

Freunden und Bekannten und der Mutter seiner Ehefrau. Aber sie können den Hof 1980 für 330.000 Franken erwerben, wobei die eine Hälfte des Betrags von den Verwandten aufgebracht wird, die andere Hälfte ein Darlehen darstellt. L. erwirbt den Hof in seinem 27. Lebensjahr, er setzt vom »Ackerbau, übers Bauen, über spezielle Tierhaltungsformen, über Bioart, einfach so, was gekommen ist, einfach um«. Das bedeutet »ein enormes Pensum an Arbeit, weil das ein abgewirtschafteter Hof ist«, dort macht er auch einen »Lernprozess«, er reagiert auf die Anforderungen »körperlich«, »mit Herzrhythmuschwierigkeiten zum ersten Mal.« Mit der Verantwortung für die drei Kinder lebt L. »von dem Moment an eigentlich nur noch in dem Bauernhaus (...) und krampft, und krampft, und krampft.« Er möchte die Kinder »mehr verstehen« und ihnen »mehr Betreuung zukommen lassen als (er) das gehabt« hat, »und es soll in einer schönen Umgebung sein, einfach ein bisschen eine ideale Welt.« »Das ist sicher einer von den Gründen gewesen, warum (er) das gemacht (hat).« Etwa 1986, L. ist mit Frau und Kindern schon seit sechs, sieben Jahren auf dem Hof, beginnt eine »Beziehungskrise.« Er geht zu diesem Zweck in Therapie, aber er bricht sie nachher wieder ab. Er erfährt »Grenzen«, und »körperlich, psychisch, existentielle Ängste auch«, es langt »einfach immer knapp.«

14 Später, 1989, verlässt die Frau mit den Kindern den Hof. Er ist nun allein dort, »jetzt muss (er) wieder etwas anfangen.« Wie ein »Stehaufmännchen« beschreibt er sich. Er will jetzt den »Sozialaspekt«, den er vorher aus dem Tessin mitgenommen hat, versuchen umzusetzen. Es fängt »ganz gut« an, ist ein »Superanfang, Supereinstieg, Superprojekt.« Er bietet Sozialpädagogen den »Hof und die Strukturen« an. Nach einem Jahr haben sie »eine sozialpädagogische Gemeinschaft« gehabt, wobei eine »Genossenschaft« im Hintergrund steht, die die Leute unterstützt. Was genau auf dem Hof geschieht, schildert L. nicht, man erfährt aber, dass er »mit Schizophrenen«, »mit Drögelern« [Drogenabhängigen] und »mit geistig Behinderten« zu tun hat. Die »Beziehungsproblematik« zu seiner Frau löst sich nicht, er sucht »den gleichen Kontakt« zu seinen Kindern, er sucht »den gleichen Kontakt immer wieder auch bei der Frau.« Das »(gelingt) auch«, sie »kommen wieder zusammen.« Doch »halbiert« es ihn auch. Die Genossenschaft schiebt ihn in einem »ungünstigen Moment« hinaus, und »sehr überraschend« hat er »von einem Tag auf den anderen keinen Job mehr.« Gleichzeitig ist offenbar auch der Hof bedroht, »also Besitzer« ist er »wohl noch gewesen«, »aber die haben das so inszeniert, dass es mich recht verhuddelt hat.« L. sagt, er sei ein »bisschen blauäugig« in das Projekt hinein, man erfährt aber lediglich, dass es zu einem »Krieg ausartet« mit »Gericht«, wo man gegenseitig »einander nicht gegrüsst« hat und dass es »sehr schwierig gewesen« ist.

15 L. hat noch eine »Wohnung« auf dem Bauernhof, aber er ist vom »Beruflichen her, vom Anstellungsverhältnis her, vom Finanziellen, eh schon sistiert gewesen.« Er kann »gar nicht mehr verdienen auf dem Hof.« Of-

fenbar verdient er sich in dieser Zeit seinen Lebensunterhalt über »Gelegenheitsjobs.«

16 Nach »zwei Jahren so verarbeiten oder nicht verarbeiten«, »nach zwei Jahren so bekriegen«, entscheidet er sich »aufzuhören in dem Projekt, ganz.« Er entscheidet sich »eben nachher aufzuhören, ganz abzuhängen, damit eben die Beziehungsgeschichte zu (s)einer Exfrau völlig aufzulösen, völlig zu lösen, in dem Sinne eben völlig zu klären.« Er will auch »die Scheidung durchziehen. Im Wintersemester 1992/93, L. ist zu diesem Zeitpunkt 39 Jahre alt, fängt er ein Studium an. »Das (ist) vielleicht das Hintertürchen, wo (er) dann plötzlich wieder (sieht).« Er studiert im Hauptfach Pädagogik, im ersten Nebenfach »Psychopathologie« und im zweiten Nebenfach »allgemeine Ökologie.«

17 K. L. studiert vier Jahre, und macht »alle Semester, alle Arbeiten«, »aber keine Prüfung.« »Psych und Päd« ist ein »bisschen therapeutisch gewesen« für ihn, es war »auch Selbstbespiegelung.« Er kann das als »eine starke Auseinandersetzung mit (s)einer eigenen Psyche brauchen« und will »herausfinden(...) warum (ihm) so Querschritte (passieren) und warum muss (er) auch immer wieder so queres Zeug machen.« L. empfindet nun das »Studium nicht mehr als eine Last, als ein Autoritätssystem«, er kann nachher »verstehen, warum dass (er) eigentlich nicht mehr gerne in die Schule (ist).« Aus diesem Verständnis heraus kommt er »eigentlich erst richtig in das Studium hinein« und geht es »recht diszipliniert« an. L. scheidet 1994 definitiv aus der Gemeinschaft aus, also zwei Jahre nach Beginn des Studiums. Damit ist die Realisierung eines sozialpädagogischen Projektes auf dem Hof unmöglich. Weitere zwei Jahre später, 1996 – er ist jetzt 43 Jahre alt –, folgt die endgültige Scheidung von seiner Frau, nach zwanzig Jahren Ehe. Im selben Jahr stirbt auch seine Mutter, es wird der Verkauf des Hofes eingeleitet und das Studium in der alten Fächerkombination abgebrochen.

18 Ende 1996 beginnt er ein Fachhochschulstudium, er lässt sich zum »Natur- und Umweltfachmann als Kompromiss zu einem Hochschulabschluss« ausbilden. »Ökologie, das ist jetzt (seine) Lücke, da fühlt (er) (sich) eigentlich daheim.« Ein »Stück Blauäugigkeit« bleibe sicher hängen, da er mit diesem Studium auch »an einem Ort« sei, »wo es nicht sehr viel zu verdienen gibt«, doch das »ist ein rotes Band in (s)einem Leben«. Es soll etwas sein, was ihm »entspricht, aber ob es viel Geld bringt oder nicht, die Frage« hat er sich »nicht gestellt.« Die Finanzierung des Studium wird nun nicht mehr über Gelegenheitsjobs, sondern über den Ertrag des Hofverkaufs realisiert. Der Hofverkauf erfolgt 1997. Nachdem er ihn 1980 für 300.000 Fr. gekauft hatte, kann er ihn nun für 800.000 Fr. veräußern. Mit dem Geld kann er die Frau, die Verwandten und den Kredit ausbezahlen und zwei Jahre davon leben. Den Töchtern hat er in der zurückliegenden Zeit immer Alimente in Höhe von jeweils 600 Fr. gezahlt, die älteste Tochter ist jetzt selbständig, da mit dem Seminar fertig.



19 »Existentiell« ist er »noch nicht so sicher.« Er weiss nicht, ob er mit dem Abschluss »einfach so viel kann verdienen, das hat (ihm) die Schulleitung prophezeit.« L. hat im November 1998 die Abschlussprüfung an der Fachhochschule bestanden, im Dezember 1998 beginnt er in einem Ökologie-Büro zu arbeiten, der Vertrag ist bereits unterschrieben. Wenn L. seine jetzige Tätigkeit vergleicht »mit dem Ausscheren aus dem akademischen Teil, wo meine Eltern mir vorgelebt haben, es kommt dem schon näher«: »Und wenn ich jetzt heute sagen kann, ich kann mir das leisten, das Studium zu machen oder den Beruf zu lernen, dann schaue ich das wirklich als Teil dieser Errungenschaft an, halt etwas aufgegeben zu haben: den Hof mit den Kühen und schöner Aussicht und Natur. Aufgegeben zu haben, und jetzt halt da zu investieren, das stimmt für mich völlig. Ich kann heute auch in einem Dorfleben, ich kann heute in einem relativ modernen Haus leben. Ich brauche nicht mehr nur Holz um mich. Es geht immer wieder auf, es tut sich gegenseitig nicht weh. (...) Ich habe nicht das Gefühl, den Teil müsste ich jetzt verleugnen, was ich vorher gemacht habe, das stimmt nicht mehr überein mit dem, was ich jetzt mache. Klar, der Computer bringt nicht mehr die körperliche Ertüchtigung, was vorher die Mistschaufel gebracht hat. Oder ein Computer bringt auch nicht mehr das Gefühl, irgendwo drinnen zu sein, wo die Zusammenhänge spürbar, riechbar, tastbar, einfach sinnlich wahrnehmbar sind, sondern es läuft alles über visuell (...). Aber ich kann damit umgehen, und lebe gut im Moment, einfach und gut im Sinne von: es stimmt für mich.«

## 4.2 Das frühzeitige Verlassen des Herkunftsmilieus

Als Sohn einer Arztfamilie ergreift Klaus L. nach einer »scheusslich(en)« [10] Gymnasialzeit und der Erfahrung des zweimaligen Wiederholens einer Schulklasse keinen akademischen Beruf, sondern wird Landwirt und bricht die Beziehungen zum Elternhaus ab. Zwischen seinem 21. und 39. Lj., also für einen Zeitraum von etwa 18 Jahren, ist er in alternativen Landwirtschaftsbetrieben und später auf einem eigenen Hof tätig. Die darauffolgenden sieben Jahre sind geprägt durch den Trennungsprozess von der Ehefrau, dem Hofverkauf und der Aufgabe der landwirtschaftlichen Tätigkeit sowie durch die Aufnahme eines Hochschulstudiums, dass dann nach vier Jahren zugunsten eines Fachhochschulstudiums zum Natur- und Umweltfachmann abgebrochen wird. Das Ökologie-Studium führt er dann zu Ende und sucht den Eintritt in ein Ökologie-Büro.

Im Folgenden werden wir den Blick der Fallanalyse nicht so sehr auf die letzten sieben Jahre der lebensgeschichtlichen Erzählung richten, die der von seinen Eltern vorgelebten akademischen Existenz »schon näher kommt« [19], als die Zeit davor. Wir konzentrieren uns vielmehr

schwergewichtig auf L.s immerhin achtzehnjährige Zeit als Landwirt. Insofern er mit dem Hofkauf selbständiger Landwirt wurde, liegt damit zwar wie beim Abschluss des Fachhochschulstudiums formal kein schwerer, sondern nur ein leichter Abstieg vor, da L. immerhin einen Selbständigkeitsstatus erlangt hat, doch in der Herkunftsfamilie selbst wurde der »*Slalom in der Schule*« und der drohende Abbruch des Gymnasialbesuchs als »*der Abstieg da*« [6] gewertet, und besonders die von L. darauf unternommenen Schritte in das alternative Milieu hatten einen vollständigen Kommunikationsabbruch mit der Familie zur Folge [13].

Genauso wie Robert L. ist auch der vorliegende Fall dem gegensätzlichen Einfluss von hohem sozio-ökonomischen Status und geringer Befähigung ausgesetzt gewesen, wenn man berücksichtigt, dass er zweimal wiederholen musste [6], das Weiterkommen in der Schule ein ständiges »*Promotion gefährdet*« war [6], und die schlechten schulischen Erfahrungen auch insofern zu einem ständigen Lebensbegleiter von L. geworden sind, als ihn auch »*jetzt noch Träume*« aus der Gymnasialzeit verfolgen [10]. Doch anders als beim Typus mit ›hochstaplerischer Verhaltenstendenz‹, für den die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsguppe verhaltensbestimmend wird, hat Klaus L. einen ganz anderen Weg gewählt, die ›cross pressure‹-Situation handhabbar zu machen. Er hat durch den ›Ausstieg‹ eine Selbstausbürgerung aus dem Herkunftsmilieu vollzogen, und stattdessen die Integration in eine andersartige, ›alternative Kultur‹ gesucht. Die elterlichen Erwartungen an eine künftige akademische Existenzfristung wurden durch einen oppositionellen Lebensentwurf substituiert.

Geht man davon aus, dass die universalistische Leistungsorientierung im schulischen Kontext im Falle anhaltender Schulschwierigkeiten das Selbstwertgefühl empfindlich zu treffen vermag, besteht eine Möglichkeit der Abwehr einer künftigen ungünstigen sozialen Platzierung in der Entwicklung der Haltung einer inneren Distanz zum schulischen Wertekanon, und im schlussendlich erfolgenden Ersatz der dort herrschenden Werte und Ziele durch andere Normen.<sup>3</sup> Um den Frustrationen zu entgehen, die aus einer prekären schulischen Platzierung entstehen, gelangt dieser Typus zu einer Distanzierung vom gesellschaftlichen Leistungskanon, und ersetzt diesen durch andersgeartete kulturelle Werte. Sind diese alternativen, eigentlichen kulturellen Zielsetzungen einmal definiert, dann ergibt sich für diesen Typus auch die Möglichkeit, Lebensziele zu verfolgen, die von denen der Eltern und Lehrer abweichen. Anknüpfungspunkt für die Entwicklung einer solchen Frontstellung zur technisch-industriellen Welt und zum Vermark-

---

3 Die Typenkonstruktion orientiert sich an Mertons Anpassungsmodus »Rebellion« in seinem Aufsatz »Sozialstruktur und Anomie« (1938, 150f.).

tungs- und Leistungsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft ist die schulische Gleichaltrigengruppe selbst, die zum Spannungsausgleich gegen die schulische Differenzierung nach Leistung querverlaufende Solidaritätsbeziehungen unterhält, in denen man einen Rückhalt durch eine »Geringschätzung der Schulleistung« gewinnt.<sup>4</sup> De facto geht es aber um mehr, als in der Gleichaltrigengruppe eine hervorragende Popularität dadurch zu gewinnen, dass gegenüber den Lehrern mit der Grenzlinie unannehmbaren Verhaltens experimentiert wird. Es geht auch nicht um die Entwicklung einer delinquenten, in den schulischen Absentismus führenden Attitüde, sondern darum, sich innerhalb der Klasse von der Gruppe der angepassten, an technisch-kognitiver Leistung orientierten Mitschüler durch Betonung einer moralischen, auf das »soziale« oder »menschliche« zielenden Orientierung abzuheben.<sup>5</sup> Im Vordergrund einer solchen alternativen Orientierung mögen Sorgen um eine zerstörerische Ausnutzung von Ressourcen und der natürlichen Lebensgrundlagen und eine Kritik an Atomkraftbedrohung und Rüstungsentwicklung stehen. Doch wird diese alternative Orientierung mehr oder minder unbewusst immer auch Elemente enthalten, die eine künftige Positionierung in einem akademischen Beruf ablehnen. Bei der Verachtung des Karrieredenkens, der Ablehnung der Konsumkultur, den Zweifeln am Zentralziel eines hohen Lebensstandards wie der Kritik an unhinterfragten Autoritäten handelt es sich implizit immer um Denkelemente, die letztlich auf eine Infragestellung des elterlichen akademischen Lebensentwurfs zielen, wengleich sie auf einer generellen gesellschaftlichen Ebene ausformuliert sein mögen. De facto reflektieren diese Denkfiguren das Problem, dass man an »beiden Enden des gesellschaftlichen Spektrums die Klassenzugehörigkeit (erbt)«, während für einen Angehörigen der akademischen Schicht »die Geburt noch keine Garantie für den Klassenerhalt ist«,<sup>6</sup> da er zwanzig, dreissig Jahre damit verbringen muss, in einem leistungsintensiven Parcours von Prüfungen und unter vorenthaltener Vollmitgliedschaft seine rechtmässige Zugehörigkeit zur akademischen Welt unter Beweis zu stellen.<sup>7</sup>

Unabhängig davon, wie die Deidentifikation mit den Verhältnissen im Einzelnen für den Typus des »Aussteigers« ausgestaltet sein mag, ent-

---

4 Parsons (1959, 184).

5 Vgl. zu dieser Differenzierung von »kognitiver« und »moralischer« Leistung Parsons (1959, 186f.).

6 Ehrenreich (1989, 74).

7 Während es Ehrenreich gelingt, die amerikanische Studentenbewegung auf das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien rückzubeziehen (1989, 55-93), gelangen andere Analysen der 68er Bewegung selten über die Feststellung hinaus, dass »die Jugend in Gymnasien und auf den Hochschulen als gestaltprägender Sektor der neuen Alterskohorten« (Fend 1996, 211) hervorgetreten ist. Allenfalls ist kategorial unzutreffend von »rebellierenden Kleinbürgern« und einem »gesellschaftlichen Dazwischen-Sein als typisches Identitätsdilemma des Kleinbürgers« die Rede (Lindner 1996, 141-145). Vgl. zum Jugendprotest in den 60er Jahren neben Fend (1996, 211ff.), Lindner (1996, 86-249) und Blancpain/Häuselmann (1974) für die Schweiz. Zur Alternativkultur vgl. Schäfers (1982).

scheidend für ein frühzeitiges Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie bleibt, dass die Eltern nicht mehr als Ansprechpartner bei der Lebensplanung in Frage kommen. Es muss eine mehr oder minder stark ausgeprägte Distanzierung von der Herkunftsfamilie statthaben, damit die abweichende Lebensplanung Gestalt gewinnt. Dabei kann die Verankerung in ähnlich gesinnten Gleichaltrigengruppen den alternativen Lebensentwurf stabilisieren. Unabhängig von dieser Bereitschaft zur Gruppeneinbindung bleibt jedoch ein hohes Mass an Selbständigkeit und Unabhängigkeit eine Grundbedingung für das gelingende Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie.

Unter allen bisher behandelten Gesichtspunkten lässt sich ein Ausstieg in polartypologischer Entgegensetzung zum lange hinausgezögerten Abstieg behandeln. Nur in einem Punkt existiert eine Gemeinsamkeit, nämlich in der Nichtthematisierung des Abstiegs selbst. Blendet der Typus mit hochstaplerischer Verhaltenstendenz den Abstieg dadurch aus, dass er immer wieder Schritte in die akademische Welt unternimmt, bis dies definitiv nicht mehr möglich ist, so blendet auch der Aussteiger den Abstieg insofern aus, als er qua Selbstausbürgerung einen dritten Weg sucht. In der Konfrontation mit den erheblichen Schulschwierigkeiten wählt auch er nicht einfach die Option für eine ›Lehre‹ statt einem Hochschulstudium, sondern optiert stattdessen für die Situierung in einer Alternativkultur. Dieser Weg mag zwar wie im vorliegenden Fall eine konventionelle »Landwirtschaftslehre« [12] beinhalten, manifest wird jedoch betont, dass man der instrumentellen Orientierung der dominanten, abstrakten und rationalen Kultur eine natürliche, ganzheitliche Lebensgestaltung entgegensetzt hat und auf die Entstehung einer Gesellschaft hinarbeitet, die die echten Bedürfnisse der Menschen berücksichtigt.

Insofern ein Ausstieg im Lebensverlauf formal nicht durch komplizierte Schrittwechsel gekennzeichnet ist wie das bereits behandelte Muster des lange hinausgezögerten, schlussendlich abrupt abfolgenden Abstiegs, lässt sich den gerade angestellten Vorüberlegungen zum Ausstiegstypus bereits die Diskussion anschliessen, inwieweit die Lebensgeschichte von Klaus L. die Lebensgeschichte eines ›Ausstiegs‹ darstellt:

Klaus L. betont, dass die Schulschwierigkeiten verantwortlich dafür gewesen seien, dass er die Schule »nicht so wahnsinnig ernst« genommen hat [6]. Die Misserfolge dort vermitteln ihm das »Gefühl (...), das ist nicht (sein) Weg: Akademiker oder was immer das heisst, Studium, immer die Schule, der Schulstress, Leistungsstress, der Druck, immer schlecht sein oder bei den Schlechteren sein, einfach diese Probleme« [10].

Parallel zu dieser Distanzierung wird auch die Identifikation mit der Herkunftsfamilie brüchig: Eine »eigentliche Geborgenheit« gibt ihm das Gefühl »draussen zu sein«, nicht jedoch der Binnenraum der Herkunftsfamilie.

familie, den er aufgrund der grossen Zahl der Geschwister, Kindermädchen und Haushaltshilfen »fast nicht mehr überblicken kann« [4]. Spital und Praxis, die beruflichen Wirkungsstätten seiner Eltern, werden dabei von ihm als etwas wahrgenommen, zu dem man »keinen Zugang« hat, und die von einer »sterile(n) Atmosphäre« geprägt sind [1]. Während die Eltern die Patienten »gut betreu(en)«, entsteht unter den Geschwistern das Gefühl, dass sie »diese Betreuung nicht (haben)« [1]. Wie stark L. dabei davon ausgeht, dass die beruflich stark engagierten Eltern den familiären Betreuungspflichten nicht nachgekommen sind, wird nicht zuletzt in seinem späteren Verhältnis zu den eigenen Kindern sichtbar: »In einer schönen Umgebung« und ein »bisschen (in einer) idealen Welt« will L. sie »mehr verstehen« als seine Eltern ihn, den eigenen Kindern soll »mehr Betreuung zukommen (als er) das gehabt« hat [13].

In der schrittweisen Distanzierung von Schule und Familie gewinnt für Klaus L. das Erlernen von Musikinstrumenten und das Malen [6] den Stellenwert eines alternativen Karrieremusters, in dem der Erfolgsdruck der instrumentellen Kultur abgeschwächt ist.<sup>8</sup> Dies führt bei ihm dazu, in Erwägung zu ziehen, ob er statt eines Hochschulstudiums eine Ausbildung als Zeichenlehrer in Angriff nehmen soll [10], doch dann wird für ihn als »Nachzügler von den 68ern« [7] die Alternativkultur von zentraler Bedeutung. Er verlässt die Herkunftsfamilie schliesslich schnell und endgültig. Einen Monat nach der Matura zieht er von zu Hause aus, und kommt in einer ländlichen Wohngemeinschaft unter. L. begründet das Verlassen des Herkunftsmilieus nur mit knappen Formulierungen, in denen er betont, dass er »anders leben« will, und dass es um eine Abgrenzung gegenüber dem Vater geht, was für ihn heisst »aussteigen, weg von der Art« [7]. Mit dem Einzug in die Wohngemeinschaft werden die elterlichen Unterstützungsleistungen eingestellt, und der Kontakt zur Familie wird »völlig« abgebrochen [13].

Dergestalt auf sich alleine gestellt, wird für L. das Problem der künftigen Lebensplanung dringlich. Die sich anschliessende Militärdienstzeit spitzt die Orientierungsproblematik noch zu, da die mit »passivem Widerstand« vertretenen pazifistischen Ideen für L. noch einmal das Bild von einem »autoritären System« entstehen lassen, womit die Abgrenzungsproblematik gegenüber Herkunftsfamilie und Gesellschaft erneut virulent wird [8]. Am Ende der Militärzeit hat sich die Entscheidungsnotwendigkeit dahingehend verdichtet, dass Klaus L. das Gefühl hat, jetzt muss er »etwas Gutes machen, sonst scheisst es (ihn) wirklich an« [9].

L. sucht nun im Anschluss an die ländliche Wohngemeinschaft den Eintritt in eine alternative Lebensgemeinschaft im Tessin.<sup>9</sup> Nach zwei

---

8 Vgl. zu diesen alternativen Karrieremustern Merton (1938, 152).

9 Der interviewten Person war es wichtig, die Institution anonymisiert ins Gespräch zu bringen. Vgl. zu einem etwa um dieselbe Zeit gegründeten, jedoch etwas andersgearteten Alternativprojekt im Tessin Fondazione per la Rinascita die Chiesso/Ces (1997).

Jahren des Lebens als alternativer »*Krampfer*« [11] und der Familien- gründung konkretisiert er seine Lebensplanung dahingehend, dass mit dem Ergreifen einer Landwirtschaftslehre eine berufliche Basis für eine Existenzfristung in der Alternativkultur geschaffen wird [12]. Nach zwei weiteren Jahren der Unterhaltssicherung in Anstellungsverhält- nissen wagt L. schliesslich den Schritt in die berufliche Selbständigkeit, indem er unter Mithilfe der Verwandten einen abgewirtschafteten Bau- ernhof erwirbt. L. gelingt damit nur sechs Jahre nach der Matura und dem damaligen Bruch mit der Herkunftsfamilie sowie der Abkehr von einer konventionellen akademischen Karriere eine beachtenswerte Po- sitionierung in seinem neuen Lebensfeld. An die Stelle des psychisch destabilisierenden »*Slalom(s) in der Schule*« [6] und den aufreibenden Abgrenzungen gegenüber Eltern, Schule und Militär, tritt mit dem Ho- ferwerb eine erste, befriedete Annäherung an das Herkunftsmilieu und eine Stabilisierung der Ausgangskonstellation ein. Aus dem von der dif- fusen Idee der »*Selbstversorg(ung)*« [10] faszinierten, seine Ideen in Opposition zur Gesellschaft realisierenden L. ist ein alternativer Land- wirt und Vater von drei Kindern geworden, der vom »*Ackerbau, übers Bauen, über spezielle Tierhaltungsformen, über Bioart*« alles »*einfach um(setzt)*« [14]. Selbst der nach der Trennung von seiner Frau 1989 un- ternommene, jedoch misslingende Versuch, auf dem Hof mit einer »*Genossenschaft*« im Hintergrund eine »*sozialpädagogische Gemein- schaft*« zu gründen [14], zeugt noch vom Positionierungswillen L.'s und einem ungebrochen vitalen Motivationshaushalt.

### 4.3 Das Heranwachsen in der mittleren Position und die affektive Unterstrukturierung der Herkunftsfamilie

Schliesst man an die Betrachtung der Lebensverlaufsform die Analyse der Familienkonstellation an, dann lässt sich näher bestimmen, was die begün- stigenden Momente für das Ausscheren aus dem Herkunftsmilieu waren:

Ungeachtet der Tatsache, dass L. seinen Ausstieg auch mit Verweis auf seine Herkunftsfamilie begründet, denn er habe »*weg von der Art*« [7] gewollt, lässt sich nicht übersehen, das parallel zur offenkundigen Suche nach Andersartigkeit auch habituelle Wahlverwandtschaften zum Familienkreis existieren. Diese haben ihn nicht zuletzt instand ge- setzt, den abweichenden Lebenspfad mit innerer Konsequenz und ent- sprechendem Erfolg zu meistern. Eine solche familiäre Gemeinsamkeit bringt er selbst zur Sprache, wenn er den Schritt zum Hoferwerb mit den Worten begründet, es habe »*nur noch eine Steigerung (gegeben), eben der eigene Bauer zu sein, also selbständig, unabhängig (zu sein), einen Hof zu haben*« [13], nachdem er zuvor an beiden Elternteilen hervorgeho-

ben hat, dass sie »*sehr (...) selbständig gewesen*« sind, und auch bei den Geschwistern »*Selbständigkeit im Vordergrund gewesen*« ist: Alle haben »*ein wenig den Tick, sich selber so durchzuboxen*« [3].

Und auch wenn sich Klaus L. in der Zeit als selbständiger Landwirt als jemand beschreibt, der nur noch »*krampfet, und krampfet, und krampfet*« [13], fällt seine Schilderung verwandt zu der des Vaters als einer Person aus, die »*sehr intensiv*« [1] arbeitet, und der in dem als »*Kontrapunkt zur Intensivarbeit*« gedachten Ferienhaus in Südfrankreich »*genauso gekrampfet*« [1] hat wie in der Klinik. Zieht man diese habituelle ›Erbschaft‹ in Betracht, dann wird auch deutlich, wie sehr sich die Aufwuchskonstellation des im vorigen Kapitel behandelten Robert L. von der vorliegenden unterscheidet: Würde bei Robert L. gezeigt, dass der Permissivität der Mutter und den folgenlosen Vorhaltungen des Vaters gemeinsam war, dass den mit der Leistungserbringung verbundenen Schwierigkeiten gleichgültig gegenübergetreten wurde, so kann im vorliegenden Fall nicht von einer elterlichen Gleichgültigkeit als Grundhaltung gesprochen werden. Unabhängig von der Klage von Klaus L., dass die Eltern die Patienten besser betreut hätten als die eigenen Kinder [vgl. 1] ist deutlich, dass den real bestehenden Schulschwierigkeiten des Sohnes mit konsequenzlastigen Massnahmen begegnet wurde. Denn nach dem zweiten Repetieren der Gymnasialklasse wird L. von den Eltern mit der Aufnahme einer Lehre konfrontiert. Erst als ein Test bei der Berufsberatung ergibt, dass er für das Abitur »*intelligent genug wäre*«, kann er auf einem Privatschuljahr absolvieren [6].

Klaus L. hat jedoch das Heranwachsen in seiner Herkunftsfamilie als emotional verarmt erlebt, wie jene Stellen seiner lebensgeschichtlichen Erzählung zeigen, in denen er davon spricht, dass die »*Betreuung*« [1] fehlte, oder dass das Draussensein »*mehr Geborgenheit*« vermittelt hat als die Familie [4]. Am ausgeprägtesten tritt die Wahrnehmung einer affektiven Unterstrukturierung der familialen Beziehungen in der während des Interviews emotional bewegt und verletzt geschilderten Schlüsselszene über den Krankenhausaufenthalt im Alter von zehn Jahren hervor, wo er nach einem Unfall bei einer Bergsteigertour für sechs Wochen »*allein im Spital*« ist, und ihn weder die Eltern noch ein Geschwisterkind besuchten [5].

Mit diesem Einklagen fehlender familiärer Fürsorge ist letztlich die Distanzierungsleistung benannt, die es L. ermöglicht hat, relativ früh aus dem Herkunftsmilieu auszubrechen und die Situierung in einem alternativen Lebens- und Berufsfeld zu suchen. Erst wenn man die hervorsteckenden Aspekte der Familienkonstellation der Reihe nach beleuchtet, wird seine Wahrnehmung einer familiären affektiven Unterstrukturierung plausibel, die das Hintersichlassen des Herkunftsmilieus begünstigt hat:

Auffallend ist zunächst die brachiale Natalität der Herkunftsfamilie, da in einem Zeitraum von neun Jahren sieben Kinder zur Welt kommen [2]. Geschwisterkonfigurationen mit fünf oder mehr Kindern kommen nur in 10 Prozent der Familien mit Kindern vor.<sup>10</sup> Man würde eine Art vorindustrieller Fruchtbarkeit vermuten, wüsste man nicht, dass in Medizinerfamilien eine ungewöhnliche Natalität durchaus in sinnhafter Entsprechung zum beruflichen Ethos der Erhaltung des Vitalen steht. Bei sieben Kindern dürfte es nicht einfach sein, auf die affektiven und diffusen Bedürfnisse der Kinder einzugehen. Diese Problematik wird noch durch den Sachverhalt erschwert, dass die Altersabstände zwischen den Geschwistern sehr klein sind, womit die Konkurrenz um die elterliche Zuneigung auf Dauer gestellt wird. Das Problem endgültig verschärfend kommt schlussendlich hinzu, dass beide Elternteile Ärzte sind, also in einem sehr zeitintensiven und chronisch zeitknappen Berufsfeld tätig sind. Dabei wird der Vater als jemand geschildert, der »vierzehn Stunden« am Tag und »intensiv« arbeitet [1]. Und die »intensiv« [2] schwangere Mutter gilt als die Person, die entweder noch »Hausbesuche« macht, oder im eigenen Haus eine Praxis hat, wobei der Zugang zu ihr dadurch gesucht wird, dass man als Kind den »Türsteher« für die Patienten spielt [3].

Ferner scheint eine gleichmässige emotionale Zuwendung zu den Kindern erschwert gewesen zu sein, denn es fällt auf, dass die mittleren Geschwister alle aus dem familiären sozialen Milieu ausbrechen: Nach dem Abitur wird die dritte Tochter in die USA auswandern und ihr Leben nach buddhistischen Grundsätzen ausrichten, die vierte Tochter wird nach Schwierigkeiten mit der Schule Künstlerin, und der an fünfter Stelle geborene L. wählt das Feld alternativer Lebens- und Arbeitsweise. Demgegenüber verbleiben die zwei erstgeborenen und die zwei zuletzt geborenen Kinder im elterlichen akademischen Milieu und haben »völlig gespurt«: Die ersten zwei Töchter werden Ärztinnen, der zweitletztgeborene Sohn Techniker mit eigenem Betrieb, und der Benjamin der Familie Zahnarzt [2]. Es scheint so, als ob sich die drei mittleren Geschwister alle übergangen und ausgeschlossen gefühlt haben. Sie haben sich aus dem Familienverband und seinen Konventionen verabschiedet, da es auf sie am wenigsten ankam.<sup>11</sup>

Nach dem bisher Gesagten ist es plausibel, wenn L. der schwerwiegende, nicht von ihm bemerkte und unkorrigierte Fehler unterläuft, dass er sich in der Geschwisterreihe mehrmals falsch einreicht [2], was weniger auf eine Identifikation mit der später Künstlerin werdenden Schwester hindeutet, als darauf, dass emotional keine Verwurzelung in

---

10 Vgl. Toman (1987, 29).

11 In der vorliegenden Kinderkonfiguration verhalten sich die mittleren Geschwister geradezu lehrbuchhaft: Sie fühlen sich »übergangen oder ausgeschlossen« und drängen »oft auch früher als andere Geschwister aus ihrem Familienverband fort« (Toman 1987, 28).



der Familienkonfiguration vorhanden ist. Sinnhaft wahlverwandt beschreibt er ja auch die Situation in der Familie als eine, in der man »fast nicht mehr überblicken kann, wo man jetzt wo ist« [4]. Befragt nach dem jetzigen Kontakt zu den Geschwistern sagt L. schliesslich, dass das emotionale Überleben daheim nicht einfach gewesen sei, und deshalb »alle ein bisschen gestört« seien [3].

Ferner ist noch in Rechnung zu stellen, dass beide Elternteile mit Blick auf ihre Herkunft einen intergenerationellen Aufstieg verwirklicht haben: Der Vater ist der Sohn eines Posthalters [1], die Mutter eine Lehrertochter [2]. Sie stammen nicht aus einem etablierten Akademikermilieu. Das trifft vor allem für den Vater zu, aber eingeschränkt auch für die Mutter, wenn man die nichtetablierte Position des Lehrerberufs im akademischen Feld berücksichtigt. Die Entfernung, die die Eltern auf dem Weg nach oben zurückgelegt haben, ist gross. Die Meisterung ihrer Berufskarriere verdankt sich nicht glücklicher Umstände oder einer handlungsentlastenden Vertrautheit mit der künftigen Berufswelt qua familiärer Situierung im medizinischen Feld, sondern harter Arbeit. Ein solcher Aufstieg setzt eine pausenlose Anstrengung voraus, die sich in eine habitualisierten Umtriebigkeit und Zielstrebigkeit transformieren kann, die nicht mehr abzustellen ist. Eine solches Phänomen der habituellen Deformation scheint L. im Blick zu haben, wenn er die Situation beschreibt, dass die Eltern ein Ferienhaus in Frankreich erwerben, doch beide dort wieder »malochet« [1] haben. Betrachtet man den intergenerationellen Aufstieg der Eltern als mit der lebensgeschichtlichen Hypothek belastet, den Familienalltag durch eine starke Leistungsorientierung zu prägen, so hat man nicht nur ein weiteres Argument dafür, dass L. die familiäre Situation als emotional verarmt wahrnimmt, sondern es lässt sich zugleich davon ausgehen, dass in dieser Herkunftsfamilie die Nachkommen in einen wesentlich härteren Mobilitätskampf geschickt wurden, als bei Eltern mit einer ererbten Position. Auch von daher muss sich mit dem Auftreten von Schulschwierigkeiten bei L. ähnlich wie bei seiner Schwester der »Druck« [2] verstärkt haben, so dass schliesslich die Orientierung an der Alternativkultur zum handlungsentlastenden Ausweg wurde, dem Auseinanderklaffen von hochfliegenden elterlichen Ambitionen und begrenzten realistischen Chancen zu entkommen.

Damit sind die Eigentümlichkeiten der Aufwuchskonstellation benannt, die bei L.s frühzeitiger Distanzierung von der Herkunftsfamilie in Rechnung zu stellen sind: L. nimmt die mittlere Position in der Geschwisterreihe ein, also eine Stellung, in der es auf einen nicht so ankommt, und die es nahelegt, dem Gefühl des Übergangenswerdens dadurch Ausdruck zu verleihen, dass man aus dem sozialen Milieu ausbricht und den Familienverband früh verlässt. Diese fehlende Verwurzelung in der Familie bzw. ihrem sozialen Milieu wird noch dadurch ver-

stärkt, dass die Herkunftsfamilie wenig auf die emotionalen Bedürfnisse ihrer Mitglieder eingehen kann, da es sich zum einem um eine sehr grosse Kinderkonfiguration mit geringen Altersabständen handelt, und da die Eltern beide als Mediziner einem sehr zeitintensiven, die familiäre Fürsorge zusätzlich erschwerenden Beruf nachgehen. Schliesslich ist noch in Rechnung zu stellen, dass die affektive Unterstrukturierung nicht nur durch die grosse Kinderzahl und die elterliche Berufstätigkeit, sondern auch dadurch begünstigt wird, dass die Eltern aufgrund ihres sozialen Aufstiegs sehr leistungsorientiert sind.

#### 4.4 Konsequenzen des Ausstiegs: Die Suche nach Gemeinschaft in der Gesellschaft

Zu den augenfälligsten Konsequenzen des Ausstiegs gehört im Fall Klaus L., dass der Kontakt zur Herkunftsfamilie nach dem Erlangen der Matura »völlig« [13] abgebrochen wird. Für einen Zeitraum von etwa acht Jahren lebt L. in seinen alternativen Lebens- und Arbeitskontexten, ohne dass der Vater »schauen (kommt), wo (er) jetzt da arbeitet in dem alternativen Dorf« [13], noch unternimmt er selbst Schritte zurück in die Herkunftsfamilie. Und als er danach die abgeschnittenen »Fäden (...) zur Verwandtschaft, zu den Eltern« wieder zu knüpfen versucht, um Unterstützung für den angestrebten Hofkauf zu finden, erfährt er zunächst, dass sein Vater zwischenzeitlich bei einem »tragischen Unfall« ums Leben gekommen ist [13].

Dieser frühe Bruch mit der Herkunftsfamilie mag zwar L.'s Fähigkeit gefördert haben, relativ früh ohne finanziellen Beistand der Eltern leben zu lernen, während seine Freunde »alle mit ihrer Unterstützung von ihren Eltern so leben« [7], zugleich hatte der langjährige und vollständige Kontaktabbruch zur Herkunftsfamilie jedoch auch die Folge, dass die verzerrte Sicht auf die Abstammungsfamilie konserviert wurde, ohne dass es zu einem im Wechselspiel von Kommunikation und Konflikt errungenen, befriedeten Aussöhnen mit den familiären Gegebenheiten gekommen wäre. L. trat den Lebensweg in die Alternativkultur mit dem an die Eltern gerichteten Generalvorwurf an, dass sie zwar ihre Patienten gut versorgt und betreut haben, jedoch nicht die eigenen Kinder [vgl. 1]. So war aber zugleich der Eintritt in die Alternativkultur damit belastet, eine quasifamiliäre Gemeinschaftsorientierung bieten zu müssen. Der Übertritt in die Berufswelt gestaltete sich damit für den Fall nicht einfach als Eintritt in ein durch funktionale Spezifität, affektive Neutralität und universalistische Leistungsorientierung geprägtes Feld. Die Situierung in der alternativen Lebens- und Berufssphäre wurde vielmehr zugleich zu einem von erheblichen Enttäuschungen geprägten Lebensweg, da Klaus L. dort immer auch nach dif-

fusen, affektiven und partikularistischen Bindungen<sup>12</sup> gesucht hat, nachdem er zuvor die familiäre Gemeinschaft, in der er herangewachsen ist, nicht als ein affektives und diffuses Handlungsfeld erlebt hat:

Ist der erste Wohngemeinschaftsaufenthalt auf dem Land für L. von der »bittere(n) Erfahrung« geprägt, dass die Freunde sich zwar ein Plakat von »Che Guevara an die Wand« hängen, dann aber später »gleich Studium machen« [7], so kommt auf ihn mit dem Eintritt in die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft im Tessin nach der Geburt des ersten Kindes die enttäuschende Erfahrung hinzu, dass es die Gemeinschaft nicht als »sinnvoll« erachtet, dass sie dort als »junge Familie könnten weiterfahren.« Sie bekommen eine »Abfindung«, gehen, und können »grad so knapp überleben« [12].

Nach der Zeit der landwirtschaftlichen Berufsausbildung und dem Hoferwerb wird der Konflikt zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft erst wieder virulent, als seine Frau sechs Jahre nach der Hofgründung und nach einer Beziehungskrise mit den drei Kindern den Hof verlässt [13]. Mit ihrem Weggang ist er »alleine« und will wie ein »Stehauf-Männchen« wieder etwas anfangen. Er bietet Sozialpädagogen »den Hof und die Strukturen an«, sie bringen den »sozialpädagogischen Aspekt« hinein. In dem Augenblick, als mit dem Weggang der Frau eine diffuse und affektive Leerstelle in seinem Leben entsteht, soll eine »sozialpädagogische Gemeinschaft« dieses Manko kompensieren, was jedoch zuletzt in einen »Krieg ausartet« [14]. Wie es schliesslich dazu kam, dass er in einem »ungünstigen Moment« von der Genossenschaft »so rausgeschoben« wurde, dass er zwar wohl noch Besitzer des Hofes war, aber »von einem Tag auf den anderen keinen Job mehr hatte«, bleibt letztlich im Unklaren [14]. Fest steht nur, dass L. schlussendlich die Aufnahme des Studiums der Fächer »Psych und Päd« zu einer »Auseinandersetzung mit (s)einer eigenen Psyche« geraten, da er nun Notgedrungen herausfinden muss, warum ihm so »Querschritte« passieren und er »immer wieder so queres Zeug machen« muss [17]. Erst jetzt gelangt Klaus L. an den Punkt, doch noch zu verstehen, warum er einst »nicht mehr gerne in die Schule« ist, und kann von daher einen inneren Bezug zur elterlichen akademischen Welt finden und am Ende auch den Abschied vom idealen Landleben durch den Hofverkauf vorbereiten. Mit dem Wechsel vom Pädagogikstudium zum Fachhochschulstudium »Natur und Umweltfachmann« [18] und dem Eintritt in ein Ökologie-Büro hat L. damit eine lebensgeschichtlich spät erfolgende, befriedete Wiederannäherung an das Herkunftsmilieu gefunden. Trotz Hofverkauf und Scheidung gelingt ihm mit diesem Schritt auf der Ebene der Sachorientierung auch eine sinnstiftende Kontinuitätssicherung, was sein bisheriges Leben als alternativer Landwirt angeht.

---

12 Im Hintergrund der obigen Erörterung steht Parsons Differenzierung familialer und beruflicher Beziehungen (1943, 102ff.).



## Kapitel 5

### Die marginale Positionierung: Weder unten noch oben (Dritter Typus)

Dem ›hochstapelnden Typus‹ und dem Typus des ›Aussteigers‹ ist gemeinsam, dass sich deren Lebensverlaufsformen entlang einer eindeutigen Richtung entwickeln. Hat man es im ersten Fall mit einem möglichst lange hinausgezögerten Abstieg zu tun, so ragt beim zweiten Typus das frühzeitige Ausscheren aus der akademischen Karrierelinie heraus. In beiden Fällen ist der äussere Karriereverlauf eindeutig und klar bestimmt, die Dynamik der Typen ist auf der Ebene der inneren Entwicklung angesiedelt: So ist der hochstapelnde Typus gegenüber seiner Mitwelt schliesslich zu Täuschungsmanövern gezwungen, die den drohenden Abstieg vertuschen sollen, und beim Aussteiger zieht die Realisierung eines alternativen Lebensentwurfs den völligen Kontaktabbruch zum Herkunftsmilieu nach sich.

Neben dem lange hinausgezögerten Abstieg und dem frühzeitigen Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie ist im Fallmaterial ein drittes Lebensverlaufsmuster auffindbar, das durch seine Dynamik im äusseren Karriereverlauf erkennbar wird, da soziale Abstufungen von letztendlich erfolglosen Bemühungen abgelöst werden, doch noch den Anschluss an eine soziale Positionierung im Herkunftsmilieu zu finden.

#### 5.1 Anamnese von Rüdiger V.

[Fall Nr. 07]

*1 Rüdiger V. wird im Dezember 1964 auf dem Land geboren. Sein Vater ist dort »Dorfarzt«. Der Grossvater väterlicherseits ist »Professor für Versicherungsmathematik«, die Grossmutter eine »Metzgerstochter.« »Und für den Vater ist es von Anfang eigentlich klar gewesen, dass er Mediziner wird. Das muss ich sagen, da hat er es eigentlich einfacher gehabt als ich – der nicht so recht hat gewusst, was. Er hat immer irgendwie gewusst, wo er hin will. Das ist absolut klar gewesen. So hat auch seine Lebensgeschichte ausgesehen. Das stimmt schon. Er ist schnurstracks all diese Sachen hoch... eher auch als fauler Schüler, wie ich eigentlich auch, also das hat er mir mitgegeben. (...) Und er hat aber eben kein Problem gehabt. Und ich denke mir, damals ist diese Ausbildung auch noch ein bisschen anders gelaufen, als sie heute eben läuft im Medizinstudium. Und dann hat er wohl mehr Möglichkeiten gehabt, sich einzubringen als nur gerade ebhh die Arbeitsleistung zuhause am Pult. Das ist ein bisschen anders gewesen,*

also wenn er davon erzählt, das ist es heute nicht mehr, so sagt er es: ›Locker gegangen‹ Ja. Eh. Ursprünglich hat er noch viel weiter ins Land nach hinten wollen gehen praktizieren. Und die Bedingungen in dieser Gemeinde sind sehr gut gewesen.« Nach dem Studium ist der Vater Assistenzarzt in einem Krankenhaus, wo er seine spätere Frau kennenlernt. 1961 heiraten die Eltern, in diesem Jahr kommt auch Rüdiger V.'s Schwester auf die Welt. 1967 macht der Vater auf dem Land die Praxis auf. Das ist eine »riesige Zeit«, da der Vater auch noch für andere Dörfer zuständig ist. Erst in den 80er Jahren, als es zusätzliche Ärzte im Dorf gibt, ändert sich dies. Mittlerweile hat er die Praxis an seinen Nachfolger übergeben.

2 Die Mutter ist sieben Jahre jünger als der Vater und bis zur Geburt des ersten Kindes Säuglingsschwester. Der Grossvater mütterlicherseits »ist Sattler gewesen mit einem eigenen Betrieb. Also (...) Ein-Mann-Betrieb.« Über die Grossmutter mütterlicherseits weiss R. V. nicht, was sie gemacht hat, er glaubt, sie »hat gar keine Lehre gemacht.« Die Mutter ist die älteste von drei Geschwistern. Ein Bruder ist Lehrer, der andere übernimmt das Geschäft des Vaters. Die Kinder muss »den Hauptteil« die Mutter erziehen, »weil der Vater halt ... hauptsächlich abwesend ist gewesen, obschon er gerade nebenan war.« »Am Anfang haben wir Kindermädchen gehabt, weil die Mutter in der Praxis mitgeholfen hat. Aber das ist nur rund ein Jahr gewesen. Und danach hat ... bald darauf, wieder wollen .. sie hat in den Haushalt wollen. Und hat dann ...ehm die Rechnungen an die Patienten hat sie gemacht, das ist ihre Aufgabe gewesen. Und sie ist immer Aushilfe gewesen, wenn irgend eine ist krank gewesen von den Arztgehilfinnen. Sie ist dort so Assistentin gewesen. Sie hat natürlich zu dieser Praxis gehört, also das ist klar. (...) das ist ein Geschäft gewesen, dem sich alle untergeordnet haben, diesem Betrieb.« Befragt über das Verhältnis der Mutter zur Professorenfamilie des Vaters heisst es: »Ja also, das ist der Akademiker-Tiegel und der Einzelunternehmer, Kleinunternehmer, das hat meine Mutter eine Zeit lang schon zu spüren bekommen, oder wenigstens gemeint, sie spüre etwas. Aber ich weiss von meinem Grossvater, der hat meine Mutter von Anfang an ins Herz geschlossen und hat sie gerne gehabt und verwöhnt. Und auch in der Familie, da glaube ich, hat sie keine Mühe gehabt. Schwiegertochter-Schwiegermutter-Komplex, der hat natürlich existiert, wie zu 90 Prozent das immer irgendwo da ist, aber im Grossen und Ganzen ist das auch dort gut gegangen, ..... hat mich gedünkt. (...) und sonst haben wir uns auch, wir haben einen starken Familienzusammenhang. Auf beiden Seiten, sowohl zu Mutters- als auch zu Vatersseite.«

3 Rüdiger V. hat eine drei Jahre ältere Schwester. Sie besucht dieselbe Schule am Ort, »(...) aber nicht das Gymnasium, die Sekundarschule, das zehnte Schuljahr noch dazu. Und danach hat sie psychisch sehr starke Probleme gehabt. Und hat sich so ein bisschen durch das Leben hindurchgewurstelt mit verschiedenen Arbeiten. Und dann hat sie Psych-Schwester [eine Lehre als Psychiatrie-Krankenpflegerin] angefangen, das hat sie drei

*Jahre durchgehalten, hat aber dann den Abschluss nicht wollen machen. Und dann hat sie eben auch als Ältere die Lehre als Gärtnerin noch angefangen – also eben etwa vor vier Jahren, jetzt ist sie diesen Herbst gerade fertig geworden. Und arbeitet jetzt in einem Heim für psychisch Behinderte (...).«*

4 Rüdiger V. ist die »ganzen Grundschuljahre« auf dem Land aufgewachsen, »4 Jahre Primarschule, 5 Jahre Sekundarschule« (1972-1981; 8. bis 17. Lj.). Über die Schulzeit berichtet V., dass er in der Sekundarschule in der Freizeit immer am Fluss gesessen sei, und dort »ein wenig den Vögeln zugehört« hätte. »Jaaaah, ich habe mich nicht so viel mit der Schule beschäftigt und mit technischen Sachen. Das ist einfach nicht gut herausgekommen damals.« Befragt nach dem Verhältnis zu den Schulkameraden sagt R. V.: »Ja. Nebst dem, dass eigentlich ich der Sohn des Doktors bin gewesen. (...) das heisst, das ist ein sozialer Status in einer Landgemeinde, oder. Das ist Pfarrersohn, Lehrersohn und Doktors Sohn .. nicht .. Das ist einfach so. Und wenn du etwas, wenn ich etwas Schiefes gemacht habe, dann habe ich das zahlen müssen, und die anderen hätten dies nicht zahlen müssen. (...) wenn ich das Aquarium fallen gelassen habe, weil ich es tragen musste auf Befehl, dann habe ich es halt müssen flicken und zahlen. Hingegen die anderen haben nie etwas zahlen müssen. Wenn sie eine Scheibe eingeschlagen haben, haben sie nicht zahlen müssen. .... Und wenn ich halt etwas.... Das ist aber eine Randerscheinung, die ich jetzt ..... damals hat es mich genervt, weil du eigentlich ..... heute ist das vorbei. .... Und...(...) Jaaaah. So richtig wie die anderen sein, kannst du nicht. Du bist schon anders beobachtet. (...) wenn man eine Ausnahme ist, wenn man nicht in der Norm des grossen Haufens daherkommt, dann, das ist immer, wenn du rot Hörner auf dem Kopf und die anderen keine haben, dann ..... wirst du auch anders behandelt von Anfang an. (...) Ja etwas, das mich zum Beispiel ... immer wahnsinnig hat gedünkt, ist, wenn man mich vorgestellt hat, wenn ich mit irgendwem vom Dorf bin unterwegs gewesen, und sie jemanden getroffen haben, haben sich mich vorgestellt, das ist der Sohn vom Doktor. Das ist so etwa ein Beispiel .. oder also das gehört in das hinein ... nicht .. Einerseits ist das eine Respektsperson gewesen, und auf der anderen Seite hat das dazu geführt, dass ich irgendwie das Gefühl gehabt habe, ... ich habe nicht irgendwie einen eigenen Status dort ... selber .... bin ... Das hat es eigentlich lange, lange nicht gegeben. Oder ich habe nun mal das Gefühl gehabt, das sei so. .... (...) wenn man zum Beispiel ..... ich komme noch einmal mit einem Schul.... ding....bild. Buben, die tun halt ram-meln, oder ... das ist ja logisch, das gehört dazu. Und da habe ich mal dabei eine Seifenschale runtergeschlagen. Der Kollege und ich ... haben das gemeldet. (...) und eine Woche später habe ich eine Rechnung bekommen von 4,80 Franken. Ich weiss es noch genau, für die Seifenschale müssen zu zahlen, aber der Kollege hat keine [Rechnung] bekommen. Weil den hat man schon vergessen gehabt. ... Und an den hat man schon gar nicht mehr

gedacht. Das ist einfach ... was man noch gewusst hat, ist, das ich dabei gewesen bin. Und das ... sind so ... eben kleine Sachen, die sind schon nebensächlich, aber ..... für mich ist das manchmal schon etwas mühsam gewesen, weil ich eben ein bisschen ein roter Hund in dieser Gemeinde gewesen bin.«

5 Für ihn »ist es ursprünglich eigentlich klar gewesen, den Beruf des Vaters zu erlernen. Habe nach der Sekundarschule aber doch nicht gewusst, was machen und bin ein bisschen nach Lausanne gegangen, dort in eine Sprachschule.« Daraufhin befragt, welche Pläne er nach der Sekundarschule gehabt habe, antwortet Rüdiger V., er habe sich diese »Überlegungen auch gemacht«, er habe »eigentlich da (s)einen ersten Reinfluss gehabt«: »Bin natürlich in Vaters Fussstapfen schon ein bisschen gefolgt und habe gedacht, ich mache schnell noch das Gymnasium. Das habe ich schon damals gedacht gehabt. Und dann bin auch »sauber« an die Prüfung gegangen. (...) Und das ist ein grässliches Debakel gewesen. Das ist wirklich hoffnungslos .. absolut. Ich bin zuerst einfach einmal in den falschen Bus gestiegen am ersten Tag (...), da so .. statt dass ich ins X. [anderes Stadtquartier] hinaufgefahren wäre. Ja! Das Bubi vom Land! Und da bin eine halbe Stunde zu spät an die erste Prüfung gekommen.« Auf Nachfragen erzählt R. V., dass er die Prüfung »nicht bestanden« hat.

6 Die Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium finden drei Monate vor Abschluss der Sekundarschule statt. Nach dem erfolglosen Prüfungstermin geht R. V. zum Berufsberater, der ihm sagt: »Ja, Gymnasium liegt halt wahrscheinlich nicht in ihrem Bereich von den Möglichkeiten.« Ehh, ich habe es ihm im nachhinein bewiesen, dass es so nicht gewesen ist.« Es gibt ihm zu denken, »das es jetzt einfach heisst: »Ehhh du bist halt einfach irgendwo so nicht ganz 100 Prozent gebacken.« Bei der Berufsberatung wird er Tests unterzogen: »Jaaah, also ich muss sagen, das sind richtig typische .. von mir aus gesehen, blöde Tests gewesen. Eben. Bäume zeichnen, das ist ein altes Beispiel. Ich weiss nicht warum, ob das heute überhaupt noch gemacht wird. Ich glaube es weniger. Und nachher da irgendwelche Bildchen müssen erkennen ... da ... Pseudoschmetterlinge. Ich gebe zu, ich habe viel zu viel .. eh Fantasie gehabt für das. (...) Den Lehrer gibt es Gott sei Dank schon lange nicht mehr an der Berufsberatung. Und da bin ich froh für all die Nachfolger. Ich kenne ein paar andere, die auch dort gewesen sind und der ist immer etwas komisch gewesen. Mir hat er vorgeschlagen, ich solle Automechaniker werden. Was ich auch sauber natürlich bin schnuppern gewesen. Bin drei Wochen in einer schönen Garage schnuppern [eine Probelehre machen] gegangen. Das hat mich schon interessiert, Autos und Technik. Aber, wo mir der erste Öltropfen auf die Haare gefallen ist, habe ich angefangen, das Gesicht zu verziehen. Da hat der Chefmechaniker gesagt: »Hööh ich glaub, das ist kein Beruf für dich.« Da habe ich das halt auch wieder fallen lassen.« Er macht noch eine Schnupperlehre »als Bodenleger«, und eine »irgendwo im Tapezierer-, Dekorateur-Be-



reich«, danach hat er »dann nicht mehr viel gemacht.« »Da habe ich nicht mehr gewusst, was suchen, da bin ich nach Lausanne.« Befragt nach der Reaktion seiner Eltern zu seinem Weg, sagt R. V.: »Ja. Jaa. Das hat ihm in diesem Sinne nicht so viel ausgemacht, dass ich nicht in seine Fusstapfen getreten bin. Er hätte dies wahrscheinlich gerne gesehen auf eine Art, aber ... ich habe von dieser Art keinen Druck gespürt. Und das hat er auch immer wieder bewiesen, und hat mir schon gezeigt, dass ich schon selber schauen darf, wo ich durch will. Ich glaube, da haben beide viel Geduld gehabt. Das haben sie auch gebraucht. Und .. wie viel das da halt trotzdem irgendwie .... Indoktrination ist dabei gewesen, das weiss ich nicht. Mir hat es halt gefallen. Ich bin in einer Praxis aufgewachsen. Damals habe ich als Bub können in die Praxis reinlaufen und mit den Patienten plaudern und habe zugeschaut, wie man Blut entnimmt und so weiter. Das ist am Anfang schon noch etwas unkomplizierter gewesen. Und das hat mich sicherlich auch in diese Richtung gedrückt gehabt. Aber, ehmmm, es ist nicht so geworden. Hmmm.«

7 R. V. geht November 1981 (17. Lj.) für drei Monate nach Lausanne auf eine Sprachschule. Die nicht bestandene Prüfung ist der »erste Wegweiser« gewesen. »Nicht Gymnasium, also etwas anderes. (...) da habe ich überhaupt keine Idee gehabt, im Prinzip. Habe dann als Zwischenlösung mal Lausanne gewählt, um die Sprache etwas zu lernen. Was mir übrigens nie gelungen ist.« Er kommt in einem kleinen Zimmer mit Blick auf den See unter: »Habe auf diesen Lac Lemman raus geschaut. Alles grau. Und so wars eigentlich auch.. ha! ..die Zeit dort. Es ist ziemlich grau gewesen. Das war der Grundstock, warum ich glaube, ich kann nie Französisch lernen. (...) Ich habe einfach, Französisch habe ich einfach, das liegt irgendwie nicht in meinem Repertoire.« Nach Abschluss der Schule gibt es ein Zertifikat, »die Note war auch nicht so gut.« V. gibt noch an, dass er »später noch einmal« in die Romandie geht: »Das zweite Mal als ich gegangen bin, habe ich mir einfach beweisen wollen, dass es mich das erste Mal nicht kaputt gemacht hat.«

8 Anfang 1982 (18. Lj.) besucht er eine private Handelsschule, die er drei Jahre später mit eidgenössischem Abschluss als kaufmännischer Angestellter verlässt. Er hat sich in Lausanne ein »bisschen Zeit nehmen können, eben ... mehr zu überlegen, was ich machen will. Und danach ist ja diese Handelsschule gekommen. Und die habe (ich) mir eigentlich auch nicht unbedingt selber überlegt. Aber, das ist, will ich sagen, nicht das Dümme, was ich gemacht habe.« An anderer Stelle heisst es zu diesem Lebensabschnitt: »(...) und danach habe ich dann das Glück gehabt, dass ich dazumal eine Freundin gehabt habe, die mich angemeldet hat an der Handelsschule. Und das habe ich auch sauber und glatt gemacht. Habe drei Jahre in der [Schule] verbracht. Das ist eine Privatschule. Die hat zwei Jahre Berufsausbildung und ein Jahr Praktikum.« Das Praktikum absolviert er in einem Unternehmen des Nahrungsmittelbereichs, wo er

ein halbes Jahr in der Pensionskassenabteilung, und ein halbes Jahr in der »Diätetik«-Abteilung ist, wo man »Müsli, Säftli« zu verkaufen versucht. Das »ist eine gute Zeit.«

9 Nach Abschluss der KV-Ausbildung 1985 (21. Lj.) beginnt R. V. »temporär zu arbeiten.« Befragt danach, warum er temporär gearbeitet hat, antwortet V.: »Ja, das ist eine gute Frage. Ich habe einfach noch nicht gewusst, in welche Branche ich dann gehen will. [Der Ausbildungsbetrieb] konnte mich damals nicht übernehmen. Die haben da auch hausinterne KV-Lehrlinge gehabt, und die haben die natürlich zuerst aufgenommen. Das hat man mir wenigstens so erklärt. Und danach habe ich gedacht, jetzt schaue ich ein bisschen, was mich würde gelüsten. Ich bin dann irgend einmal im Verlauf der etwa 20 verschiedenen Jobs, bin ich zu einer Sanitär-Grossisten-Firma gekommen. Und die haben als einzige und erste Firma gesagt, also gefragt: »Wollen Sie bleiben.« Und ich habe gerade so ziemlich von Anfang an, einen sehr interessanten und schwierigen Job angeboten bekommen, eben als Einkäufer von den Waren in der Schweiz. Und der vordere Einkäufer ist schwer krank gewesen, und der andere ist gerade gegangen gewesen. Ich bin also gerade dort alleine gewesen, und das hat mich so ein bisschen gereizt. Das stimmt schon. Und dann habe ich dann angefangen, wirklich vollzeitlich zu arbeiten. Ich habe eine Wohnung gewollt (...), das ist auch mit ein Grund gewesen oder .. regelmässig Geld bekommen. Da kann man nicht einfach, vier Wochen arbeiten, und dann zwei Wochen warten und dann wieder (...).«

10 Die Kurzarbeitsjobs werden über Temporärfirmen vermittelt, V. hat die Zeitarbeitsjobs zwischen 1985 und 1987 (21. bis 23. Lj.) inne. Er hat »völlig verschiedene Sachen gemacht« und nennt auf Anfrage eine »Militärversicherung«, eine »Bank« und ein »Werbebüro.« Wenn er »nur drei Wochen oder sechs Wochen wo arbeitet«, dann weiss er am »letzten Tag« der Arbeit, dass er »die meisten nie mehr sieht.« Dies »belastet« ihn nicht, da er »sonst ein Umfeld« hat, »noch von der Gemeinde« her, wo er »aufgewachsen« ist. Zur Anstellung im Werbebüro heisst es dann ausführlicher: »Das Werbebüro habe ich dann schon genauer angeschaut. Aber da muss ich sagen, da ist die Kündigung gekommen, weil ich und der Chef uns nicht gut verstanden haben. Da ist so eine One-Man-Firma gewesen. Und der hat so, so noch so Schuhsohlen verschickt (...) und hat noch eine Werbefachschule geleitet, und die habe ich auch anderthalb Jahre lang gemacht. Und da haben wir uns einfach nicht verstanden. Und ich habe einfach über die Mittagszeit heim wollen und nicht für ihn Schuhe verpacken wollen. Und eh, ihm hat einfach die Loyalität nicht gepasst. Und er hat mir auch nicht gepasst. Und da hat er mir bald schon gesagt, für ihn sei das Arbeitsverhältnis jetzt abgeschlossen. Ich könne jetzt heim. Und das habe ich gemacht. Und habe auch kein schweres Herz gehabt. Bin gerne gegangen dort. Aber die Schule habe ich fertig gemacht! Und eh, eben Werbefachassistent, so etwas hätte es gegeben. Ja, die hat anderthalb Jahre gedauert.

Aber eben, eigentlich hätte ich daneben wollen arbeiten, das ist nur eine Abendschule gewesen. Ich habe die Prüfung nicht geschafft, und zwar wirklich hat mir ein halber Punkt gefehlt, und bis es .... Und wo er mir gekündigt hatte, hatte er mir gesagt, ich solle doch bitte die Schule auch gerade aufgeben, erstens Mal weil er nicht gerne hat hören wollen, was ich den Leuten da erzähle an der Schule von ihm, und ich habe mich einfach stur gestellt und bin trotzdem noch gegangen. Und das, ehbm, ist nicht so ein gutes Erlebnis gewesen. Die Schule ist gut gewesen, an und für sich hat mich das Fach interessiert. Aber ich hab halt auch das dann halt einfach liegen gelassen.«

11 Dann, 1987 (23. Lj.) »landet« er bei einer Sanitärfirma: »Und das ist auch wieder eine Erfahrung gewesen. Das ist nie, nie, nie der Beruf gewesen. Ich kenne das sowieso nicht, einen Beruf, der mich einfach absolut happy macht. Also, das ist für mich heute noch so. Ich kann nicht einfach sagen: ›Ja. Hallelujah. Das ist genau das, wo ich haben wollte.‹ Das gibt es eigentlich nicht. Da habe ich vielleicht halt viel lieber zehn verschiedene Sachen, als nur eine, das wäre auch möglich. Vielleicht würde mich das mehr erfüllen, wenn ich zwei, drei verschiedene Jobs hätte, als nur einer. Das ist auch mit ein Grund gewesen, warum ich einfach so viel bin temporär herumgezogen. Es ist mir auch immer wieder relativ schnell langweilig geworden. An jeder Arbeitsstelle nach anderthalb, zwei Monaten habe ich gedacht, jetzt habe ich es gesehen, jetzt würde ich gerne weiter.« V. hat diese Anstellung bis 1990 (26. Lj.) inne: »Da habe ich es relativ lange ausgehalten. Aber eben der Job war auch dementsprechend, oder. Der hat so viel Neues immer wieder gegeben. Und danach bin ich vom Einkäufer Schweiz bin ich quasi etwas aufgestiegen, Richtung Gesamtlager-Einkäufer Schweiz und Ausland. Und ich meine, damals war ich noch jung gewesen. Das hat mich natürlich fasziniert, eine lange Zeit. Ich habe sehr freie Arbeitszeiten gehabt. Mal über die Mittagszeit, wenn es schönes Wetter war, habe ich durchaus können segeln gehen oder so, da hat niemand nachgefragt. Dafür bin ich natürlich am Samstag arbeiten gegangen, wenn die anderen nie da waren. Aber das ist noch gut gewesen dort. Aber mit der Zeit hat auch, wie jeder Job: Irgend einmal kennst du's, und danach ist, eehhm, die Krankheit dazugekommen. Und danach habe ich dazumal gedacht, jetzt musst du wieder etwas Neues machen.«

12 Im Dezember 1989 (25. Lj.) wird bei ihm ein Tumor diagnostiziert, den man operativ entfernen und danach chemotherapeutisch behandeln muss. V. bleibt während der »Krankheitszeit« in der Sanitärfirma. Die »sind sehr grosszügig gewesen, ich habe dort können kommen und gehen, wie ich wollte.« Zwar ist er krank geschrieben, aber er geht »50 Prozent arbeiten.« Operation, Behandlung und Erholungszeit ziehen sich etwa sechs Monate hin.

13 Mitte 1990 (26. Lj.) entschliesst sich V. zu einer Reise in die Vereinigten Staaten, drei Monate Sprachschule und drei Monate reisen. Die

Sprachschule finanzieren die Eltern: »Nachher habe ich dann irgend einmal eben das Gefühl gehabt, jetzt will ich fort. Bin nach Amerika.« »Ein Jahr nach der letzten Chemotherapie habe ich gefunden, jetzt sollte ich gehen. (...) Ja einfach, aufbrechen... wieder in eine ....Ich habe immer das Gefühl gehabt, jetzt muss ich auch .... oder die ganze Krankheitszeit und alles, ich habe das irgendwie hinter mich lassen. Wollte wieder einmal abbrechen. Wieder einmal etwas Neues, wirklich neu anfangen. Das stimmt. Das ist ein neuer Anfang gewesen. Ehmm. Der hat halt in Amerika angefangen. Oder. Das ist der Sprung ins neue Leben gewesen, den ich irgendwie gebraucht habe. Und das ist schön gewesen in Amerika. Das hat gut getan. Das hat mir wirklich die Zeit gegeben, mir über mich meine Gedanken zu machen, und auch etwas freier zu werden. Obwohl sie das später am Gymnasium am Anfang nicht so geschätzt haben.« »Ursprünglich ist [die Sprachschule] fünf Monate geplant gewesen, und nur einen Monat reisen. Aber ich bin halt einfach zu gut gewesen. Die Sprache habe ich schnell gelernt, und habe sie auch gern gehabt. Und darum ist es auch schneller gegangen. Und dann bin ich umbergereist. Ich habe allerdings halt eben in flobbestückten Jugendherbergen und so geschlafen, also ich habe tiefst bescheiden gereist. Und bin so mit etwa 10.000 Franken durchgekommen. Das ist nicht viel für ein halbes Jahr, weil .. aber es ist super gewesen. Eben, auch, man ist halt eben das erste Mal wirklich auf den eigenen Beinen. Da hat mir niemand mehr richtig dreinreden können. Auch nicht können ... ja meine Umwelt hat ja manchmal auch Ansprüche an mich gehabt, und dort hat niemand Ansprüche an mich gestellt, ausser ich selber. Das ist von daher gut gegangen.«

14 V. weiss, »wenn ich zurückkomme, mache ich etwas ganz Anderes. Das ist das Ziel gewesen. Einfach, ich habe mir gesagt; ich mache mit dem vorderen Leben einen Strich darunter. Das geht sie nichts an. (...) ich habe gedacht, weil ja .. erfahren, dass mir irgend einmal jeder Job sehr langweilig wird, habe ich gedacht, muss du halt in eine andere Stufe von Arbeit hineinkommen. (.....) es ist immer irgend einmal so gewesen, dass ich das Gefühl gehabt habe, jetzt wird es ätzend. Jetzt muss ich etwas Neues machen. Und dann habe ich einfach den Job gewechselt vorher. Und nach der Krankheit habe ich einfach gefunden, jetzt reicht das Jobwechseln eigentlich nicht. Das hast du schon ausprobiert. Das weisst du ja jetzt.«

15 Nach dem Amerikaaufenthalt folgen »drei Jahre steinharte, wunderschöne Y. [Name des Privatgymnasiums].« V. besucht ab 1991 (27. Lj.) ein Halbtagsgymnasium, die Schule kostet etwa 12.000 Franken im Jahr. Die ersten acht Monate hält er in einem 60 Prozent-Job bei dem Lebensmittelbetrieb »aus«, in welchem er während der KV-Ausbildungszeit bereits gearbeitet hat. »Und danach habe ich aufgehört mit Arbeiten, und zwar habe ich zuhause für die Praxis die administrativen Sachen erledigt bei meinem Vater. Und er hat mir auch durch das Lohn gegeben, sehr gut bezahlt auch. Also so, dass ich auch gerade die Schule habe damit zahlen

können. Sonst hätte er mir es ja einfach vorschliessen müssen. Und abziehen hätte er es nicht mehr können, ich bin nämlich schon zu alt gewesen für das steuertechnisch noch abziehen können. Da haben wir halt gefunden, clevere Idee, das für beide einigermaßen recht zu machen. (...) der Lohn ist schon höher gewesen, als ich normalerweise mit 30, 35 Prozent Arbeitsleistung hätte erwarten dürfen. Er ist einfach so berechnet gewesen, dass es genau reicht, um alles zu zahlen. Wenn die [Schule] teurer geworden ist, ist auch mein Lohn gestiegen. Gewohnt habe ich von da an wieder zu Hause.«

16 Die Schule »ist schwierig gewesen. Es ist sehr viel verlangt worden, wenn ein Gymnasium drei statt viereinhalb Jahre dauert, das ist klar. Wir haben aber dazu noch die Erschwernis gehabt, dass wir keine Hausmatur machen konnten, sondern eine Eidgenössische. Und da muss man wirklich alles können. Sonst bist Du einfach abgesetzt. Das ist hart gewesen, aber ich habe eine wunderbare Klasse gehabt. Und ich sage einmal, ohne die Klasse wäre es ganz sicher ein trauriger Haufen gewesen. Aber mit dieser Klasse ist es effektiv ein Erlebnis gewesen (...) Die besten Freunde, die ich heute habe, nebst denen (...) aus der alten Zeit, sind eigentlich schon alles [Schüler dieser Privatschule]. Wir sind elf gewesen, als wir angefangen haben, und von denen, die begonnen haben, sind am Schluss noch neun gewesen.«

17 1994 (30. Lj.) schliesst Rüdiger V. das Privatgymnasium für Erwachsene erfolgreich ab. Im selben Jahr geht er an die Universität Medizin studieren, mit der Idee, »nach einem Jahr dann (...) nach Amerika zu gehen.« Sein Ziel ist es, Chiropraktiker zu werden. Diesen Befähigungsausweis kann er in der Schweiz nicht erlangen. Er muss nach einem Jahr in der Schweiz das Propädeutikum in der Medizin ablegen und danach vier Jahre Ausbildung in Kanada oder den USA anschliessen. Schon im ersten Semester fängt er in einem 50 Prozent-Job in der Verwaltung eines Krankenhauses zu arbeiten an, als »Sekretär in der Chirurgie.« Daneben macht er das Medizinstudium. »(...) wahrscheinlich ist das ein wenig ein Irrtum gewesen. 50 Prozent daneben arbeiten, das ist schon ein Irrtum gewesen. Aber ich habe halt eben auch nicht auf das Geld verzichten wollen, und habe irgendwie auch einmal von zu Hause finanziell wieder ein bisschen loskommen wollen. Und das ist auch gegangen. Nur ist dann das Studium nicht gegangen irgendwie, das hat halt zusammen nicht so geklappt. Die Lust ist mir auch sehr vergangen. Einerseits weil ich die Mediziner am Spital habe gesehen, und die mir eigentlich durch die Bank .... Also es hat schon ein paar Sympathische gegeben, aber sehr viele habe ich nicht getroffen, von denen ich das Gefühl gehabt hätte, also wenn ich mich mit dem würde vergleichen, wäre es mir recht. Und andererseits ist der ... Chiropraktiker-Aufenthalt in Amerika vier Jahre, ist mir auch immer weniger gluschtig [appetitlich, lecker] vorgekommen. Vier Jahre Amerika. Ich bin dann rüber gegangen, drei Wochen schauen gegangen, bin noch die Collegues anschauen gegangen, und das hat mir überhaupt nicht mehr gefallen wollen.«

18 Befragt danach, ob er auch den Plan gehabt hätte, Arzt zu werden,

antwortet R. V.: »Das ist eine gute Frage. Ich habe mir im nachhinein oft gesagt, ich hätte von Anfang an sagen sollen, ich werde Mediziner. Das habe ich aber nicht gemacht, weil das Medizinstudium geht fünf Jahre. Danach machst du mindestens sechs, sieben Jahre Assistenzzeit. Wo ich das Gymnasium fertig gehabt habe, bin ich dreissig gewesen. Das heisst, ich wäre irgendwo was nach vierzig fertig geworden. Und da habe ich mir müssen sagen, das ist mir einfach zu lang. Auf der anderen Seite ist der Chiropraktiker gestanden, wo insgesamt fünf Jahre geht. Da hätte man hier anfangen können als Assistent, dann hätte man zwei Jahre noch Assistent gemacht, dann hätte man können eine Praxis auf tun. Und das hat mich natürlich viel mehr (an)gezogen. Weil ich habe einfach mal das Gefühl gehabt, jetzt musst du einmal aufhören mit, ja mit ewig weiter und länger und später ...«

19 Rüdiger V. scheidet schliesslich an der Eintrittsbedingung für die Chiropraktiker-Ausbildung, dem ersten Propädeutikum des Medizinstudiums: »Das habe ich zwei mal probiert und bin zwei Mal durchgefallen. Das dritte Mal habe ich mir geschenkt. Damals hat man es noch drei Mal machen können. Und habe ich gesagt, jetzt ist wieder Zeit, etwas zu arbeiten und zu überlegen, was man dann noch anfangen könnte.« V. bricht das Studium nach zweieinhalb Jahren ab (1996; 32. Lj.), und baut seine nebenberufliche Tätigkeit in dem Spital aus: »Ich habe dann ja immer die 50 Prozent-Stelle am [Spital] behalten, und habe dort denn auch sauber grad können einsteigen 100 Prozent, und habe dort fünf verschiedene Jobs gehabt, und zwar auf der gleichen Abteilung. Aber es hat mir irgendwie auch, ja es ist auch finanziell wichtig gewesen, wieder einmal etwas zu verdienen, man kann nicht immer nur auf Sparflamme leben oder aus dem Portemonnaie der Eltern.« Zwischen 1996 und 1998 (32. bis 34. Lj.) arbeitet er als Vollangestellter im Spital, wohnt jedoch immer noch bei den Eltern: »(...) das ist etwa zweieinhalb Jahre gewesen, wo ich dort gearbeitet habe. Zuerst als Kanzleisekretär, nachher als Polikliniksekretär, das ist sehr interessant gewesen. Dann die letzten neun Monate habe ich noch als Oberarzt-Sekretär gearbeitet. Nachher habe ich auch dort genug gehabt. (...) Ja, ich bin nicht unglücklich gewesen, dem Spital den Rücken kehren zu können und zu gehen, und etwas Neues wieder beginnen, wo einem die Chance gibt auf einem ..... Beruf... auf eine Höhe des Berufes zu kommen, wo man halt auch ein bisschen etwas bestimmen kann. Also es nutzt nichts, wenn du Ideen hast und du kannst sie nirgends anbringen, oder du kannst sie anbringen und nachher läuft man genau gleich weiter. Das hat mir schon ein bisschen zu denken gegeben. Ich habe einmal an einem Projekt mithelfen können, und dort haben sie mich einfach effektiv ein bisschen etwas sagen lassen, man hat dann auch viele Sachen machen können, die ich so gesagt habe. Und das ist gut gewesen, das hat mir auch gefallen. Nachher habe ich dann doch ..... auch wieder etwas Neues machen und mir die vielen Kranken in der Poliklinik halt doch auf den Wecker gegangen sind. Und das sind in der Visceralchirurgie, ehmm... ehmm, zu 90% eigentlich

»tötelets« dort [90% der PatientInnen sind TodeskandidatInnen]. Und ehmm, und da habe mit der Zeit nicht mehr gemocht mitzumachen .... es hat mich auch beschäftigt, viel zu fest. Ich habe viel zu viel mit den Patientinnen mitgelitten quasi, und machen hast du dort wiederum nichts können, sowieso nichts, ausser einfach da sein, wenn sie Fragen haben, und da habe ich gefunden, da gehe ich lieber wieder auf den oberen Stock schreiben. Aber da habe ich dann fünf Chefs gehabt, und das ist ungefähr so, wie auf fünf Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen. Jeder will es genau so, wie er es will, und jeder ein bisschen anders. Und mit der Zeit hat es mich zu stressen angefangen, wenn sie ..... es ist mühsam geworden. Die sind schon zufrieden gewesen mit meiner Arbeit, ich habe es ihnen wunderbar zu machen gewusst, an dem ist es nicht gelegen. Aber ich habe einfach gesehen, so kann ich nicht ..... nicht arbeiten, bis ich pensioniert werde. Das ist heute auch nicht mehr ..... in der Regel, dass man in einem Beruf bleibt bis man pensioniert ist. An und für sich in den Berufen, die ich angefangen habe, nicht (...). Ich habe gekündigt. Ich habe gekündigt. Freiwillig. Der obere Chef hat keine Freude daran gehabt, aber ich habe Freude daran gehabt. Und jetzt bin ich an der HWV [Fachhochschule für wirtschaftliche Verwaltung].«

20 Herbst 1998 (34. Lj.) immatrikuliert er sich an der Fachhochschule für wirtschaftliche Verwaltung, sein Ziel ist die Ausbildung zum Betriebsökonom. Die Ausbildung dauert drei Jahre. In Angriff hat er die Ausbildung genommen, weil er »nicht mehr einfach einen Schreibjob haben (will).« Über seine beruflichen Pläne sagt er: »Ich weiss, dass ich den medizinischen Sektor im Prinzip nicht verlassen will. Das heisst, da gibt es sehr viele Aufgaben in der Medizin, die etwas mit Betriebsökonomie zu tun haben, je länger je mehr. Da wird der Druck immer grösser. Und weil ich so viel im Spital gearbeitet habe und die Medizin lange mitbekommen habe, und eigentlich relativ viel über dieses Gebiet auch schon weiss, ..... und es mich doch gelüftet, habe ich das Gefühl, dass ich dort eventuell einen Job bekomme, der mir gefällt, und wo auch etwas anfangen kann und etwas bringt, .. und zwar nicht nur für mich, sondern eben auch wirklich etwas, das was darstellt. Und das kann in einer Versicherung sein, oder eigentlich noch fast lieber, will ich, ist in einem Spital arbeiten. Also entweder Personal oder .... Management oder so....., das ist eigentlich so ein bisschen das Fernziel. Aber allzuweit voraus schauen, wage ich nicht. .. Oder, also .. Schritt für Schritt, ..... sonst ehmm.. ist es auch schon wieder ein bisschen ein Berglein. Und ja, ich denke, es sollte trotzdem am Schluss doch klappen, und mir eben die Möglichkeit geben, wieder .... es ist wie im Gymnasium, ich will einfach wieder. ... eine Tür aufstossen und schauen, ob ich dort etwas finde, wo mir ..... effektiv einfach passt. Und da ich ehm..... ein glücklicher Single bin, ... habe ich auch keine finanziellen Verpflichtungen und bin auch sonst frei zu tun und zu lassen, was ich will. Und später, viel später werde ich das dann vielleicht nicht mehr können ... da denke ich .... viel-

leicht auch nicht, vielleicht könnte ich es mit 50 noch machen, weil ich dann immer noch Single bin, aber an das, an das denke ich jetzt auch noch nicht. Und das ist nicht gesagt, dass ich mit 50 nicht noch einen – hätte beinahe gesagt Furz – eine neue Idee habe. Und wieder etwas mache. Und will jetzt nicht sagen, ich arbeite dann bis 65 einfach als Personalchef oder Manager irgendwo in einer Abteilung, das würde ich gar nicht sagen.« Wenn er fertig mit der Ausbildung wäre, wäre er 37: »Und es dünkt mich, das ist .... zwar schon ein respektables Alter. Aber man hat da noch durchaus das Recht und die Chance ein bisschen weiterzufahren. Ja, Gott sei Dank ist es ja heute nicht so, wie vor 50 Jahren, wo du die Chance nicht hast gehabt. Scho .. ist schon gut so.«

21 V. finanziert sich die Ausbildung über »Schulden«: »(...) ein Berg Schulden. Ja, also meine Bank ist mein Vater. Ich werde einfach finanziert im Sinne, dass ich 4 % Zinsen zahle auf dem stetig wachsenden Häufchen roter Zahlen, und wenn ich fertig bin, und ich anständig arbeite, wird ein Teil zurückgezahlt, und ein Teil tranchenmässig als steuerfreie Schenkung an mich übergeben, als vorgezogenes Erbe. Also das Geld ist in der Familie, und nicht irgendwo in einem Bankinstitut. Und günstig ist es eigentlich für beide, wenn man jetzt einfach sagt, es wäre ..... er kann zwar das Geld sicher besser anlegen als ..... also finanziell, aber ehm..... weil er immer, ... meine Mutter übrigens auch. Wenn ich von ihm spreche, ist sie eigentlich immer eingeschlossen. Sie stehen beide da hinten dran, dass ich darf Ausbildungen machen. Im Rahmen von dem sie mir können zahlen, helfen sie mir .... und den Rest muss ich selber besorgen. Ich habe jetzt auch ein paar Tausend Franken sparen können natürlich in diesen ... ehm Jahren, die ich gearbeitet habe. Und mit denen kann ich locker die Zinsen zahlen. Und finanziert sich so eigentlich nicht schlecht.«

22 R. V. empfindet die augenblickliche Situation als » (...) sehr schwierig. Ich schwimme ziemlich im Moment. Aber ehm, ich habe meine Flügel [Schwimmbilfen] aufgeblasen, und bin nicht gewillt unterzugehen. Und es ist auf alle Fälle wieder eine Herausforderung.« Er wohnt im Augenblick zum einen Teil bei den Eltern, wo er »drei Zimmer« hat, und zum anderen in einer Wohngemeinschaft, wo ein »Studierzimmer« ist. Unter der Woche ist er am Studienort, am Wochenende bei den Eltern.

23 Befragt danach, ob er alles noch einmal so machen würde, wie er es gemacht hat, antwortet V.: »Och herjesses! Das ist eine Frage, die kann ich schlichtweg nicht beantworten, weil ich, sich die Frage nie stellen wird. Also.... ehm im Leben irgendwie .. ich habe es damals so gemacht, es gibt sicher Sachen, wo man hätte anders machen können, bei denen ich aber nicht sagen könnte, dass es deswegen wäre besser rausgekommen .... und darum stelle ich mir diese Frage so selten wie nur irgendwie möglich, weil sie für mich – Pardon! Sie ist für mich eben ein bisschen müssig, weil ich kann es nicht anders machen. Ich habe 34 Jahre auf dieser kleinen Kugel gelebt, und habe alles so gemacht, wie ich es im Moment gerade das Gefühl gehabt habe,



*dass es richtig sei. Ja manchmal auch unbewusst, vielleicht habe ich etwas gemacht, das ich sagen könnte, ist vielleicht doch gerade nicht so gut gewesen, aber ich habe es halt damals gemacht und für mich ist es so ..... für mich ist es jetzt richtig.«*

24 *Aus einer Nachbefragung ein Jahr später ergibt sich, dass R. V. die Fachhochschulausbildung Ende 1999 abgebrochen hat. Er hat stattdessen auf eine private Ausbildungsinstitution gewechselt, die zum gleichen Abschluss führt.*

## 5.2 Zwischen Herkunfts- und Abstiegsmilieu: Die Randpersönlichkeit

1928 schuf Robert Ezra Park im Kontext von Überlegungen zur Migration das Konzept des »marginal man«, womit er die Lage einer Person bezeichnete, die auf der Grenze zwischen zwei Kulturen, Gruppen oder Klassen steht, und die weder in die eine noch die andere voll integriert ist. Der typische »marginal man« war für ihn eine Person »on the margin of two cultures and two societies, which never completely interpenetrated and fused.«<sup>1</sup> Wie ein Fremder, der in der neuen Aufnahmekultur eine vorübergehende Krise durchläuft, verglich auch Park die Situation der Randpersönlichkeit mit der Lage eines Fremden. Doch sah er den Unterschied darin, dass beim »marginal man the period of crisis is relatively permanent. The result is that he tends to become a personality type.«<sup>2</sup> Entscheidend für Park war, dass die Randpersönlichkeit zwar in zwei Kulturen lebte, jedoch in beiden dauerhaft ein Fremder blieb. Für den Typus der marginalen Persönlichkeit ist demnach konstitutiv, dass er »sich am Rande mehrerer Gruppen bewegt, aber von keiner von ihnen ganz akzeptiert wird.«<sup>3</sup>

Überträgt man das Konzept der marginalen Persönlichkeit auf die Problematik des sozialen Abstiegs, dann entsteht eine Lebensverlaufsform, welche die Gestalt eines ständigen Hin- und Herpendelns zwischen dem Herkunftsmilieu und dem Abstiegsmilieu annimmt. Ist für den ›hochstapelnden Typus‹ konstitutiv, dass er den Abstieg möglichst lange hinauszuzögern versucht, so ist die marginale Persönlichkeit schon früh mit einer Abstufung konfrontiert, die die Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu in Frage stellt. Und während der ›Aussteiger‹ möglichst frühzeitig aus der akademischen Normalbiographie ausschert, wird die marginale Persönlichkeit zwar zurückgestuft, unternimmt daraufhin jedoch immer wieder neue Anläufe, den Herkunftstatus zu erreichen.

1 Park (1928, 354).

2 Park (1928, 356).

3 Merton/Rossi (1968a, 255).

Besteht die Funktion der Schule darin, neben einer Verinnerlichung der Leistungsmotivation dafür zu sorgen, dass eine Selektion von Personen auf der Basis unterschiedlicher Fähigkeiten erfolgt, dann lässt sich davon ausgehen, dass mit dem Schuleintritt die »alte familiäre Identifizierung zerbricht«, und nach und nach eine leistungsbezogene Identifizierung aufgebaut wird, »die gegenüber der ursprünglich askriptiven Identität als Sohn oder Tochter der ›Maiers‹ die vorrangige Identitätsstruktur des Kindes ergibt.«<sup>4</sup> Da mit dem Heranwachsen als Arbeiter- oder Arztsohn immer auch milieutypische Vorstellungen über die künftige berufliche Existenzfristung erworben werden, muss die Substitution einer familiären askriptiven durch eine leistungsbezogene Identifizierung so begriffen werden, dass milieutypische Berufsvorstellungen mit dem Schuleintritt durch die dort statthabende Leistungsdifferenzierung affiziert und modifiziert werden. Der Aufbau einer leistungsbezogenen Identität beinhaltet dann, dass sich die Berufspläne konform zur leistungsmässigen Erfolgsbilanz in der Schule entwickeln. Abhängig von der schulischen Platzierung werden dabei die ursprünglichen Berufsvorstellungen und Lebensentwürfe revidiert. Im Falle eines Arbeitersohns mit guten Schulleistungen würde dies bedeuten, dass sich seine Lebensplanung von der milieutypischen Vorgabe löst, wiederum Arbeiter zu werden. Bei einem Lehrer- oder Arztsohn würden im Falle einer schlechten schulischen Platzierung akademische Statusaspirationen realitätsgerecht am vorliegenden Leistungsprofil ausgerichtet werden. Dass sich die Substitution der askriptiven familiären Identität durch eine leistungsbezogene Identität nicht problemlos vollzieht, konnte bereits an den zwei vorausgehenden Abstiegsstypen gezeigt werden: Für den hochstapelnden Typus war aus Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe das Verhaltensmuster des ›So-tun-als-ob-man-Akademiker-wäre‹ bestimmend. Selbst für den ›Aussteiger‹, der in erheblichem Maße mit Schulschwierigkeiten konfrontiert war, gestaltete sich das frühzeitige Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie nicht nach dem Muster des realitätsadäquaten Abfindens mit einer nichtakademischen Berufskarriere aufgrund schlechter schulischer Leistungen. Das Verlassen des Herkunftsmilieus vollzog sich vielmehr als weltanschauliche Distanzierung von der instrumentell-leistungsorientierten Gesellschaft und als Hinwendung zu einer alternativen Kultur.

Für den dritten Typus ist nun konstitutiv, dass schlechte Schulleistungen zwar die Inangriffnahme einer akademischen Normalbiographie verunmöglichen und den Abstieg in ein nichtakademisches Berufsfeld erzwingen, doch führt dies weder dazu, dass sich der Betroffene auf den erzwungenen Abstieg einlässt, und daraus das Beste zu ma-

---

4 Parsons (1959, 181).

chen sucht, noch gelingt später der immer wieder unternommene Versuch, erneut in das akademische Milieu zu gelangen. Dieser Typus interpretiert die schulische Abstufung als Resultat einer ungerechten Behandlung, womit es zu einem illusionären Festhalten an der Zugehörigkeit zur akademischen Welt kommt, und die Integration in das Abstiegsmilieu unterbleibt. Der externale Stil der Verantwortungszuschreibung führt schlussendlich zu einem Hin- und Herpendeln zwischen dem Herkunftsmilieu und dem Abstiegsmilieu, ohne dass eine Integration in ein Milieu und eine stabile Positionierung erreicht wird.

Soweit die absteigende Platzierung als Resultat ungerechter Behandlung und nicht als Ergebnis mangelnder Befähigung angesehen wird, besteht keine Notwendigkeit, sich mit den eigenen Leistungsschwächen zu konfrontieren, der Eignung entsprechenden Neigungen nachzuspüren, und zu einer bindenden berufsbiographischen Entscheidung zu gelangen. Ähnlich einer beziehungslosen Person, baut dieser Typus nach der vollzogenen Abstufung keine innere Beziehung zu dem nun ausgeübten Tätigkeitsfeld auf, sondern behält die Orientierung an einer anspruchsvolleren Berufsausübung bei. Wird dann die nächstbeste Gelegenheit ergriffen, über neue Qualifikationsschritte das Abstiegsmilieu zu verlassen, verwandelt sich dieser Schritt bald in ein Unterfangen ohne Erfolgsaussichten. Da die soziale Platzierung als eine Folge ungerechter Behandlung wahrgenommen und nicht mit der geringen Befähigung in Verbindung gebracht wird, gerät der erneute Versuch, eine akademische Normalbiographie zu verwirklichen, zur Überforderungssituation. Schliesslich wird der weiterführende Qualifizierungsschritt abgebrochen und eine Zurückstufung solange in Kauf genommen, bis sich wieder eine neue Möglichkeit bietet, der als unbefriedigt erlebten Arbeits- und Lebensrealität über Weiterbildungs- und Qualifizierungsmassnahmen zu entkommen. Durch die immer wieder unternommenen Versuche, der Abstufung zu entfliehen, unterbleibt eine Integration ins Abstiegsmilieu. Und da die Bemühungen, den Anschluss an das Herkunftsmilieu doch noch zu schaffen, nicht erfolgreich sind, gelingt auch hier die erstrebte Integration nicht. Sich dem Herkunftsmilieu zunehmend entfremdend, dem Abstiegsmilieu jedoch immer fremd gegenüber tretend, bewegt sich dieser Typus schliesslich am Rande von zwei Gruppen, ohne jedoch einer Gruppe richtig zugehörig zu sein.

Der Fall entspricht dem gerade konstruierten Verlaufstypus weitgehend: Obwohl Rüdiger V. zugibt, dass er sich während der Sekundarschulzeit »nicht so viel mit der Schule beschäftigt« hat, und dies dann alles »einfach nicht gut herausgekommen (ist)« [4], will er »natürlich in Vaters Fussstapfen schon ein bisschen (folgen)« und »schnell noch das Gymnasium« [5] machen. Doch die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium wird ein »grässliches Debakel« [5], da er sie nicht besteht, wobei auch der im

Anschluss daran unternommene Gang zur Berufsberatung zu keinem anderen Ergebnis führt, da der Berufsberater zu dem Schluss gelangt: »Ja, *Gymnasium liegt halt wahrscheinlich nicht in ihrem Bereich von den Möglichkeiten*« [6]. Am Ende des Sekundarschulbesuchs ist es also nicht zum Aufbau einer leistungsbezogenen Identität gekommen, trotz schlechter schulischer Leistungen wird am Ziel festgehalten, die Berufsposition des Vaters zu erreichen.

Nachdem nun für Rüdiger V. die Möglichkeit der Inangriffnahme einer akademischen Normalbiographie durch die Zurückweisung beim Eintritt in das Gymnasium blockiert ist, nimmt er in der Folge passiv eine Statusabstufung in Kauf: V. folgt zunächst dem Vorschlag des Berufsberaters, Automechaniker zu werden, indem er eine Schnupperlehre macht, nimmt jedoch wieder Abstand von dem Vorhaben, als der Chefmechaniker ihm gegenüber äussert, dass sei »kein Beruf« für ihn. Darauf folgende Schnupperlehren »als Bodenleger« und im »Tapezierer-, Dekorateur-Bereich« führen zu keinem anderen Ergebnis [6]. Alle drei Optionen werden schliesslich »fallen« gelassen, ohne dass es zu einer bindenden Entscheidung kommt. Da V. in der Lehrstellensuche nicht mehr weiter weiss, nimmt er im Anschluss daran mit dem Besuch einer Sprachschule in der französischsprachigen Schweiz zunächst ein biographisches Moratorium in Anspruch, doch gelingt ihm während dieser Zeit keine weiterführende Konkretion seiner Lebensplanung.

Zwar wird V. nach der Rückkehr aus der Romandie eine dreijährige Ausbildung zum kaufmännischen Angestellten beginnen und dann erfolgreich zum Abschluss bringen, doch gelingt damit nur äusserlich eine berufsbiographische Festlegung: Zum einen hat er sich diesen Schritt »nicht unbedingt selber überlegt«, da ihn die Freundin an der Handelsschule »angemeldet« hat [8], zum anderen hat er eine definitive Konkretisierung seiner Lebensplanung noch insofern vertagt, da er sich mit der Ausbildung zum kaufmännischen Angestellten für einen Qualifizierungsschritt entschieden hat, der eine Vielzahl von beruflichen Möglichkeiten offenlässt. Dass Rüdiger V. die Statuspassage vom potentiellen Abiturienten zum kaufmännischen Angestellten nur formell gemeistert hat, wird besonders in der Zeit nach dem Bestehen der KV-Prüfung deutlich, da er nun für die Dauer von zwei Jahren eine Existenzfristung auf Zeitarbeitsbasis anstrebt [9-10]. Manifest begründet Rüdiger V. den Schritt in die wechselnden Kurzarbeiterjobs damit, dass er »einfach noch nicht gewusst (habe), in welche Branche (er) dann gehen will« [9]. Doch diese Begründung ist nur vordergründig plausibel, da er ja während der dreijährigen Ausbildungszeit genug Zeit hatte, sich über seine künftigen Präferenzen für eine Branche Gedanken zu machen, und da Rüdiger V. während der Phase als Zeitarbeiter auf die Zahl von »etwa 20 verschiedenen Jobs« [9] kommt, ohne dass es zur Herausbildung innerer Affinitäten für eine Branche gekommen wäre. Wie die

fremdinitiierte KV-Ausbildung ist auch der Jobwechsel durch ziellooses Hoffen und passives Abwarten geprägt: V. harrt aus, bis der richtige Job kommen wird, anstatt in einem Feld existenter Möglichkeiten nach dem zu suchen, was ihm liegt.

Nur zwei Vorkommnisse innerhalb dieser Zeit deuten vordergründig auf eine biographische Konsolidierung, erweisen sich jedoch bei näherer Betrachtung nicht als genuine Konkretisierungen der Lebensplanung: Gemeint sind zunächst die Ausführungen über die Tätigkeit in einem »Werbefürer«, die V. dazu bewegen, eine Ausbildung als »Werbefachassistent« im Rahmen einer anderthalbjährigen Abendschule zu beginnen. Die Komplikationen treten nach der Kündigung des Arbeitsverhältnisses auf, da der Arbeitgeber des Werbefürers zugleich Leiter der Abendschule ist [10]. Rüdiger V. gibt an, dass ihm zu einem erfolgreichen Abschluss der Prüfung nur ein »halber Punkt gefehlt« habe, verfolgt jedoch diesbezügliche Pläne nicht weiter. Obwohl ihn »das Fach interessiert«, wird diese Option »einfach liegen gelassen« [10]. Hätte bei Rüdiger V. wirklich eine innere Neigung zur Werbebranche bestanden, wäre es durchaus nahegelegen, diese Neigung durch einen Wechsel des missgünstigen Arbeitgebers und der Ausbildungseinrichtung weiterzuverfolgen.

Auch die sich am Ende der Zeitarbeitsphase vollziehende Einmündung in die Festanstellung bei einem Sanitär-Grossisten, die mehr als zwei Jahre dauert, stellt sich bei näherer Betrachtung ähnlich ambivalent heraus wie die Werbefürer-Episode: Zwar wird V. einerseits nicht müde zu betonen, er habe dort »von Anfang an einen sehr interessanten und schwierigen Job« gehabt, der ihn »so ein bisschen gereizt« [9] und auch »fasziniert« [11] habe, andererseits gesteht er während der Schilderung der Stellenfindung in der Sanitärfirma überraschend distanziert, das sei »nie, nie, nie der Beruf gewesen«, der ihm gefallen habe. Ihm sei es dort »mit der Zeit« wie bei jedem Job gegangen, man habe es irgendwann einmal gekannt [11].

An die sechseinhalb Jahre währende Phase sozialer Zurückstufung - Besuch der Handelsschule, Zeitarbeitsepisode und Anstellung bei der Sanitärfirma - schliesst sich nun Rüdiger V.'s Versuch an, durch das Nachholen des Abiturs und die anschliessende Aufnahme eines Hochschulstudiums das Abstiegsmilieu zu verlassen, und den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden: Unmittelbarer Anlass für die abrupte Änderung der lebensgeschichtlichen Situation ist dabei eine schwerwiegende Erkrankung, nämlich die Diagnose eines Tumors, und die darauf folgende Behandlungsphase, die ein halbes Jahr währt [12]. Nach erfolgreicher Therapie unternimmt V. eine halbjährige Amerika-reise, um während der Rekonvaleszenzphase zu einem Neuanfang zu gelangen und das bisherige Leben hinter sich zu lassen.

V. begründet diesen Neubeginn ambivalent. Auf der einen Seite for-

muliert er, dass er »wieder einmal abbrechen« [13] will, womit der Plan, das Abitur in Angriff zu nehmen, lediglich zur Fortsetzung des in seinem bisherigen Lebens praktizierten Jobwechsels gerät. Auf der anderen Seite spricht er mit innerer Dramatik von einer Neuorientierung, ähnlich jemandem, der sich zur Annahme eines Glaubens bewegt hat oder ähnlich einer drogenabhängigen Person, die sich zu dem Schluss durchgerungen hat, den definitiven Kampf gegen die Abhängigkeit aufzunehmen.<sup>5</sup> In diesem Sinne ist davon die Rede, dass er »wirklich neu anfangen« will und den »Sprung ins neue Leben« sucht [13]. Ähnlich äussert V. gegenüber dem Interviewer, dass er unter das »vordere Leben einen Strich« habe machen wollen, und dass die anderen das bisherige Leben »nichts an(gebe)« [14]. Auf der Ebene der konversionsartigen Erzählung geht es Rüdiger V. um die konsequenzenreiche Bearbeitung der zurückliegenden Erfahrung, dass ihm »irgend einmal jeder Job sehr langweilig« geworden sei, und er bisher zur Bekämpfung der Langeweile »einfach den Job gewechselt« habe. Während des Amerikaaufenthalts gelang er vielmehr zu der inneren Einsicht, »jetzt reicht das Jobwechseln eigentlich nicht«, stattdessen sei er zu der Überzeugung gelangt, dass er nun »halt in einer anderen Stufe von Arbeit hineinkommen« muss [14].

Bei der ersten Etappe der Änderung seiner Lebenssituation hat Rüdiger V. Erfolg: Mit 27 Jahren besucht V. ein Privatschulwesen für Erwachsene, dass er drei Jahre später erfolgreich mit der eidgenössischen Matura verlässt. Die Schule erlebt er als »schwierig«, aber er ist in einer »wunderbaren Klasse« [14]. Bei der Gesamtbilanzierung des Schulbesuchs verwendet er die Worte »steinhart(e)« aber »wunderschön(e)« [13]. Nachdem V. zuvor alle Etappen seiner Ausbildungs- und Berufsbiographie in einer depressiven Grundtönung und beziehungslosen Distanz geschildert hat, gelingt ihm an dieser Stelle zum ersten Mal in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung eine innere, von einer Neigung getragene Beziehung zu einer Lebensphase aufscheinen zu lassen und diese gegenüber dem Interviewer zu erkennen zu geben.

Rüdiger V. ist mit der im 30. Lebensjahr erworbenen Matura dem Herkunftsmilieu zwar nähergerückt, doch gelingt nun in der Folge der zweite Schritt der Integration in ein herkunftsaffines Milieu nicht. Zwar hat sich V. nicht das hochgesteckte Ziel gesetzt, doch noch über

5 Es ist nicht ausgeschlossen, dass im vorliegenden Fall eine Abhängigkeitsproblematik bestand. V. schildert schon die Zeit nach der fehlgeschlagenen Aufnahmeprüfung in einem depressiven Grundton als »grau« [7], und die Zeitarbeitsphase wird in der niedergeschlagenen Stimmungslage beschrieben, dass er »nach anderthalb, zwei Monaten« immer gedacht habe, »jetzt habe ich es gesehen, jetzt würde ich gerne weiter« [11]. Zudem war die am Ende der Zeitarbeitsperiode statt-habende Festanstellung nach »etwa 20 verschiedenen Jobs« die »einzige und erste« Tätigkeit [9], bei der V. von einer Firma gefragt worden war, ob er dauerhaft bleiben wolle. Es ist von daher nicht auszuschliessen, dass sich nach der Zurückweisung des weiterführenden Schulbesuchs im Zuge des steten Wechsels der Arbeitgeber eine Abhängigkeitsproblematik herausbildete, und V.'s Vorhaben, das Abitur nachzuholen, auch eine tiefgreifende Umstellung der Lebensführung mit eingeschlossen hat. So naheliegend diese Lesart jedoch auch sein mag, kann sie hier nicht veranschlagt werden, da die interviewte Person sich zu diesem Thema nicht geäussert hat.

ein Medizinstudium in die Fussstapfen des Vaters zu treten, da er nur die Ausbildung zum Chiropraktiker anstrebt, wozu er in der Schweiz nach einem Jahr Medizinstudium und der Ablegung des Propädeutikums eine vierjährige Ausbildung in den USA oder Kanada anschliessen muss, doch scheitert er schliesslich an der Eintrittsbedingung für das Chiropraktikerstudium. In der Prüfung für das erste Propädeutikum des Medizinstudiums fällt er »zwei Mal« durch [19]. Abgesehen von der unbestimmt bleibenden Formulierung, ihm sei die »Lust (..) auch sehr vergangen«, macht V. sein Scheitern an äusseren Gegebenheiten fest: Die Aufnahme einer Nebentätigkeit als »Sekretär in der Chirurgie« sei »ein Irrtum gewesen«, zudem hätte er die Empfindung entwickelt, dass ihm die Ärzte »eigentlich durch die Bank« unsympathisch seien, schliesslich habe ihm nach einer erneuten Amerikareise zwecks Inaugenscheinnahme der künftigen Colleges für die Chiropraktiker-Ausbildung das Vorhaben »überhaupt nicht mehr« gefallen [17].

Nach der fehlgeschlagenen Aufnahmeprüfung für das Gymnasium im Alter von 17 Jahren und dem Nichtbestehen der Prüfung für den Werbefachassistenten mit 23 Jahren ist V. nun erneut in einer Examensituation gescheitert. Handlungssteuernd wird jetzt offenbar wieder das alte Verhaltensschema des innerlich distanziernten Jobwechsels bei gleichzeitiger Inkaufnahme einer erneuten Statusabstufung: Es »ist wieder Zeit, etwas zu arbeiten und zu überlegen, was man dann noch anfangen könnte« [19]. Allerdings ist der neuen Abfolge von Stellenwechseln eine neue Dynamik eigen, was damit zusammenhängt, dass der Fall nun im Gegensatz zu vorher im medizinischen Berufsfeld in untergeordneter Position tätig wird:

Zwar sind die Bemühungen fehlgeschlagen, in der vertikalen Statusdimension den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden, doch dem Arztsohn V. gelingt in der horizontalen Dimension des Funktionsbereichs eine Integration in die Herkunftsgruppe, insofern er eine Tätigkeit im medizinischen Feld aufnimmt.<sup>6</sup> V. hatte diesen Übergang in ein im weitesten Sinne medizinisches Berufsfeld bereits während der Zeit des Privatgymnasiums gesucht, als er zum Zweck der Finanzierung des Erwachsenenabiturs für die väterliche Praxis die Erledigung der »administrativen Sachen« übernahm [15], und konnte mit der Aufnahme des Medizinstudiums insoweit einen Fuss im medizinischen Feld behalten, da er zugleich einen 50 Prozent Job als »Sekretär in der Chirurgie« erhielt [17]. Nach dem Abbruch des Medizinstudiums kann er nun die 50 Prozent Anstellung auf 100 Prozent erhöhen, wobei er für zweieinhalb

---

6 Bei intergenerationeller Mobilität kann der mit dem Vaterberuf verbundene Status (vertikale Dimension) bewahrt werden (der Sohn des Arztes, der Rechtsanwalt etc. wird), oder es wird der Berufs-Situs (horizontale Dimension) bewahrt (die Tochter einer Krankenschwester, die Ärztin wird; die Arztochter, die Physiotherapeutin wird, der Sohn eines Kleinindustriellen, der Immobilienhändler wird). Vgl. dazu Bertaux/Bertaux-Wiame (1988, 38).

Jahre in wechselnden Positionen im Spital tätig ist [19]. Könnte man auf den ersten Blick vermuten, dass die auf der horizontalen Ebene gelingende Integration ins medizinische Feld für Rüdiger V. eine befriedigende Situation schafft, die den steten Wechsel von Anstellungsverhältnissen und Tätigkeitsfeldern überflüssig werden lässt, so tritt nun genau die gegenteilige Situation ein, da die berufliche Unzufriedenheit wächst, und nach Stellenwechseln schliesslich der Feldwechsel durch eine Kündigung gesucht wird. Zunächst ist er als »Kanzleisekretär« auf der gleichen Abteilung »für fünf Chefs« tätig, was »mühsam« wird, danach arbeitet er als »Polikliniksekretär«, wobei ihm »die vielen Kranken (...) halt doch auf den Wecker« gehen, am Ende ist er als »Oberarzt-Sekretär« angestellt und hat schliesslich »auch dort genug« [19]. Wiederum reiht sich Stellenwechsel an Stellenwechsel, bis schliesslich die bewegte Situation einer biographischen Revolte erreicht ist: »Ich habe gekündigt. Ich habe gekündigt. Freiwillig. Der obere Chef hat keine Freude daran gehabt, aber ich habe Freude daran gehabt. Und jetzt bin ich an der HWV« [19].

Plausibel wird die dramatische Zuspitzung der Situation, wenn man davon ausgeht, dass der Eintritt in das medizinische Tätigkeitsfeld gegenüber der früheren Situation in gesteigertem Masse eine Konfrontation mit seinem Abstieg bedeutete. Solange Rüdiger V. als kaufmännischer Angestellter im Sanitär-Bereich und anderen nicht herkunftsaffinen Tätigkeitsfeldern arbeitete, bot der berufliche Alltag weniger Reibungsflächen, die die Tatsache thematisch werden liessen, dass er eine gemessen an seiner Herkunft untergeordnete Tätigkeit ausübt. Während in seinem früheren Berufsleben die Kollegen nur universalistisch als Arbeitskollegen in sein Blickfeld gelangten, und er sich in der Arbeitsausübung auch selbst nicht daran zu messen hatte, wie gut oder schlecht er den Job »als Sohn des praktizierenden Arztes V.« bewältigt, gelangte er mit dem Eintritt in das medizinische Berufsfeld in die prekäre Situation des Vergleichs mit Seinesgleichen, und musste sich von daher als gescheitert erleben. V. ist nicht einfach nur in einem ausdifferenzierten Berufsfeld als Arztgehilfe, Poliklinik- oder Oberarztsekretär neben Krankenschwestern, medizinisch-technischen Assistenten, Ärzten und Oberärzten tätig, sondern er ist als »Sohn des praktizierenden Arztes V.« innerhalb des medizinischen Sektors lediglich jemand, der es nach einem Abitur mit 30 Jahren und nach einem fehlgeschlagenem medizinischem Propädeutikum nur dahin gebracht hat, sich in der untergeordneten Spitaladministration zu behaupten und als eine Art männliche »Arztgehilfin« tätig zu sein. Der Fall manövriert sich damit in eine Situation wachsender Unzufriedenheit hinein. Das Bewusstsein, nicht »auf eine Höhe des Berufes« gekommen zu sein, »wo man halt auch ein bisschen etwas bestimmen kann« [19], wird überdeutlich. Ähnlich wie ein Revolutionär bürgerlicher Herkunft, der »in seiner Ablehnung



der Bourgeoisie radikaler als seine proletarischen Genossen (ist)«,<sup>7</sup> wird auch für V. die Herkunftsgruppe der Ärzte zeitweise zu einer negativen Bezugsgruppe, da er die am Spital praktizierenden Mediziner »*eigentlich durch die Bank*« ablehnt – »*recht*« wäre es ihm jedenfalls nicht, mit den Ärzten verglichen zu werden [17].

Nach zweieinhalb Jahren als Kanzlei-, Poliklinik- und Oberarzt-Sekretär wird nun die Unzufriedenheit mit der prekär erlebten Statusabstufung für V. so gross, dass er seinen Arbeitsplatz kündigt, und im Alter von 34 Jahren an einer Fachhochschule eine Ausbildung zum »*Betriebsökonom*« anstrebt. V. will mehr als einen »*Schreibjob haben*«, er will einen Job, der wirklich »*was darstellt*« [20]. Nach einem Jahr des Besuchs der Fachhochschule hat sich V. infolge des als »*sehr schwierig*« erlebten Vorankommens dazu entschlossen, die Fachhochschule zu verlassen, und die erstrebte Qualifikation stattdessen auf einer Privatschule zu erwerben. Zum Interviewzeitpunkt war die Situation noch offen. Würde sich V. auf der Privatschule bewähren, dann wäre es ihm im Alter von 37 Jahren zwar nicht gelungen, sich in das Herkunftsmilieu zu integrieren, doch es wäre ihm vielleicht möglich, im Rahmen einer qualifizierten Verwaltungstätigkeit eine nicht randständige Position im medizinischen Bereich zu finden.

Der äussere Werdegang des Falles, dieses Zwischenresümee lässt sich ziehen, kommt dem konstruierten Verlaufstypus nahe, da sich der Lebensverlauf als Hin- und Herpendeln zwischen dem Abstiegs- und dem Herkunftsmilieu darstellt: An die fehlgeschlagene Aufnahme in das Gymnasium schliesst sich zunächst eine längere Phase der Abstufung in wechselnden Tätigkeiten als kaufmännischer Angestellter an, bis dann mit der Inangriffnahme des Erwachsenenabiturs und dem Beginn der Ausbildung zum Chiropraktiker der Versuch unternommen wird, doch noch in die Nähe des Herkunftsmilieus zu gelangen. Als die Chiropraktikerausbildung misslingt und der Übergang in das untergeordnete administrative Tätigkeitsfeld des Spitals gesucht wird, folgt nach zweieinhalb Jahren mit der Immatrikulation an einer Fachhochschule der nochmalige Versuch einer aufsteigenden Richtungsänderung der Lebenslinie.

Offen ist allerdings noch, inwieweit die Antriebsstruktur des Falles derjenigen der Typuskonstruktion entspricht: Im Verlaufstypus ergibt sich der stete Richtungswechsel zwischen Abstieg und Aufstieg daraus, dass Statusabstufungen als Resultat einer ungerechten Behandlung erlebt und kaum mit der geringen Befähigung in Verbindung gebracht werden. Eine innere Distanz zu den als nicht statusaffin erlebten Tätigkeiten und ein illusionäres Festhalten an anspruchsvolleren Tätigkeiten sind die Folge.

---

7 Merton (1968b, 282).

In der lebensgeschichtlichen Erzählung von Rüdiger V. finden sich zwar keine Passagen, in denen die lebensgeschichtlichen Abstufungen direkt als Konsequenz ungerechter Behandlung dargestellt werden, doch gibt es genügend Anhaltspunkte für die Diagnose einer externalen Verantwortungszuschreibung. Schon bei der Schilderung der Schulzeit betont er, dass er der »Sohn des Doktors« gewesen sei, und damit ähnlich wie ein »Pfarrersohn, Lehrersohn« von den Lehrern mit einer anderen Elle gemessen worden sei als jene Mitschüler, die nicht der dörflichen Honoratiorenschicht angehörten. Den mit dieser Situation verbundenen, positiven Aspekt, in der dörflichen Mitwelt als eine Art »Respektsperson« zu gelten, streift Rüdiger V. aber nur en passant, denn im Vordergrund des Erlebens steht für ihn die Tatsache, schulische Ungleichbehandlung erfahren zu haben, weil er ein Arztsohn war. Lässt man im Schulgebäude ein Aquarium fallen, schlägt aus Versehen eine Fensterscheibe ein, oder geht die Seifenschale des Waschbeckens des Klassenzimmers zu Bruch, dann muss immer er, der »Sohn des Doktors«, »zahlen«, die anderen jedoch »nicht« [4].

Als nach der fehlgeschlagenen Aufnahmeprüfung für das Gymnasium in einer Berufsberatung eine Eignungsabklärung in Anspruch genommen wird, taucht das Wahrnehmungsmuster der ungerechten Behandlung wieder auf: Die Tests, denen V. sich unterziehen muss, sind »blöde Tests«, der die Eignungsdiagnostik ausführende Lehrer war schon »immer etwas komisch« [6]. Entscheidend an dieser Schilderung ist, dass V. in dieser Situation nicht darauf besteht, wirklich herauszubekommen, ob die anempfohlene Berufsplanung als Automechaniker Resultat einer unqualifizierten Beratung war. Anstatt den Berufsberater zu wechseln, und auf eine gesteigerte Realitätsprüfung Wert zu legen, macht sich V. stattdessen vordergründig das Gefühl zu eigen, dass er »balt einfach irgendwo so nicht ganz 100 Prozent gebacken« [6] sei, um dann nach der zehn Jahre später erfolgenden Inangriffnahme des Abiturs den Nachruf an den Berufsberater von einst zu richten: »Ehh, ich habe es ihm im Nachhinein bewiesen, dass es so nicht gewesen ist« [6].<sup>8</sup> Auch sein zweiter Aufenthalt in der Romandie wird mit dem Hinweis darauf begründet, er habe es sich »einfach beweisen wollen, dass es mich das erste Mal nicht kaputt gemacht hat« [7].

De facto ist auch die Darstellung der Zeit als angehender »Werbe-fachassistent« unterschwellig im Duktus einer Episode ungerechter Be-

---

8 Eine solche Verhaltensoption wäre nicht unrealistisch, wie ein anderer Fall belegt: [Nr. 20] Als Werner A., 1965 als Sohn eines Veterinärmediziners geboren, nach einer Rückstufung vom Gymnasium überlegt, ob er statt des Abiturs nicht eine Lehre als Automechaniker beginnen soll, macht er zu diesem Zweck einen Termin mit dem Berufsberater aus. Da er dort aber das Gefühl hat, es sei in der Beratung »etwas schnell gegangen«, sucht er stattdessen den Kontakt zu einem Institut für angewandte Psychologie, wo er »von morgens um acht bis abends um sechs quasi auf Herz und Nieren geprüft« wird. A. empfindet das »zwar happig«, die Resultate ergeben ein »für und wider, aber als Anhaltspunkt ist es nicht schlecht gewesen.«

handlung gestaltet: Nachdem ihm die Stelle im Werbebüro gekündigt wurde, besucht er die Werbefachschule weiter, obwohl deren Leiter zugleich sein ehemaliger Arbeitgeber ist. Folgerichtig schliesst sich an die Schilderung, dass ihm zum Bestehen der Prüfung lediglich »ein halber Punkt gefehlt« habe, unmittelbar die Ungerechtigkeit unterstellende Bemerkung an: »Und wo er mir gekündigt hatte, hatte er mir gesagt, ich solle doch bitte die Schule auch gerade aufgeben (...)« [10].

Wie die Schilderungen aus der Schulzeit und die sich anschliessenden Episoden zeigen, besteht bei V. die Neigung, Abstufungen nicht mit der geringen Befähigung in Verbindung zu bringen, sondern sie primär als Resultat ungerechter Behandlung wahrzunehmen. Infolgedessen besteht für V. auch keine innere Notwendigkeit, sich in das Abstiegsmilieu zu integrieren, da er an dem Anspruch auf eine herkunftsaffine Berufstätigkeit festhält: So findet die Schnupperlehre als Automechaniker ein jähes Ende, als ihm in der Werkstatt »die ersten Öltropfen auf die Haare« fallen [6]. In der sich anschliessenden Phase als Zeitarbeiter wird es ihm »auch immer wieder relativ schnell langweilig«. Unter den zwanzig innegehabten Jobs ist keiner, von dem er sagen könnte: »Ja. Hallelujah. Das ist genau das, wo ich haben wollte« [11]. Mit der Inangriffnahme des Abiturs wird die Unzufriedenheit dann konkreter ausformuliert, die Zielsetzung der Lebensplanung ist nun, »in eine andere Stufe von Arbeit« hineinzukommen [14]. Nach dem Abbruch der Chiropraktikerausbildung und dem Einmünden in die Krankenhausadministration steigert sich die berufliche Unzufriedenheit schliesslich: Die Kündigung der Spitalanstellung und die Aufnahme des Fachhochschulstudiums als Betriebsökonom wird damit begründet, dass er die »Chance« sucht, »auf eine Höhe des Berufs zu kommen, wo man halt auch ein bisschen etwas bestimmen kann« [19]. Am Ende ist die Zielorientierung klar und deutlich ausformuliert: V. will nicht mehr »einfach einen Schreibjob haben«, es muss »wirklich etwas (sein), das was darstellt« [20].

### 5.3 Familiäre Beziehungslosigkeit

Inwieweit die familiäre Aufwuchskonstellation im vorliegenden Fall ein in die Marginalität führendes Hin- und Herpendeln zwischen Abstiegs- und Herkunftsmilieu begünstigt hat, ist keine einfach zu beantwortende Frage, da V.'s Schilderungen der Familienmitglieder diffus und gestaltlos bleiben. Über die drei Jahre ältere Schwester erfährt man zwar, dass sie »psychisch sehr starke Probleme gehabt« hat, und mit einer abgebrochenen Lehre als Psychiatrieschwester und einer erst vor kurzem beendeten Lehre als Gärtnerin keinen einfachen Lebensweg hatte [3], die Ursachen und Begleitumstände dieser Probleme werden je-

doch ausgespart. Der Fall unternimmt keine Charakterisierung der Schwester als Person, und er setzt sich auch nicht in ein emotionales Verhältnis zu ihr.

Noch ausgeprägter ist die Sprachlosigkeit bei der Mutter. Von den notwendigsten Angaben über ihr äusseres Leben abgesehen, erfährt man nicht viel mehr, als dass sie nach einem Jahr der Mithilfe in der Praxis wieder in den Haushalt zurückwollte, und dass das Verhältnis zur akademischen Verwandtschaft der väterlichen Seite dem üblichen »Schwiegertochter-Schwiegermutter-Komplex« entsprochen habe, der »zu 90 Prozent (...) immer irgendwo da« sei [2]. Auch hier unterbleibt ein näheres Eingehen auf ihre Art und ihre Neigungen. Der Fall lässt auch nicht erkennen, wie sich sein Verhältnis zur Mutter gestaltete.

Über den Vater heisst es, dass er als Professorensohn die Medizinerlaufbahn sehr zielstrebig in Angriff genommen habe, und »schnurstracks all diese Sachen hoch« [1] sei. Rüdiger V. setzt sich zumindest rudimentär zu ihm in Beziehung, wenn er angibt, dass der Vater ein »fauler Schüler« gewesen sei, und das er dies dem Sohn »mitgegeben« habe [1]. Letztlich schweigt sich V. jedoch über den Vater als Person und die Beziehung zu ihm aus. Nur die vom Vater gewährten materiellen Unterstützungsleistungen werden detailliert geschildert: So finanzieren die Eltern den sechsmonatigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten [13], und sie kommen für den Grossteil der Kosten des Erwachsenengymnasiums auf, da V. als eine Art Arztgehilfe gegen Entlohnung die Erledigung der administrativen Sachen in der Praxis des Vaters übernimmt [15]. Auch bei der Finanzierung des Fachhochschulstudiums findet der Vater Erwähnung. Er gewährt V. einen mit »4 Prozent« zu verzinsenden Kredit, im Falle des Studienerfolgs muss ein Teil der Schulden als »vorgezogenes Erbe« nicht mehr zurückgezahlt werden [21].

Dass Rüdiger V. nur ein schattenhaftes Bild von der Familie zeichnet, verwundert zum einen deshalb, weil er seit der Erkrankung im Alter von 26 Jahren wieder im elterlichen Haus wohnt [vgl. 15, 19, 22]. Zum anderen ist es deshalb überraschend, da es für Rüdiger V. »ursprünglich eigentlich klar gewesen (ist), den Beruf des Vaters zu erlernen« [5]. Insofern der Fall also ein »Erbe« ist, der bereit ist zu erben, müsste V. eingehender darüber informieren, ob der Vater selbst an eine Weitergabe dieses »Erbes« dachte, und wie der Familienrat reagierte, als die vom Sohn intendierte Zielsetzung am Urteil der Bildungsinstitutionen scheiterte. Es sind jedoch lediglich spärliche Konventionalfloskeln, mit denen der Fall beiläufig das Thema zur Sprache bringt: »Sie stehen beide da hinten dran, dass ich darf Ausbildungen machen« [21]. Und an anderer Stelle heisst es: »Ja, Jaa. Das hat ihm in diesem Sinne nicht so viel ausgemacht, dass ich nicht in seine Fussstapfen getreten bin. Er hätte dies wahrscheinlich gerne gesehen auf eine Art, aber ... ich habe von dieser Art keinen Druck gespürt. Und das hat er auch immer wieder bewiesen, und hat mir

*schon gezeigt, dass ich schon selber schauen darf, wo ich durch will. Ich glaube, da haben beide viel Geduld gehabt. Das haben sie auch gebraucht« [6].*

Die spärlichen Auslassungen des Falles legen zum einen den Schluss nahe, dass die Herkunftsfamilie kein klares Bild über die Zukunft ihrer Nachkommen hatte.<sup>9</sup> Zwar hat der Familienverband durch die Finanzierung der Bildungs- und Berufsbiographie von V. unterstützende Funktionen wahrgenommen, ansonsten war jedoch das Familienklima davon geprägt, dass V. machen konnte, was er wollte. Die Wendungen, mit denen Rüdiger V. das Verhältnis der Eltern zu seiner Lebensplanung thematisiert, sind von dem Bemühen bestimmt, Normalität zu suggerieren, L. gelingt aber keine konkrete Sachverhaltschilderung der Situation. Ähnlich der inhaltslosen Darstellung des elterlichen Verhältnisses zu seinen beruflichen Ambitionen ist auch die Schilderung der einzelnen Mitglieder der Familie ausgefallen, da sie schattenhaft und diffus blieb. Die familiäre Atmosphäre ist demnach durch Beziehungslosigkeit und Gleichgültigkeit bestimmt.

Zwar macht es wenig Sinn, Überlegungen zur Genese dieser Beziehungslosigkeit anzustellen, da hierzu überhaupt keine Informationen vorliegen, hinsichtlich des Lebensverlaufs des Falles lässt sich jedoch festhalten, dass die familiäre Beziehungslosigkeit in einem Verhältnis der Wahlverwandtschaft zu seinem späteren Verhalten steht. Bei den Statusabstufungen, die V. hinnehmen muss, fällt auf, dass er keine innere Beziehung zu den ausgeübten Tätigkeiten eingeht und bindenden berufsbiographischen Optionen ausweicht. Weite Strecken der Biographie folgen dem Muster, dass er »an jeder Arbeitsstelle nach anderthalb, zwei Monaten« denkt, »jetzt habe ich es gesehen, jetzt würde ich gerne weiter« [11]. So gesehen formuliert V. nicht ohne innere Konsequenz, dass es »einen« Beruf für ihn nicht gibt: »Da habe ich vielleicht halt viel lieber zehn verschiedene Sachen, als nur eine, das wäre auch möglich. Vielleicht würde mich das mehr erfüllen, wenn ich zwei, drei verschiedene Jobs hätte, als nur einen« [11].

## 5.4 Abstiegskonsequenzen

Insoweit V. an der Ausübung einer herkunftsaffinen Berufstätigkeit festhält, geht er in Phasen der Abstufung keine nähere Bindung zu den ausgeübten Tätigkeitsfeldern ein, sondern bleibt diesen letztlich fremd. Eine dauerhafte Integration unterbleibt jedoch nicht nur im Abstiegsmilieu, da es V. »immer wieder relativ schnell langweilig« wird [11], son-

---

<sup>9</sup> Die familiensoziologische Studie von Hess/Handel (1975) enthält zahlreiche Belege dafür, dass solche Bilder über die Zukunft der Nachkommen sehr ausgeprägt sind.

dern auch im Herkunftsmilieu gelingt die Integration nur mangelhaft. Die Schritte, die der Fall unternimmt, um den Anschluss an die Herkunftsguppe zu finden, müssen entweder aufgrund mangelnder Qualifikation wieder abgebrochen werden, oder es findet eine innere Distanzierung statt, um das Gefühl des Scheiterns nicht überhand nehmen zu lassen [vgl. 17]. V. bewegt sich damit am Rande von zwei Gruppen, ohne jedoch einer Gruppe richtig zugehörig zu sein.

Kompensiert wird diese fehlende Integration zum einen über eine Intensivierung der Beziehungen zur Herkunftsfamilie und zum Herkunftsort: Rüdiger V. wohnt seit seinem 27. Lebensjahr »wieder zu Hause« [15]. Im Haus der Eltern hat er »drei Zimmer« im ersten Stock [22], im Parterre ist die Praxis untergebracht, die sein Vater bereits dem Nachfolger übergeben hat. Auch seine Freunde stammen »aus der alten Zeit« [16], der Phase vor dem Beginn der Zeitarbeit. Dass er nach einem Jobwechsel »die meisten nie mehr« sieht, belastet ihn nicht, da er Freunde aus dem »Umfeld« seiner Herkunftsgemeinde hat [10]. Neben den Jugendfreunden erwähnt V. noch jene Klasse, mit der er zwischen dem 27. und 30. Lebensjahr das Erwachsenenabitur nachholte. »Die besten Freunde (...) sind eigentlich schon alles [Schüler dieser Privatschule]« [16]. Freundschaftsbeziehungen, die den Horizont der alten Klassenkameraden des Herkunftsortes überschreiten, hat er demnach noch am ehesten zu jenen Personen, deren Biographie auch einen randständigen Status aufweist, da sie wie V. das Abitur erst mit lebensgeschichtlicher Verspätung erwarben. Anderweitige Beziehungen tragfähiger Art hat Rüdiger V. nicht, eine stabile, auf eine Familiengründung zielende Partnerschaft ist er noch nicht eingegangen. V. ist ein »glücklicher Single« [20].

V.'s verstärkte Rückwendung zum Geburtsort verdeckt damit nur notdürftig die durch das Hin- und Herpendeln zwischen dem Abstiegs- und Herkunftsmilieu entstandene soziale Orts- und Beziehungslosigkeit, und die noch ausstehende Integration in das Berufsleben.

Zum Zeitpunkt des Interviews war Rüdiger V. 34 Jahre alt und hatte sich gerade an einer Fachhochschule immatrikuliert. Wie eine Nachbefragung ein Jahr später ergab, hatte er zwischenzeitlich von der Fachhochschule auf eine private Ausbildungsinstitution gewechselt, um das Ausbildungsziel zum »Betriebsökonom« dennoch zu erreichen. Da V. das Ausbildungsende noch nicht erreicht hat, ist es relativ schwierig eine Prognose bezüglich seiner künftigen Entwicklung zu stellen. Ist man mit Blick auf die zurückliegenden Stationen seiner Lebensgeschichte eher geneigt, einen ungünstigen, durch weiteren Stellenwechsel geprägten Verlauf zu vermuten, so sollte man dabei nicht übersehen, dass der Lebensverlauf von V. ab dem Abitur trotz manifestem Stellenwechsel von Konsolidierungstendenzen mitbestimmt wird: Zum einen

hat V. mit dem Nachholen der Matura eine Grundvoraussetzung dafür geschaffen, keine untergeordneten Anstellungsverhältnisse mehr einnehmen zu müssen, andererseits ist er bereits während des Erwachsenenabiturs in das medizinische Tätigkeitsfeld eingetreten und trotz Ausbildungsabbruch und Stellenwechsel in ihm verblieben. Auch mit der Ausbildung zum Betriebsökonomem will er »den *medizinischen Sektor im Prinzip nicht verlassen*« [20]. »Fernziel« von V. ist, im Personal- oder Managementbereich eines Spitals zu arbeiten. Sollten seine Qualifikationsbemühungen erfolgreich sein, könnte der »*immer grösser*« werdende »*Druck*« zur betriebswirtschaftlichen Rationalisierung in den Spitälern dem Fall insoweit entgegenkommen, als sie seine künftige Tätigkeit aufwertet. Damit wäre ihm eine Kompensationsmöglichkeit geboten, sich als Arztsohn innerhalb des medizinischen Bereichs nicht mehr als gescheitert zu erleben, wohingegen seine frühere Tätigkeit als eine Art männlicher »Arztgehilfe« die berufliche Unzufriedenheit gesteigert hatte.

Kurz nach der Inangriffnahme des Fachhochschulstudiums erlebte V. die augenblickliche Situation als »*sehr schwierig. Ich schwimme ziemlich im Moment*« [22]. Dass er nach einem Jahr die Konsequenzen zog, und stattdessen das Berufsziel durch den Wechsel auf eine private Ausbildungsinstitution dennoch zu erreichen versucht [24], deutet sowohl darauf hin, dass er offenbar wirklich nicht »*nicht gewillt (ist), unterzugehen*« [22], und es ist auch ein Anzeichen dafür, dass er vorhandene Eignungsschwächen realistischer als zuvor antizipiert und in Rechnung stellt.





## Kapitel 6

# Heterogene soziale Herkunft und Scheidung: Berufsbiographische Ambitendenz (Vierter Typus)

War die Dynamik des hochstapelnden Typus und des Aussteigers auf der Ebene der inneren Entwicklung angesiedelt, während sich ihre Lebensverlaufsmuster entlang einer eindeutigen erkennbaren Richtung entfaltete, so stellte der dritte Typus der marginalen Persönlichkeit die erste Lebensverlaufsgestalt dar, die durch eine Dynamik im äusseren Karriereverlauf bestimmt wurde. Ähnlich komplex und bewegt wie bei der marginalen Persönlichkeit gestaltet sich auch der Lebensverlauf im vierten, berufsbiographisch ambitendenten Typus, den es nun zu entwickeln gilt, da trotz augenscheinlicher Übereinstimmungen im Karriereverlauf eine andersgeartete Ursachenkonstellation das Hin- und Herpendeln zwischen Auf- und Abstiegsmilieu in Gang setzt.

Verantwortlich für das Hin- und Herpendeln zwischen den Milieus ist hier die Heterogenität der sozialen Herkunft der Eltern, die schliesslich zu einer Scheidung der Eheleute führt. Diese Ausgangskonstellation macht es erforderlich, sowohl die Berufstätigkeit beider Elternteile wie deren soziale Herkunft gleichermaßen bei der Analyse mit zu berücksichtigen, was in herkömmlichen Untersuchungen zur intergenerationellen Abstiegsmobilität nicht der Fall ist. Beschränken sich ältere Studien der Mobilitätsforschung nur auf den Vaterberuf,<sup>1</sup> und gehen neuere Studien dazu über, daneben auch den erlernten Mutterberuf zu nennen,<sup>2</sup> so lässt sich am nachfolgenden Fall demonstrieren, dass die Berücksichtigung der Berufsqualifikation beider Elternteile um den Einbezug der sozialen Herkunft der Eltern ergänzt werden muss. Sie kann den Lebensverlauf der Nachkommen ebenso mitbestimmen wie die elterliche Berufsqualifikation.

### 6.1 Anamnese von Martina E.

#### [Fall Nr. 13]

*1 Martina E. wird 1971 geboren. E.s Vater hat Nationalökonomie studiert und wurde dann nach einer kurzen Zeit der Tätigkeit im elterlichen Betrieb Vizedirektor einer Versicherung. Die Grosseltern väterlicherseits*

---

1 Vgl. dazu Hoerning (1985, 114f.).

2 So etwa Solga (1995).

waren »Zigarrenfabrikanten.« Nachdem der ältere Sohn der Familie Arzt wurde, musste E.s Vater »dann eben Wirtschaft studieren.« Nach zwei Jahren Arbeit im Familienunternehmen zieht der Vater in die Romandie und nimmt eine andere Stelle an. Er »setzt seinen Dickkopf durch«, die Fabrik wird verkauft. In der Romandie heiratet er, bald darauf stirbt jedoch seine Frau. Nachdem er in der Deutschweiz eine Stelle bei einer Versicherung angeboten bekommt, verlässt er die Romandie wieder. An der neuen Arbeitsstelle lernt er seine zweite Ehefrau, E.s Mutter kennen, und heiratet sie.

2 Martina E.s Mutter »ist aus ganz anderen Verhältnissen, also armen Land-, also so Bauernverhältnisse eigentlich.« Nach einer KV-Ausbildung wird sie Sekretärin in dem Betrieb, in dem sie später ihren Mann kennenlernt. Bei ihr ist »die Motivation zum Heiraten eigentlich weg von zu Hause und in die Stadt und so.« Die Mutter ist »einfach halt nicht in diesem Sinn intellektuell und, das ist eigentlich in unserer Familie schon manch(mal), also oftmals ein Thema gewesen, dass .. äh mein Vater eigentlich .. er war sehr dominant, und meine Mutter konnte ihm manchmal einfach nicht widersprechen, weil er immer so auf dem, auf seinem riesigen Wissen ausholen konnte, und sie eigentlich nicht, nichts so zu erwidern gehabt hat bei gewissen Sachen, oder wenn's um Allgemeinwissen ging oder so. Und das hat er ihr dann auch zu spüren gegeben, oder hat dann halt auch gesagt: »Ja, wir müssen jetzt nicht mehr weiter diskutieren.« »Diese Bildung und das Wissen« ist für den Vater etwas »sehr Wichtiges«, für die Mutter »ist das Gefühl und der Bauch wichtig«, sie interessiert »ein bisschen mehr esoterisches Zeug«, worauf der Vater »allergisch« ist. Beide »sind dann recht auseinander geklafft, also ja, sie haben sich ja auch scheiden lassen, und .. ähm, also das sind einfach sehr zwei entgegengesetzte Fronten eigentlich, die, die da entstanden sind.«

3 Für das »Spürenlassen« des Bildungsunterschieds hat E. keine Szene parat, um es näher zu schildern, aber es sei immer präsent gewesen: »Also das hat sich eigentlich immer durch alles hindurch gezogen, also zum Beispiel hatten wir als Familie nie Kontakt, oder sehr sehr wenig, mit der Familie meiner Mutter. Also Grosseltern und Onkel und Tanten und so, die haben wir nie gesehen, höchst selten. Und es ist einfach so, mein Vater hat seine Meinung eigentlich nicht verhehlt, dass er einfach findet, die sind dumm, und das sind, ja, sie sind einfach. (...) Oder meine Mutter hat auch gesagt, ja äh, meine Familie ist ja zu wenig gescheit für, für meinen Vater, oder.« Der Besuch der Grosseltern mütterlicherseits ist spärlich: »(...) ganz, ganz selten«, an Weihnachten kommen sie »nie.« Die Grosseltern akzeptieren ihrerseits den Vater »absolut nicht, weil er eben ein Akademiker ist, und äh halt auch aus einem ganz anderen Leben gekommen ist, als sie.«

4 Von den Grosseltern väterlicherseits hat Martina E. in ihrer Kindheit nur Kontakt zu der noch lebenden Grossmutter. Nach dem Tod des Grossvaters väterlicherseits nimmt sie der Vater von Martina E. zu sich, d. h. es wird für sie ein kleines Reihenhaus neben dem Haus der Eltern von

E. angemietet. Martina E. fühlt sich bei der Grossmutter nicht wohl: »Also wenn, wenn ich zum Beispiel zu ihr kam, weil ich gebütet wurde, dann durfte ich ihr putzen helfen, oder Geschirr abtrocknen, oder Guetzi backen, aber ich musste dort immer etwas schaffen (lacht). Ich ging nicht zum Spielen. Oder bügeln helfen oder so, und sie war wahnsinnig streng und, es war bei ihr einfach, es war nicht lustig, sie war nicht, sie war nicht herzlich. Und, also ich habe eigentlich, ich habe auch das Gefühl, ich habe sie nicht gekannt, und sie mich eigentlich auch nicht. Also, es ist, es ist gar nichts Richtiges entstanden, obwohl ich sie von klein auf eigentlich jeden Tag (lacht) gesehen habe. Ja, ich habe sie eigentlich ... Sie war in meinem Leben nicht wichtig. Also muss ich jetzt sagen, ich hatte sie auch nicht besonders gerne, also, ja ...«

5 Martina E. ist die Jüngste in einer Kinderkonfiguration von vier Kindern. Der aus der ersten Ehe stammende Halbbruder (\*1958) ist dreizehn Jahre älter als sie. Er wird nach einem Medizinstudium Psychiater mit eigener Praxis, ist verheiratet, und hat Kinder.

6 Die älteste Schwester (\*1963) ist acht Jahre älter als Martina E. Sie wird nach einem Lehramtsstudium in Englisch und Sport Lehrerin und ist ledig. Bei dieser Schwester »verlieft es eigentlich nicht so gradlinig.« sie ist »recht rebellisch« und »kam dann ins Heim, ins Erziehungsheim, weil meine Eltern eigentlich nicht mehr so recht wussten, was sie mit ihr tun sollen. Sie ist auch abgehauen, und auch aus diesem Heim abgehauen. Und sie machte dann aber auch Matur, das Gymnasium und eben, hat studiert. Mein Vater sagte dann immer so, was das jetzt für ein Wunder sei, dass sie auch noch richtig herauskam. Und es war einfach, um sie herum war einfach immer alles sehr speziell natürlich, halt von der Geschichte her.« Die älteste Schwester unterrichtet im Sommer »Schwimmen, Turnen und Englisch, und äh im Winter geht sie immer auf Reisen und zum Kanufahren und so.« E.s Schwester arbeitet als Lehrerin in verschiedenen »Aushilfen«, sie ist »nicht fest angestellt.«

7 Die zweitälteste Schwester (\*1964) ist sieben Jahre älter als Martina E. Sie wird nach der Matura eine Ausbildung zur Direktionssekretärin machen, ist heute Hausfrau und hat Kinder. Verheiratet ist sie nicht, sie »hat einfach einen Freund.«

8 Martina E. wird 1977 (6. Lj.) eingeschult. 1982 (11. Lj.) wechselt sie auf die Sekundarschule über. Ein Übertritt in das Progymnasium wird aufgrund ihrer schulischen Leistungen nicht in Betracht gezogen: »(...) weil also, meine Noten waren nicht so gut, dass es einfach klar gewesen wäre, die gehört ins Progymi. Ich hätte ins Progymi gekonnt, aber, eben, von den Noten her war es klar, es wird anstrengend für mich. Und ich wollte es nicht unbedingt, also, ich hatte nicht den Ehrgeiz, ins Progymi zu kommen. Und mein Vater hat dort einfach irgendwie gefunden: ›Ja, Du bist lieber in der Sek gut, als im Progymi schlecht. Also, gehst Du lieber in die Sek, Du kannst immer noch rauf, wenn Du es dann willst.‹ Und dann ist

eben, dann kam es halt alles ganz anders, oder, dann hat er halt das Zepter nicht mehr in der Hand gehabt.« Der Mutter ist »es eigentlich gleich, das war ihr, für sie war das nicht wichtig.«

9 Ein Jahr nach dem Wechsel auf die Sekundarschule (1983; 12. Lj.) lassen sich die Eltern scheiden. Sie zieht mit der Mutter und der zweitältesten Schwester in einen anderen Stadtteil, während die zwei ältesten Geschwister bereits ausgezogen sind. Auf E. kommt ein Schulwechsel zu, im ersten Jahr ist sie »noch recht gut in der Schule, weil wir dort eigentlich repetiert haben, was wir am alten Ort gemacht haben (...). Und nachher ist es eigentlich ziemlich bergab gegangen mit den schulischen Leistungen, also es hat mich auch ziemlich nichts interessiert von der Schule sondern mehr so meine persönliche Entfaltung und schauen, wie ich mit der Situation klar komme. Und ja, auch natürlich gegen den Vater rebellieren und so (...). Und eben, nachher wurde ich dann dort auch noch immer schlechter und habe geschwänzt und es hat halt immer Ärger gegeben und so. Die Lehrer haben nach Hause angerufen, und eben es hat, es ist einfach, es hat mich nicht interessiert und, und dann wusste ich auch nie, was ich später mal werden wollte. Also es hat jeden Tag, hatte ich eine andere Idee und habe Schnupperlehren gemacht im Büro, und einmal auf der Post und einfach verschiedene Sachen angeschaut und konnte mich zu nichts entschliessen. Und eben, dass ich irgendwie noch länger in die Schule wollte oder so, das kam eh nicht in Frage, das, das, da hatte ich gar kein Interesse.«

10 An die Situation vor der Scheidung kann sich Martina E. noch »sehr gut« erinnern: Es herrscht »Krieg.« »Auslöser« der Scheidung ist der »Verdacht« des Vaters, die Ehefrau habe ein Verhältnis »mit seinem besten Freund.« Die Mutter bestreitet »dies vehement«, der Vater engagiert »Detektive«, findet es aber »nie heraus.« Mittlerweile sei die Mutter schon »seit mehreren Jahren (...) mit diesem Mann zusammen, behauptet aber noch heute, dass sie damals nicht mit ihm zusammen war, sondern, dass es sei schon richtig gewesen, dass es einen Mann gegeben hatte, aber es sei einfach nicht dieser gewesen.« Da »nicht offen geredet« wird, gibt es eine »extreme Schlacht«, »die kleinsten Details wurden dann vor Gericht geschleppt, und wurden auseinander gebeinelt [gründlich untersucht], und einfach die ganze Ehe ist irgendwie, es war einfach nichts mehr wert irgendwie.« Die Eltern kommen »auf keinen Nenner«, »schlussendlich« gibt der Vater nach, er lenkt auf einen »Kompromiss« ein. Die Eltern haben sich »seit dieser Scheidung eigentlich nie mehr getroffen, ausser, sie waren dummerweise von uns gleichzeitig eingeladen worden zu irgend einem Anlass, und das war aber nicht oft (lacht). Also das haben wir dann nie mehr gemacht, und also, das heisst, sie haben nie über das geredet, also, bis heute haben sie das nicht geschafft, über ihr ... Puff [Unordnung] zu reden, oder. Und meine Mutter findet heute noch, der Vater schulde ihr eigentlich noch Geld, und es sei ungerecht. Und mein Vater redet heute noch, äh, die ganze Zeit davon, dass dieser Freund von meiner Mutter jetzt dort ist, und .. äh, dass wir

jetzt unsere Mutter besuchen gehen, und jetzt den akzeptieren.« Martina E. ist während der ganzen Zeit »so der Puffer«, sie erzählen von beiden Seiten immer, was jetzt gerade ist. Ist sie beim Vater, spricht er über »das Scheidungsthema, und wenn ich zu Hause war, war es das natürlich auch.« Die noch bei der Mutter wohnende Schwester, »die ging einfach immer weg, die hat sich nicht interessiert für das. Und die anderen, die beiden ältesten, die ja nicht mehr zu Hause wohnten, die hielten einfach total zu meinem Vater, und wollten von meiner Mutter nichts wissen, und von uns dann halt auch weniger.«

11 Abschliessend heisst es zur Scheidung, und der ihr dadurch zuwachsenden Rolle als Vermittlerin: »(...) und ich bin immer dabei gewesen, und habe das Ganze miterlebt und so, und habe irgendwann einmal gefunden, so jetzt will ich von euch allen nichts mehr hören über das, ich habe es jetzt ... [Kassettenwechsel] Meine Mutter auch nicht der Engel ist (lacht), sondern, ja, habe halt auch langsam ein bisschen entdeckt, was dort hätte gelaufen sein können. Also eben, das Detail war mir dann langsam auch egal, und so. Also, ich habe meine Meinung eigentlich revidiert, und konnte sagen, o.k., es ist jetzt so wie es ist, jetzt leben wir alle weiter und irgendwie.«

12 Nach vollzogener Scheidung muss die Mutter wieder berufstätig werden, sie arbeitet dann »100% im Altersheim« als Pflegerin. Zu dieser Ausbildung kommt sie aufgrund eines zurückliegenden Engagements im Samariterverein, wo sie auch »Abendkurse« gegeben hat. Sie lässt sich noch ausbilden in »Fussreflexzonenmassage, Sportmassage und arbeitete dann auch noch zu Hause. Also, sie hat sehr viel gearbeitet.«

13 In der Schule wird E. »immer ein Semester provisorisch befördert, und dann habe ich wieder gemerkt, oje, also fliegen will ich ja doch auch nicht gerade, sonst geht das noch länger. Und dann habe ich mich angestrengt, dann wurde ich wieder definitiv befördert, und dann wieder provisorisch. Also es ist eigentlich immer so, im Zeugnis (lacht) war es immer abwechslungsweise.« In der Klasse fühlt sie sich »nicht verstanden (...), und von den Lehrern schon gar nicht. Und zu Hause irgendwie auch nicht, also, da konnte ich nicht auch noch kommen mit Sorgen, meine Mutter hatte genug Sorgen. Also daheim hatte ich ein Stück weit auch dafür Verantwortung, dass es, es irgendwie läuft, und dass meine Mutter, also, auch ein wenig, dass es meiner Mutter gut geht.« Für E. ist die Mutter »auch nicht so da, sie war nicht so präsent für mich. Eben, sie hatte, sie hatte anderes, anderes zu tun. Ja, und sie erhielt auch an Elternabenden bittere Vorwürfe, dass sie es nicht im Griff habe, als geschiedene Frau ihr Kind richtig...«

14 Über ihre Rolle in der Schule sagt sie: »(...) ich war natürlich eine Gefahr für die, oder, für, als so äh Rowdy und eben, schlechte Noten. Und durch das, dass es mich nicht interessiert hat, es war mir einfach egal, ob ich schlecht bin oder nicht. Und dann habe ich mich auch nicht benommen, wie man sollte, es war mir einfach wirklich, es hat mich einfach nicht interessiert. Und, das war dann für diese behüteten Kinder und Eltern, die

ihre Kinder behüten, war das natürlich ein Dorn im Auge, hier so ein Wildfang. Und geraucht habe ich auch, und, ja, ›die steckt ja alle an‹, oder was weiss ich, was die Angst hatten.«

15 Das Verhältnis zu den Lehrern ist »nicht gut, ausser zu einem Lehrer, wo ich, den habe ich sehr gern gehabt, und der hat mich auch akzeptiert, und er hat nie, er hat nie etwas gesagt, einfach zu mir.« Sie muss auch bei ihm »natürlich in Arrest«, wenn sie drei Striche hat, aber dieser Lehrer hat sie nie »angegriffen, oder irgendwie, oder wollte an mir herum nörgeln. Sondern es war einfach so, wir haben beide die Regeln gekannt, oder, dass wenn ich zu spät komme, kriege ich einen Strich, und den hat er mir gegeben, und wenn ich drei hatte, bin ich zu ihm in Arrest, aber ... Ja, die andern Lehrer, da hat es eigentlich regelmässig geheissen, ›M. nach der Stunde kommst du noch zu mir‹, und dann war irgendetwas, oder, dann haben sie nach Hause angerufen, und Theater.«

16 Was die Mitschülerinnen angeht, so hat sie nur »zu einer« Kontakt. »Wobei, erstaunlicherweise wurde ich in der Klasse eigentlich nicht ausgeschlossen von den Mitschülern, also ich war nicht äh involviert in ihr Geschehen, weil ich, ich habe mich auch nicht involviert. Ich habe mit ihnen privat, also ja, ausserhalb von der Schule gar nie abgemacht, oder so, hätte auch gar nicht gewusst, was machen mit denen, aber, ich wurde nicht geplagt von ihnen, oder ausgegrenzt, oder einfach irgendwie geföppelt oder so. Das ist eigentlich noch erstaunlich, sie haben mich so ... Ich war einfach in dieser Klasse und, ja, und sie haben mich auch nicht verstanden, wahrscheinlich. Und eben, sie haben mich auch nicht gross interessiert. Aber von dem her, vom Klima her in dieser Klasse, in der Gruppe habe ich mich nicht unwohl gefühlt, das war o.k., dort war ich auf eine Art trotz allem eigentlich integriert.«

17 Ihre Beziehungen knüpft sie in einem »Jugendhaus«, in dem ältere Jugendliche verkehren. Dort ist sie »eigentlich jede freie Minute«, das ist für sie »ein Stück weit eine Familie.« Es ist »einfach eine andere Welt, und dort habe ich mich einfach sehr wohl gefühlt, und darum hat mich das sehr, sehr mehr interessiert, als das andere, ja.«

18 Gegen Ende der Schulzeit sucht sich E. Schnupperlehren, weiss aber nicht, was sie machen soll. Sie hängt deshalb am Ende der Sekundarschule noch das zehnte Schuljahr an (1986/87; 15. und 16. Lj.). Über ihre Berufsvorstellungen sagt sie, »ich hatte einfach keine konkrete Vorstellung. Also, ich wusste schon, jetzt äh, ja, irgendeine Ausbildung, das wollte ich schon machen, das war klar, das kommt jetzt, oder, das steht an. Aber ich hatte einfach keine Idee was, das hat mir wahnsinnig Angst gemacht, auch jetzt hier in das Berufsleben zu treten, (...). Ja, also, das ist sicher Angst vor Unbekanntem, oder auch nicht ähm, ja, dass ich das nicht, dass ich nicht genüge, irgendwelchen Anforderungen, oder.« Diskussionen mit dem Vater über die berufliche Zukunft finden in dieser Zeit nicht statt, nur mit der Mutter gibt es Gespräche: »Sie hat mich einfach jeden Tag gefragt: ›So,

weißt Du jetzt, was du werden willst?« (lacht), und ich habe immer gesagt: »Ja, jetzt weiss ich es, Kinderkrankenschwester.« »Ah toll«, da war meine Mutter beruhigt, und dann holte ich mir Unterlagen über Kinderkrankenschwester und habe das gelesen, und dann plötzlich habe ich gemerkt: »Jesses Gott, nein, das will ich doch nicht.« Weiss doch nicht mehr, aus irgendeinem Grund, dass da vielleicht irgendein Satz stand, was man dort, was dieser Beruf beinhaltet, und ich dann fand: »Jesses nein, das kann ich sicher nicht, nein, nein« und so, nein, Kinderkrankenschwester will ich nicht werden. Und dann hat mich meine Mutter wieder gefragt, so, weißt du jetzt, was du werden willst, und dann habe ich gesagt: »Ja, Tierarztgehilfin«, und dann ist dieses Spielchen, haben wir, das haben wir ziemlich lange gemacht, oder. Und dann, dann bin ich zur Berufsberatung und meine Mutter hat irgendwelche Schnupperlehren organisiert und gefunden, so jetzt gehst du einfach mal, und wenn es dir nicht gefällt, musst du ja dann diesen Beruf nicht lernen, aber jetzt geh halt mal gucken, wie das ist, und so. Und das habe ich dann auch gemacht.«

19 Diese Schnupperlehren organisiert sie zum Teil noch während der Sekundarschule in den Ferien, zum Teil danach: »Eine war auf der Post, eine in einem Büro, eine in einem Photolabor. Das war eigentlich das Krasseste, weil, ich, ich kam da in diese Schnupperlehre, und es hat mir irrsinnig gut gefallen, es waren ganz nette Leute, und es hat mich so fasziniert alles, also, die eine Lehrtochter dort, hat mich so mitgenommen den ganzen Tag, und ich fand das irrsinnig. Ich ging einen Tag in diese Schnupperlehre und danach nicht mehr, weil ich mich einfach nicht mehr hinzugehen getraut habe, weil einfach, ich konnte das, also, .. es es hat mir gefallen, und ich hätte, hätte, es wäre irrsinnig gelaufen, die hätten mich wahrscheinlich auch genommen. Also, ich hätte eine Aussicht gehabt auf eine Lehrstelle, und ich ging einfach nicht mehr in diese Schnupperlehre, bin dort nicht mehr erschienen, weil .. das mir einfach total Angst gemacht hat, irgend jetzt in dieses Leben zu treten, und jetzt das dann in Angriff zu nehmen, und dort arbeiten gehen. Und, ich habe es nicht gepackt, und dann ist natürlich ....ja, ist das natürlich nichts geworden, oder, mit dieser Lehre. Und das war, also gut, beim Büro konnte ich sagen, das will, das gefällt mir absolut nicht, aber dann auch bei dieser Postlehre irgendwie, musste ich sagen, ja, es ist toll, wie die da alle arbeiten, die Atmosphäre ist toll, und .. es ist ja noch interessant, was man hier so macht und so. Aber auch dort, ich konnte nicht heimkommen und sagen, o.k., das will ich jetzt machen. Also, es hat bei mir, es hat einfach nicht gezündet, ich habe einfach nie so plötzlich gemerkt, also gut, das mach ich jetzt, das ist gut. Das ist mir dann eben passiert, als ich in diese Familie ging nach Genf. (...) also ich bin nach der Sekundarschule, habe ich das zehnte Schuljahr noch angefangen, weil ich eben nichts hatte, und irgendetwas muss man ja machen. Da bin ich dort in dieses 10. Schuljahr, und das war furchtbar, und, dort habe ich einfach gefunden so, jetzt, das war, das war so ein Blitzgedanke. Es ist mir in den

Sinn gekommen, so jetzt will ich ins Welschland ein Jahr, ich will Französisch lernen und, da kam ich heim und habe gesagt, ich weiss jetzt, ich gehe, ich gehe jetzt ins Welschland und in eine Familie. Und dann hat meine Mutter, sie war hoch begeistert, gefunden, ah super, das ist eine gute Idee ja, und so. Und dann ist sie mit mir zu so einer Vermittlungsstelle, und dann bekam ich eine Familie vermittelt, dann gingen wir die besuchen, und irgendwie, zwei Wochen später konnte ich dort beginnen, also, es ging dann ganz schnell.«

20 Diese Stelle als Au-Pair hat E. eine Jahr lang inne (1988; 17. Lj.). Sie kommt in eine Familie mit zwei Kindern, das Ehepaar lässt »sich scheiden«, als E. »einen Monat dort ist.« Es ist »(...) einfach mal sehr gut um Abstand zu gewinnen von meiner Familie, und ich habe sehr gut Französisch gelernt dort. (...) das war auch irrsinnig gut, das war für mich eine ganz tolle Zeit, und irgendwie, .. Ja, dort konnte ich auch mal ein wenig zu mir selbst kommen, ein wenig ein wenig herunterkommen, mich ein wenig beruhigen. (...) Dort, ab dann ist es gegangen, dann habe ich, das hat mir dann auch nicht mehr Angst gemacht.« E. ist »(...) dort eigentlich recht selbständig. (...) ich konnte zeigen, oder auch mir selbst zeigen, dass ich das, also, dass ich etwas kann, obwohl jetzt das zum Beispiel alles mit dieser Schule nichts geworden ist (lacht). Aber das ist sehr gut herausgekommen, oder. Und, ja, das hat mir sehr gut getan, und halt auch Abstand gewinnen und, einfach mal selbst etwas auf die Reihe bringen, und das dann auch durchziehen, und so. Das war, das war ganz toll, ...so ...das hat mir auch gefallen, dass ich diese Idee hatte, das zu machen, und, und das dann auch durchgezogen habe. Und eben, meinen Eltern hat das auch gefallen. Also, also meine Mutter war natürlich in erster Linie einfach mal beruhigt, dass, dass ich jetzt mal etwas mache, und sie nicht immer diese Verantwortung hat, dass dieses Kind nichts Rechtes wird, oder, nur rumbhängt, und so. Und mein Vater war natürlich auch begeistert, »Französisch lernen, das ist doch etwas Rechtes.« (...) er hat ja dort früher gelebt, das hat ihm auch gefallen, dass ich dort bin, oder, da ist ihm das Herz ein wenig warm geworden. Und, ja, von dort an hat eigentlich alles eine äh Wende genommen, also, mit, mit meinem, also auch, wie ich angeschaut wurde in meiner Familie, oder. Ich habe dann, ich habe einfach meinen Weg gemacht, er ist anders, als die anderen drei Geschwister ihn gemacht haben, aber es haben alle so ein wenig aufgeatmet: »Ah, doch, ja, sie macht etwas.«

21 Während des Welschlandjahrs macht sich Martina E. Gedanken über ihre weitere Zukunft. Nach ihrer Rückkehr beginnt sie 1989 (18. Lj.) eine einjährige Lehre als Betriebsassistentin bei der Post: »(...).. und als ich zurück kam, habe ich mich dann entschlossen auf der Post eine Lehre zu machen, und das habe ich dann auch gemacht.« Der Beginn der einjährigen Lehre zur »Betriebsassistentin« ist mit dem Umzug in »die Stadt« und dem Auszug von zu Hause verbunden: »Da war ich neunzehn (...). Ja, und dann ist eben, dann war ich eben einfach selbständig, ich habe mein Geld



verdient, ich hatte eine Wohnung, ich wohnte in der Stadt, ich gewann Distanz. Und ja, habe viel auch darüber nachgedacht, was jetzt da alles passiert ist, und so. Konnte mir eine Meinung bilden, es war alles sehr, sehr heilsam, einfach einmal ja, mich, also einfach eine, eine Richtung zu gehen.«

22 Nach erfolgreichem Lehrabschluss arbeitet E. noch ein Jahr bei der Post (1990; 19. Lj.): » (...) und eben, nachher, nach, nach zwei Jahren habe ich auch gemerkt, ob das ist jetzt doch, das ist mir zu langweilig und so. Und habe dann aber wieder nicht gewusst, was ich sonst, was ich sonst machen soll.«

23 1991 (20. Lj.) kündigt E. die Anstellung bei der Post, ohne zunächst eine andere Anstellung zu haben. Sie schliesst zunächst einen viermonatigen Sprachaufenthalt in Florenz an. Den Aufenthalt finanziert der Vater » (...) also, immer, was alles so ein wenig mit Ausbildung oder irgendetwas zu tun hatte, das hat er immer grosszügig unterstützt. Das hat ihm, das war ihm einfach, das ist ihm extrem wichtig, und er sagte immer: ›Das .. das bezahle ich Dir. Das ist gut, wenn du so etwas machst‹ und so. Das fand er immer ganz toll.«

24 Nach der Rückkehr aus Florenz wird sie zunächst noch einmal Au-Pair in der Familie, für die sie bereits nach der Sekundarschulzeit gearbeitet hat, danach nimmt sie verschiedene Temporär-Jobs als »Bürohilfe« an. » (...) und dort habe ich einfach gemerkt, es ist, ja, man ist einfach auf der untersten Stufe von der, von der interessantesten Arbeit her, oder. Es war, es war einfach Couverts einpacken und so Zeugs, ohne Ausbildung, weil, weil diese, diese Postlehre, die kann man ja nirgends anderes brauchen als auf der Post. Also, ich hatte sozusagen keine Ausbildung, oder. Und ja, das hat mir dann schon sehr zu denken gegeben, es hat mir gestunken natürlich, dass ich jetzt da für so ein Hungerlöhnchen so doofe Arbeit machen muss (lacht). Und dann habe ich einfach gefunden, so jetzt muss etwas gehen, das war dann wieder so ein Blitzentscheid, dort habe ich dann einfach, habe mich entschieden für, für die Matur nachzuholen.«

25 Schliesslich reift in ihr der Entschluss, neben der Arbeit in einem Fernstudium, wo man die Unterrichtsmaterialien zugeschickt bekommt, die Matura nachzumachen. Zwölf Monate nach der Kündigung der Stelle bei der Post schreibt sie sich für das Fernstudium ein. Sie sucht sich zu diesem Zweck eine 50%-Anstellung als Tankwartin und beginnt mit dem Nachholen des Abiturs (1991; 20. Lj.): » Und mein Vater hat das überhaupt nicht toll gefunden, er fand, das würde ich sowieso nicht schaffen. Und, also es hat mich dort sehr erstaunt, diese Reaktion von ihm, aber er hat das überhaupt nicht unterstützt, und dann habe ich ein paar Monate von ihm nichts mehr gehört, und dann hat er durch meine Geschwister erfahren, dass ich das jetzt immer noch mache, und hat mich angerufen und hat gesagt: ›Also ich möchte, dass Du in eine Schule gehst. Wenn es Dir wirklich so ernst ist, dann machst Du es sicher auch fertig, weil so machst

*Du es sicher nicht fertig.« Und dann musste ich natürlich wieder tröteln und habe gesagt nein: »Von Dir will ich das nicht annehmen« und so: »Ich mache das selber.« Und nach wieder einem Zeitchen bin ich dann wieder zurück und habe gesagt: »Also gilt das Angebot noch, ich nehme es gerne an.««*

26 *Auf die Tankwart-Stelle bewirbt sie sich auf eine Zeitungsannonce. »Ja, das war lustig (lacht), eine gute Erfahrung (schmunzeln). (...) das war, ich habe dort viel gesehen, so, wie, wie die Leute sind zueinander, und so. Also ich meine, als Tankwart war ich von vielen Leuten nicht besonders gut angesehen, also, die, das habe ich schon zu spüren bekommen, dass ich so ein bisschen das letzte Glied in der Kette bin. Natürlich nicht von allen, aber, aber äh, das war noch, also, das war auch noch ein Erlebnis, oder, so zu sehen, die Leute, was die für Klischees im Kopf haben, und wie die, also .. mit, also wie die sich benehmen können, oder, also, schön im Anzug und Krawatte, aber einfach schreckliches Benehmen und so, also, ich habe dort total viel gelernt, wie, es war für mich sehr interessant ..... auch sehr viel Positives natürlich, ja.«*

27 *Schliesslich nimmt E. das Angebot des Vaters an, statt des Ferngymnasiums eine Privatschule zu besuchen, da sie merkt, dass der Vater »recht« hat: »(...) nämlich, dass ich das, die Matur auf diesem Weg nicht machen werde, oder, mit dem Heimstudium. Weil, also es braucht eine enorme Disziplin und, eben, wenn ich das ehrlich angeschaut habe, musste ich einfach merken, ich habe diese Disziplin wahrscheinlich nicht über so lange Zeit, wirklich zu Hause hinbocken und dieses Zeug zu pauken. Und dann, es läuft ja eigentlich das ganze Lernen einfach nur über das Lesen. Und dann, kann ich schon lesen stundenlang, aber irgendwann merke ich, jesses Gott, was habe ich jetzt gelesen, und dann musste ich wieder vorne beginnen, und einfach. Überhaupt ich habe, also, es ist sehr schwierig dann zu unterscheiden, was ist eigentlich wichtig und was ist nicht so wichtig jetzt in einem Fach. Und eben, also, ich habe so das Gefühl, eben, so völlig unstrukturiert einfach für sich alleine dahinwursteln, das hätte, so hätte ich die Matur nicht gemacht. Und fand dann eben, ich will sie aber machen, und er hat recht, es ist eine gute Idee, in einer Klasse zu sein und Lehrer zu haben, die man, die einem diesen Stoff übermitteln, und mit andern zusammen äh, andere sehen, die das Gleiche machen, und so. Da habe ich gefunden, ja, das ist wirklich eine gute Idee, das so zu machen und habe es dann angenommen.«*

28 *Etwas »sieben, acht Monate« nach Beginn des Fernstudiums wechselt Martina E. auf eine Privatschule (1992; 21. Lj.), die sie nach vier Jahren ordnungsgemäss mit dem Abitur verlässt. E. ist in einer »guten Klasse«, das Lernen macht »sehr« Spass: »(...) sehr mhmb, das war für mich eine ganz tolle Zeit. Also, ich habe, so, entdeckt halt, was äh, in die Schule zu gehen, oder, ich habe das vorher nie mit Spass gemacht, und ich wusste eh das meiste nicht mehr vom Inhalt her (lacht). Und das, das fand ich irrsinnig, ich*

*habe alles aufgesogen, ich fand das irrsinnig toll, so Zeugs zu erfahren und zu lernen. Und, ja, das, das hat mir sehr gut gefallen, ich habe auch viel gelesen und ging gerne in die Schule, doch, das war für mich eine ganz, ganz schöne Zeit.«*

29 *Mit dem Gymnasialschulbesuch verändert sich das Verhältnis von E.s Vater zu ihr: »(...) und eben dort, dort ist dann so wieder ein wenig das gekommen mit, mit meinem Vater, oder, er dann so wie, wie noch ein wenig aufgeblüht ist, dass jetzt, dass ich jetzt doch noch quasi so den Rank gefunden habe[den Weg zu jemanden finden], und so wie, jetzt hat er dann, jetzt kann er dieses Schäfchen auch noch ganz in die Herde nehmen, oder einfach, ich weiss auch nicht. Das ist, das ist mir sehr aufgefallen, dass er mich anders ansieht und anders mit mir redet, und mich einfach wahrnimmt, er hat plötzlich gemerkt, dass ich da bin, und erwachsen bin, und eine Meinung habe, die, die für ihn jetzt auch etwas zählt, oder. Das war wirklich, das war wirklich ganz extrem, er hat zum Beispiel früher immer äh so Zeitungsartikel ausgeschnitten und immer meinem Bruder gegeben, schau, da ist noch etwas Interessantes, das habe ich dir noch ausgeschnitten zum Lesen und so. Das hat er mir nie gemacht, nie, und plötzlich erhielt ich von ihm auch Zeitungsartikel. (...) Und äh das, das ist, das ist, also mich hat es amüsiert (lacht) wie deutlich, dass das hervorkam. Es hat mich natürlich auch gefreut, oder, dass er doch noch entdeckt hat, dass, ja, dass ich auch noch, dass meine Meinung für ihn jetzt auch zählt, so.«*

30 *Nach dem Bestehen der Matura 1996 (25. Lj.) unternimmt Martina E. eine halbjährige Amerikareise, die »auch wieder (der) Vater bezahlt.« Sie geht dort in eine Sprachschule.*

31 *Am Ende der Matura ist es ihr Ziel, die Dolmetscherschule zu besuchen, sie entscheidet sich dann jedoch für ein Studium der Sprachen, das sie im Herbst 1996 aufnimmt: »Also, ich wollte eigentlich die Dolmetscherschule, wäre eigentlich mein Ziel gewesen, die Dolmetscherschule zu machen. Und ja, ich fand plötzlich im letzten Moment, so vor der Matur, nein ich studiere doch lieber, das ist noch toller, also so, vom, von der Sprache her, einfach. Und, das, das stimmte dann doch überhaupt nicht, oder. Also, und nachher, also, als ich gemerkt habe, das, das Studium dieser Sprachen, das ist, das ist jetzt eben doch nicht das, was ich mir vorgestellt habe, dort habe ich es eigentlich ein wenig bereut, habe so gedacht, jesses, jetzt hätte ich schon ein Semester an der Dolmetscherschule, .. und fand es eigentlich doof, dass ich das nicht gemacht habe.«*

32 *Das Französisch- und Englischstudium, das sie aufnimmt, bricht sie bald wieder ab. Sie ist »total enttäuscht« und merkt, »das ist überhaupt nicht das, das ist mir viel zu kopfig und .. zu theoretisch und so, das ist mir zu langweilig irgendwie, und habe dann dort wieder aufgehört.«*

33 *E. macht »nicht mal das erste Semester fertig«: »Also erstens mal hatte ich überhaupt keinen Durchblick, wie das jetzt da eigentlich funktioniert. Also, irgendwie, ich konnte keine Struktur da reinbringen, wann ich jetzt*

da was machen soll und wann das abgeschlossen wird und überhaupt. (...) Ich hatte auch keine Vorstellung davon, was ich danach mit dem arbeiten sollte, weil Lehrer, das wollte ich nicht werden, und begann eigentlich ein Studium, wo man eigentlich in erster Linie, wo man dann Lehrer sein wird. Und habe da halt so gemerkt, eigentlich, also, es hat alles, es ist alles nicht so ganz, es ist nicht so ganz das Richtige. Ah, ich musste das einfach aufhören, und ich fühlte mich an der Uni auch absolut nicht wohl, es war mir viel zu anonym, .. es war einfach, es war nicht das richtige für mich.«

34 Nach dem Abbruch des Studiums (1997; 26. Lj.) geht Martina E. »(...) wieder auf die Post zurück halt, um, um Geld zu verdienen. Habe das dann zwei Jahre gemacht, und mir während dieser zwei Jahre einfach immer überlegt, ja was .. was wird aus mir, was soll ich machen und so. Und wollte die Physiotherapieschule machen und habe Aufnahmeprüfungen gemacht und bin aber nicht reingekommen dort. Und auf diesem Weg bin ich auf, auf die Schule für Ernährungsberatung gekommen, habe dort die Aufnahmeprüfung gemacht und dort bin ich reingekommen.«

35 Für eine Ausbildung in Physiotherapie und Ernährungsberatung beginnt sie sich zu interessieren, als sie beim Besuch einer Messe entsprechende Broschüren liest. »Und dann hab ich das angeschaut und habe mir noch mehr Unterlagen kommen lassen von dieser Schule, und habe das so studiert und habe das so eigentlich gefunden, hey, das ist, das ist genau das, das mich anspricht, und das interessiert mich. Und dann eben, habe ich mich beworben für die Aufnahmeprüfung (...). Und wollte aber eigentlich ein wenig lieber trotzdem Physiotherapeutin werden, (...) weil ich einfach so das Gefühl hatte, Physiotherapeutin sein ist toller, das ist ein wenig, das ist besser angesehen in der Gesellschaft, oder. Oder, irgendwie, es ist der tollere Beruf. Und Ernährungsberaterin, das also, ich habe das so wie ein wenig ... äh ... ja, es hatte für mich nicht den gleichen Stellenwert, diese zwei Berufe. Und ja, für mich hat einfach immer Physiotherapeutin, hatte Priorität und habe bei zwei Schulen versucht reinzukommen, und kam nicht rein. Und Ernährungsberaterin, da habe ich mich auch an zwei Schulen beworben, und wurde bei beiden aufgenommen. Und dann, dann hatte ich so das Gefühl, hey, merkst du es noch immer nicht, also, das ist eigentlich ein Zeichen, oder. Mach doch das jetzt einfach mal (lacht). Und, eben, ich bin sehr froh, dass ich das jetzt gemacht habe, es ist wirklich ganz toll und hat jetzt für mich überhaupt nicht mehr einen geringeren Stellenwert, weil es ist eine sehr anspruchsvolle Ausbildung.«

36 Martina E. ist seit Juni 1999 (28. Lj.) in der Ausbildung zur Ernährungsberaterin. Sie sagt dazu: »(...) ich habe so das Gefühl, ich weiss eigentlich so das erste Mal in meinem Leben, was ich mal werden will (lachend). Und das gefällt mir jetzt sehr gut. Und meine Eltern .. also muss sagen, mein Vater unterstützt mich jetzt wieder finanziell. Und er ist unterdessen, also er ist vierundsiebzig und es interessiert ihn eigentlich nicht mehr wirklich, er hat sich jetzt so mit der Situation wie sie ist eigentlich

*schon lange abgefunden. Und es ist ihm jetzt eigentlich nicht mehr wichtig, ob ich studiere oder nicht, es ist, es ist, er hat mich jetzt auch so akzeptiert. Seit ich die Matur habe, bin ich für ihn eigentlich gleich interessant wie alle andern auch, das ist noch lustig, aber seit dort, ob jetzt Studium oder nicht, das ist ihm jetzt eigentlich egal. Das, da hat er nicht mehr so Gewicht darauf gelegt, und eben, irgendwie ist er jetzt auch zu alt, also er .. er hat jetzt irgendwie ... seine anderen .. andere Sorgen oder .... Also auch mit seiner Gesundheit und es ist für ihn nicht mehr ein so zentrales Thema und ich bin sehr froh, also, dass, dass ich mich jetzt frei entfalten kann, oder.«*

*37 Die Ausbildung zur Ernährungsberaterin dauert drei Jahre, wovon M. E. bereits ein halbes Jahr absolviert hat. Eine Matura ist noch keine Zugangsbedingung für die Ausbildung, wenngleich Pläne dazu existieren, das Ausbildungsniveau anzuheben. Das Curriculum sieht im ersten Jahr nur Schulbesuch vor, »aber man hat trotzdem Lohn, aber nachher gibt es verschiedene Arbeitsstellen und, aber. Also, es sind jetzt einfach 600 Franken im Moment, oder, und mein Vater ergänzt einfach das, was noch fehlt.« E. meint, die richtige Ausbildung gefunden zu haben, »(...) ich habe ganz viele Möglichkeiten mit dieser Ausbildung, mich weiterzubilden oder weiter zu entwickeln, oder in eine spezielle Richtung zu gehen, in irgend ein Thema mich zu vertiefen. Ich habe sehr viele Möglichkeiten, wie oder wo ich einmal später arbeiten will. Also, ich kann mich selbständig machen, oder ich kann irgend, an irgend eine tolle Stelle gehen oder was auch. Es gibt so ganz viele Möglichkeiten mit diesem Beruf, und das, das, auf das freue ich mich sehr.«*

*38 Martina E. sieht die Ausbildung »mehr als Grundausrüstung, um dann irgendwohin zu kommen.« Was sie genau später machen will, kann sie »(..) jetzt gar noch nicht konkret sagen.« Für sie »(...) ist das Ganze mehr so ein, ja, ein, ein Sockel. Also für mich ist es ja eigentlich einfach meine Ausbildung, oder, ich habe keine Ausbildung bis jetzt, also, so in dem Sinn, oder. Also wenn ich jetzt hier aufhöre, kann ich wieder nirgends arbeiten gehen, ich habe eine Matur und ich habe eine Postlehre, aber, ich habe kein Beruf, oder. Und das ist in diesem Sinn, das ist jetzt einfach mein Beruf, und ... ich bin sicher, da wird noch, da wird noch vieles dazu kommen, so, aber ist einfach mal mein Fundament, und das, das fühlt sich gut an ..«*

*39 Befragt nach der Reaktion der Eltern auf ihre Entscheidung, Ernährungsberaterin zu werden, sagt E.: »Meine Mutter findet es ganz toll, die hat sehr Freude, die findet es sehr interessant und fragt mich auch manchmal, was, ob ich ihr irgend etwas Tolles erzählen könnte von der Schule, und so. Sie, sie interessiert das sehr, und mein Vater hat auch Freude, dass ich das mache, und ist auch, also ja, er ist einverstanden und findet es gut. (...) Ähm eigentlich ist mein Verhältnis zu ihm jetzt gut. Also, ich hatte lange Mühe mit ihm. Es ist einfach schwierig mit ihm, ähm, also aus verschiedenen Gründen. Er hat, er erträgt es nicht so, Nähe zuzulassen, und das ist*

*sehr schwierig. Also, er hat immer wahnsinnig Freude, wenn wir uns sehen, und das zeigt er auch, und er sagt das auch und, er sagt auch, dass er mich gern hat und so. Das ist alles ganz toll, das war früher nicht möglich. Also, von dem her haben wir eine gute Beziehung, wir sehen uns nicht sehr viel. Aber, es ist für mich schwierig, halt, weil er irgendwie so weit weg ist und, und sich halt nicht mehr so aktuell interessiert an meinem Leben und eigentlich nicht richtig weiss, was ich mache. Und eben, dann vergisst er die Hälfte wieder, bis ich ihn das nächste Mal sehe, und dann erzählt er mir zuerst wieder eine halbe Stunde das, was er mir das letzte Mal schon erzählt hat. Und, ja, er ist, er ist ein alter Mann, und ja, ich muss mich einfach arrangieren mit ihm. Von dem her ist es für mich schwierig mit ihm, aber, es ist gut, also aber er will auch gar nicht, da gross tiefschürfend irgendetwas, also ich will es unterdessen auch nicht mehr, also ich habe, ich habe es jetzt auch akzeptiert, es ist jetzt einfach so, das ist mein Vater und die Beziehung ist so, wie sie ist. Und ja, vor ein paar Jahren hätte ich mir halt gewünscht, irgendwelche ernsthaften Gespräche mit ihm zu führen, oder eben, über mein Leben zu reden mit ihm, was mich beschäftigt und so. Und das geht nicht, es geht einfach, es geht nicht mit ihm .....«*

40 *In der Freizeit ist M. E. in einer »Tanzgruppe« aktiv, die hin und wieder Auftritte hat, und sich zweimal in der Woche trifft. Im Augenblick macht sie »eigentlich nicht viel in der Freizeit«, da sie viel lernt. »Und sonst, ich habe es sehr gern, mit Leuten zusammen zu sein, irgend, Leute einzuladen, etwas zu Abend kochen und reden, oder weggehen. Oder, ja, ich kann jetzt nicht sagen irgendwelche Hobbies oder so, also, es ist, es variiert auch immer. Also, ich habe viel Interessen und bin gerne unterwegs und so, aber auch gerne mal gemütlich zu Hause mit einem tollen Buch und so, also, es ist ganz unterschiedlich.«*

## 6.2 Das Lebensverlaufsmuster

Ähnlich wie im vorausgegangenen Kapitel ragt auch im vorliegenden Fall die dynamische, umwegreiche Entwicklung der Lebensgeschichte hervor. Vordergründig weicht Martina E.s Lebensverlauf nicht vom zuvor behandelten Verlaufsmuster der marginalen Persönlichkeit ab, für die ein Hin- und Herpendeln zwischen Herkunfts- und Abstiegsmilieu konstitutiv ist: Der Übergang ins Gymnasium wird von Martina E. zunächst nicht gesucht, da die Noten »nicht so gut« [8] sind. Nach der Beendigung des zehnten Schuljahres der Sekundarschule schliesst sich zuerst ein Welschlandjahr an, da es noch zu keiner Konkretisierung von Berufsvorstellungen gekommen ist [19]. Erst nach der Rückkehr aus der Romandie kommt es dann im 18. Lebensjahr zur Inangriffnahme einer einjährigen Ausbildung als Betriebsassistentin bei der Post [21]. Ein darauffolgendes Jahr der Berufstätigkeit bei der Post wird jedoch

als nicht befriedigend erlebt, so dass sie die Stelle schliesslich kündigt [22]. Erst nach zwölf weiteren Monaten der Erwerbstätigkeit in anderweitigen »Temporär-Jobs« wird schliesslich in einer Privatschule das Abitur nachgeholt [25-29]. Die mit dem Erlangen der Matura im Alter von 25 Jahren verfolgten Pläne für ein Hochschulstudium der Sprachen werden dann jedoch nicht realisiert. Nach einem Abbruch des Studiums folgt für die Dauer von zwei Jahren eine Rückkehr an den alten Arbeitsplatz als Betriebsassistentin bei der Post [34], bis Martina E. dann mit 28 Jahren einen Ausbildungsplatz zur Ernährungsberaterin erhält. – Nun hat sie das Gefühl, dass sie das »erste Mal« in ihrem Leben weiss, was sie »mal werden will« [36].

Trotz der formalen Übereinstimmungen in beiden Lebensverläufen, stellt Martina E. jedoch keine marginale Persönlichkeit dar. War für den vorhergehenden Fall konstitutiv, dass die schulische Abstufung als Resultat einer ungerechten Behandlung erlebt wurde, so dass es zu einem illusionären Festhalten an der Zugehörigkeit zur akademischen Welt kam, so sind bei Martina E. zwar auch schlechte schulische Leistungen ausschlaggebend dafür, dass das Abitur zunächst nicht angestrebt werden kann, doch liegt kein externaler Stil der Verantwortungszuschreibung vor, der das Hin- und Herpendeln zwischen den Milieus in Gang setzt. Entscheidend ist bei Martina E. die Scheidung der Eltern, die die schulischen Leistungen ab dem 12. Lebensjahr des Falles »ziemlich bergab« [9] gehen lassen. Damit liegt ein temporäres Absinken der Schulleistungen vor, wie es für Scheidungskinder charakteristisch ist.<sup>3</sup> In Martina E.s Deutung der Situation stehen demnach auch keine missgünstigen Lehrer im Zentrum des Geschehens, sondern sie muss schauen, wie sie nach der Scheidung »mit der Situation klar (kommt)«, so dass sie von der Schule »nichts interessiert« [9].

Das Hin- und Herpendeln zwischen den Milieus, wie es bei Martina E. sichtbar wird, muss demnach auf andere Ursachen zurückgeführt werden als die Aufeinanderfolge von Auf- und Abstiegsbemühungen, wie sie sich beim Typus der marginalen Persönlichkeit gezeigt hat. Am plausibelsten ist es dabei, bei Martina E. von einer berufsbiographischen Ambitendenz auszugehen, die durch die grossen Unterschiede in der sozialen Herkunft ihrer Eltern und die Ehescheidung hervorgerufen wurde. Im Lebensverlauf von Martina E. wechseln sich demnach berufsbiographische Orientierungen an der Mutter und am Vater ab, bis es ihr schlussendlich gelingt, eine tragfähige Bindung zu beiden Elternteilen einzugehen. Erst dann wird es ihr möglich, zu einer eigenen, von den elterlichen Vorgaben unabhängigen beruflichen Identität zu finden.

Heranwachsenden dürfte es im gewöhnlichen Fall keine Schwierig-

---

3 In zahlreichen Lebensgeschichten von Scheidungskindern ist von Verschlechterungen in der Schule nach der Trennung die Rede. Vgl. dazu die Interviews bei Gaier (1988) und ferner Walrstein/Blakeslee (1993, 334).

keiten bereiten, sich in physiologischer, psychischer und sozialer Hinsicht als lebende Verkörperung der Verbindung ihrer Eltern zu begreifen,<sup>4</sup> obwohl sie in ihrer späteren beruflichen Orientierung möglicherweise mehr dem Vater oder der Mutter folgen, oder auf Befragen hin angeben, dass die Mutter oder der Vater ein Geschwisterkind bevorzugt und auch sie selbst sich mehr dem einen als dem anderen Elternteil verbunden fühlen. Gegenüber einer solchen herkömmlichen Situation, die ein fragloses Erfahren der Verbundenheit mit beiden Elternteilen ebenso zulässt wie die Thematisierung unterschiedlicher Affinitäten gegenüber einem Elternteil, sind jedoch auch familiäre Aufwuchskonstellationen denkbar, in denen es für die Heranwachsenden grundsätzlich problematisch wird, sich als Verkörperung der Verbindung von zwei Menschen zu begreifen, so dass die weitere Entwicklung der Identität dadurch bestimmt wird, diese Einheit überhaupt erst aktiv herzustellen und beide Seiten zu integrieren.

Zwei Konstellationen, in denen solche Integrationsleistungen für die Heranwachsenden virulent werden, lassen sich benennen: Das Gefühl, sich als Verbindung beider Elternteile zu begreifen, kann zum einen dann problematisch werden, wenn bei den Eltern erhebliche Unterschiede in der sozialen Herkunft vorliegen, und wenn diese Unterschiede insofern nicht im familiären Alltag integriert sind, als die »niedrigere« Herkunft des einen Elternteils verschwiegen oder abgewertet wird.<sup>5</sup> Ähnlich wie sich bei Adoptivkindern beobachten lässt, dass sie im Verlauf der Adoleszenz und im frühen Erwachsenenalter grosse Bemühungen unternehmen, ihre leiblichen Eltern kennenzulernen und eine Kenntnis der eigenen, von den Adoptiveltern oft verschwiegenen Herkunft zu erlangen,<sup>6</sup> stünde auch im Falle des Aufwachsens in einer Familie mit heterogener sozialer Herkunft zu erwarten, dass die Suche nach der verdrängten Milieugehörigkeit des einen Elternteils im Zuge des Erwachsenwerdens thematisiert wird, und dass sie Bemühungen zeitigen kann, diesen verschwiegenen oder abgewerteten Teil der Familie zu integrieren.

---

4 Dolto (1993, 91f.).

5 Familientherapeuten sind es gewohnt, auf Unterschiede in der sozialen Herkunft (und der Religion, Hautfarbe und Kultur) zu achten (vgl. Imber-Black 1999, 93f., 248ff.). In der Familiensoziologie dagegen existieren kaum Arbeiten zum Thema. Zwar existiert eine Studie über sog. »cross-class-families« aus Grossbritannien, dort werden aber nicht Ehen zwischen Partnern aus unterschiedlichen Sozialschichten thematisiert, sondern Differenzen zwischen dem Berufsstatus der Partner, wobei das Augenmerk auf Paare aus der Arbeiterschicht gerichtet wurde, in denen die Frau eine höhere Berufsposition als der einen manuellen Beruf ausübende Ehemann innehatte (vgl. Peuckert 1996, 230). Dass Untersuchungen über extreme Heterogenität der sozialen Herkunft fehlen, könnte damit zu tun haben, dass frühe Theorien über die Heiratsmobilität von Frauen davon ausgingen, dass eine Tendenz zur Hypergamie herrscht, d. h. dass Frauen verstärkt in sozial gehobeneren Schichten einheiraten (vgl. Handl 1988, 107). Die Hypergamiehypothese hält also eine Heterogenität in der sozialen Herkunft der Eheleute für den Normalfall. Neuere Untersuchungen bestätigen die Hypergamieannahme jedoch nicht (vgl. Mayer 1977).

6 Vgl. dazu Textor (1990) und Ders. (1993, 49ff.).



Die andere Aufwuchskonstellation, welche die Erfahrung der Verbundenheit mit beiden Elternteilen fraglich werden lässt, stellt die Ehescheidung dar. Hier lautet der Befund der Scheidungsforschung, dass im gelingenden Fall die betroffenen Kinder und Jugendlichen auch nach der Trennung »weiterhin Zuneigung für den Vater wie für die Mutter empfinden«<sup>7</sup> sollten. In der Realität ist die Entwicklung von Scheidungskindern meist jedoch dadurch bestimmt, dass eine Zuneigung und dauerhafte Bindung zu beiden Elternteilen erschwert wird, da die Kinder zwischen die Fronten der ehemaligen Ehepartner geraten. Der Regelfall der Entwicklung ist dann der, dass es meist zu verhängnisvollen Bündnissen mit einem Elternteil kommt, da die Kinder sich verpflichtet fühlen, Partei zu ergreifen.<sup>8</sup> Nach der Trennung wird demnach für einen Elternteil Partei ergriffen, während der andere abgewertet wird. Die Zuwendung gilt meistens dem verbleibenden Elternteil, wobei der Verlust der Zuneigung den nicht-ständigen, abwesenden Elternteil betrifft. Dieses Parteiergreifen für den verbleibenden Elternteil hat längerfristig quälende Loyalitätskonflikte zur Folge, wobei es dann erst in der Adoleszenz zu einer Intensivierung des Kontakts zum abwesenden Elternteil<sup>9</sup> und damit im günstigsten Fall zu einer Integration beider Elternrepräsentanzen im Selbstbild kommt.

Um darzulegen, dass die Heterogenität der sozialen Herkunft und die Scheidung erhebliche Folgeprobleme für die (berufs-)biographische Orientierung von Martina E. zeitigte, muss zuerst die Scheidung der Eltern näher beleuchtet werden (1). Im Anschluss daran ist dann Schritt für Schritt zu demonstrieren, dass der Lebensverlauf bei Martina E. so lange von einer wechselnden Orientierung an einem Elternteil geprägt wird, bis es ihr schliesslich gelingt, eine befriedigende Beziehung zu beiden Elternteilen aufzubauen und eine eigene berufsbiographische Identität zu finden (2.1 bis 2.6).

(1) Dass der Unterschied in der sozialen Herkunft der Eltern für die spätere Orientierung des Falles von erheblicher Bedeutung war, kann eine Analyse der Hintergründe des Scheidungsgeschehens belegen: Manifester Anlass der Scheidung von E.s Eltern ist der »*Verdacht*« des Vaters, dass die Ehefrau ein Verhältnis habe, wobei er zur Überprüfung des Misstrauens eine Privatdetektei mit Recherchen beauftragt [10]. Mutmassungen über den Realitätsgehalt dieses Verdachts gilt es hier nicht zu tätigen, fest steht aber, dass die objektive Basis der Eifersucht aller Wahrscheinlichkeit nach in der grossen Altersdifferenz zwischen den Eheleuten zu suchen ist. Der Mann ist sechzehn Jahre älter als die Frau; als das erste Kind auf die Welt kommt, ist die Mutter 22 Jahre, der Vater hingegen schon 38 Jahre alt [1, 2, 6].

7 Dolto (1993, 92).

8 Vgl. dazu Wallerstein/Blakeslee (1993, 334f.).

9 Vgl. Wallerstein/Blakeslee (1993, 341).

Zu der in der Altersdifferenz bereits angelegten Instabilität der Beziehung durch die Eifersucht des älteren Ehegatten kommt jedoch die soziale Heterogenität des Ehepaares hinzu, und zwar sowohl hinsichtlich der erworbenen Berufsqualifikationen wie auch mit Blick auf die soziale Herkunft. Nachdem dem späteren Vater von Martina E. kurz zuvor seine erste Ehefrau gestorben war, und er als alleinerziehender Vater mit einem etwa vierjährigen Sohn aus erster Ehe von der Westschweiz in die Ostschweiz gewechselt und dort in die Unternehmensführung einer Versicherung eingetreten war, haben sich Martina E.s Eltern im selben Betrieb kennengelernt. Während der Mann dort als »*Vizedirektor*« einer Versicherung tätig war, war die Ehefrau lediglich als »*Sekretärin*« angestellt [1]. Der Heterogenität der Eheleute im Berufsstatus entspricht eine ebenso grosse Differenz in der sozialen Herkunft der Eheleute. Während Martina E.s Vater aus einer Unternehmerfamilie stammt und der Sohn eines »*Zigarrenfabrikanten*« [1] ist, kommt die Mutter aus »*armen*« bäuerlichen Verhältnissen [2].

Diese Unterschiede der sozialen Herkunft bestimmen den familiären Alltag dergestalt, als sie zu Brüchen in den Abstammungsbeziehungen führen. Zum einen werden die Beziehungen zur Verwandtschaft der sozial »niedrigerstehenden« Mutter unterbunden. Die bäuerlichen Grosseltern mütterlicherseits akzeptieren den Vater »*absolut nicht, weil er eben ein Akademiker ist*«, und Martina E.s Vater »*verbeht*« im Gegenzug nicht, dass die Eltern seiner Frau »*dumm*« seien. Dementsprechend spärlich sind die Kontakte zur Verwandtschaft der Mutter ausgeprägt, an Weihnachten kommen die Grosseltern »*nie*«, Martina E. und ihre Geschwister sehen »*Grosseltern und Onkel und Tanten und so (...)* höchst selten« [3].

Der grosse Unterschied in der sozialen Herkunft hat nicht nur eine einseitige Ausgestaltung der Verwandtschaftsbeziehungen zur Folge, sie ist in der Familie von Martina E. auch ein Dauerthema mit spaltenden, desintegrierenden Konsequenzen. Während der Ehemann »*auf seinem riesigen Wissen ausholen*« kann, hat die Frau »*nichts so zu erwidern*«, und der Mann lässt sie dies »*auch spüren*«. Im familiären Alltag wird der Konflikt dahingehend charakterisiert, dass dem Vater »*Bildung und das Wissen*« zentral, der Mutter hingegen »*das Gefühl und der Bauch wichtig*« gewesen seien, und dass der Vater »*allergisch*« auf das »*esoterische Zeug*« reagiert habe, für das sich die Mutter interessierte [2].

Da eine integrierende, beide Seiten respektierende Handhabung der unterschiedlichen sozialen Herkunft nicht gelingt, und stattdessen die Abwertung des Herkommens des einen Elternteils dominiert, wird nicht nur die Ehebeziehung selbst dauerhaft destabilisiert, so dass es für Martina E. auf dieser Ebene auch nur konsequent ist, dass sich die Eltern »*scheiden lassen*« [2], für die heranwachsende Tochter gestaltet es sich vor allem schwierig, sich in sozialer Hinsicht als Verkörperung der

Verbindung zweier Menschen zu begreifen. Die Geringschätzung von Herkunft und Person der Mutter legt es der Tochter nahe, in Opposition dazu nun ihrerseits die Herkunft des Vaters abzuwerten, wie dies etwa an der Haltung von Martina E. gegenüber der Grossmutter väterlicherseits deutlich wird. So wie die Familie der Mutter »zu wenig geschick« für den Vater ist [3], entwickelt Martina E. im Gegenzug eine innere Distanz zur väterlichen Herkunftsfamilie in Gestalt der in unmittelbarer Nachbarschaft lebenden Grossmutter, insofern sie von ihr sagt, sie hätte sie »auch nicht besonders gerne« gehabt. Obwohl sie die Grossmutter »von klein auf eigentlich jeden Tag« sieht, legt sie Wert auf die Feststellung, dass sie in ihrem Leben »nicht wichtig« war, und keine richtige Beziehung entstanden sei [4].

Die auf die väterliche Abwertung der mütterlichen Herkunftsfamilie folgende Abwertung der väterlichen Herkunftsfamilie durch Martina E. hat jedoch noch die weitere Konsequenz, dass sie auf die berufsbiographische Orientierung der Tochter ausstrahlt und zunächst die Entwicklung einer inneren Affinität zu einem dem Herkunftsmilieu des Vaters entsprechenden Beruf blockiert. Eine (berufs-)biographische Orientierung an dem auf »Bildung und Wissen« Wert legenden Vater in Gestalt eines Hochschulstudiums brächte Martina E. in einen Loyalitätskonflikt gegenüber der Mutter, die halt »nicht in diesem Sinn intellektuell« war [2].

(2.1) Dass die ersten Schritte der Lebensplanung des Falles davon bestimmt sind, einen Loyalitätskonflikt gegenüber der Mutter zu vermeiden, wird deutlich, wenn man dazu übergeht, die berufsbiographische Entwicklung von Martina E. Schritt für Schritt zu analysieren. Eine manifeste Ablehnung der väterlichen Berufsorientierung und seiner Milieuzugehörigkeit ist gerade für die Phase unmittelbar nach der im 12. Lebensjahr von E. erfolgenden Scheidung bis zu dem im zehnten Schuljahr statthabenden Abgang von der Sekundarschule mit 16 Jahren deutlich [8-17]: Die Scheidung und der damit verbundene Ortswechsel bringen es mit sich, dass es mit den schulischen Leistungen von Martina E. »ziemlich bergab« geht. Diese an sich zunächst normale Verschlechterung der schulischen Leistungen bleibt jedoch keine episodische Folge- und Begleiterscheinung des Scheidungsgeschehens, denn Martina E. wird in der Folge »immer schlechter«, schwänzt, und es gibt »immer Ärger« [9]. Bei dem von Martina E. bekundeten Desinteresse an der Schule ist entscheidend, dass sie ihr schulisches Verhalten als ein »Rebellieren« [9] gegen den auf Bildung grossen Wert legenden Vater begreift, der nach der Scheidung hinsichtlich der Bahnung der schulischen Ausbildung der Tochter »das Zepter nicht mehr in der Hand gehabt« [8] habe. Die Distanzierung vom schulischen Leistungskanon ist damit von der Ablehnung der väterlichen Bildungsorientierung bestimmt.

(2.2) Richtet man nun den Blick auf die im Anschluss des Abgangs von der Sekundarschule folgenden Lebensetappen von Martina E., dann wird sichtbar, dass die definitive Ablehnung der väterlichen Berufsorientierung und seiner Milieuzugehörigkeit nach und nach brüchig wird. Absehbar wird dies bereits daran, dass die lebensgeschichtliche Erzählerin gegenüber der Person des Vaters keinen abgrenzenden Schlusspunkt setzt, und dann zur eigenen Tagesordnung und ihren eigenen Relevanzsetzungen übergeht. Die Beziehung zum Vater bleibt ein Dauerthema der biographischen Erzählung. Über ihn erfährt man wesentlich mehr [vgl. 1, 2, 3, 4, 6, 8, 9, 10, 11, 20, 23, 25, 27, 29, 30, 36, 37, 39] als über die Mutter [vgl. 2, 3, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 18, 19, 20]. In der Folgephase der Vorbereitung des definitiven Übertritts in das Berufsleben, die den verlängerten Schulbesuch in Gestalt des 10. Schuljahres und das in Anspruch genommene Moratorium eines Welschlandjahrs beinhaltet, kündigt sich bereits an, dass die ausschliessliche Orientierung an der Mutter als problematisch empfunden wird [18-20]: Obwohl Martina E. zunächst bestrebt ist, ihre Leistungen nicht unter ein bestimmtes Niveau sinken zu lassen, damit die Schulzeit nicht »noch länger« dauert [13], fängt sie dann doch das »10. Schuljahr« an [19], da es ihr bis dahin noch nicht gelungen ist, eine bindende Entscheidung für eine Berufsausbildung zu treffen. Zwar hat sie zwischenzeitlich einige Schnupperlehren bei der »Post«, »in einem Büro« und in einem »Photolabor« organisiert [19], und mit ihrer Mutter eine Reihe von Gesprächen über ihre berufliche Zukunft geführt [18]. Diese Gespräche tragen jedoch keinen ernsthaften Charakter, da sie von Martina E. als »Spielchen« bezeichnet werden [18]. E. hat »jeden Tag (...) eine andere Idee« über ihre berufliche Zukunft [9], aber diese ständigen Möglichkeitserwägungen zur Inangriffnahme einer künftigen Ausbildung täuschen nur oberflächlich darüber hinweg, dass ihr der Eintritt ins Berufsleben »wahnsinnig Angst« [18] macht.

E. kann die Angst, »irgendwelchen Anforderungen« [18] nicht zu genügen, zunächst nicht überwinden, und nimmt deshalb in der Folge eine Au-Pairstelle in der Romandie an. Mit diesem Moratorium<sup>10</sup> wird der Übertritt ins Berufsleben zwar weiter vertagt, der Aufschub hat jedoch zwei positive Folgen: Zum einen ermöglicht ihr der Aufenthalt in einer Familie mit zwei Kindern, in dem das Ehepaar sich ebenfalls scheiden lässt, »Abstand« von der Familie und Zutrauen in ihre Fähigkeiten zu gewinnen, so dass die vor ihr liegende Zukunft »dann auch nicht mehr Angst« macht [20]. Zum anderen fällt auf, dass es ihr während des Welschlandjahres gelingt, die einseitige Loyalität zur Mutter insofern aufzugeben, als sie explizit darauf verweist, dass nicht nur die Mutter »hoch

10 Mit dem »Welschlandjahr« nimmt sie ein für die Schweiz klassisches geschlechtsspezifisches Moratorium in Anspruch. Vgl. dazu Hess/Nadai (1992).

begeistert« [19] von diesem Schritt ist, sondern auch dem ehemals in der Romandie lebenden Vater »das Herz ein wenig warm« wird, da sie die Au-Pair-Zeit zum Erlernen des Französischen nutzt, was ihm »*doch etwas Rechtes*« erscheint [20]. E. lässt damit zum ersten Mal nach der Scheidung eine Orientierung am Vater zu, jedoch noch nicht auf der Ebene einer konkreten berufsbiographischen Ambition.

(2.3) In der sich anschliessenden Zeit nach Verlassen der Au-Pair-stelle absolviert E. eine einjährige Ausbildung zur Betriebsassistentin bei der Post, arbeitet dort noch ein weiteres Jahr, kündigt aber schliesslich, um daran einen viermonatigen Aufenthalt in Florenz anzuschliessen, ohne danach jedoch zu wissen, wie es weitergehen soll [21-23]: Während ihr es in der Romandie gelungen ist, in ihrer Orientierung eine Bindung an beide Elternteile zu repräsentieren, schafft Martina E. dies mit der Inangriffnahme der einjährigen Ausbildung zur Betriebsassistentin zunächst nicht. In der Ausbildungsentscheidung, die sie getroffen hat, ist die Ablehnung der väterlichen Milieuzugehörigkeit weiterhin präsent.

Zwei Restriktionen sind in Rechnung zu stellen, die die Entscheidung für eine einjährige Anlehre begünstigt haben: Zum einen lässt sich davon ausgehen, dass mit der mehrere Jahre währenden Distanzierung von den Leistungsanforderungen des Schulbetriebs ernüchternde Fakten geschaffen worden sind, die das Einmünden in einen besser qualifizierenden Ausbildungsgang erschwerten. Zum anderen ist die Annahme plausibel, dass der Entscheider für eine sehr kurze Ausbildungszeit es Martina E. ermöglichte, den Auszug von zu Hause möglichst früh zu verwirklichen, um endgültig »Distanz« vom Scheidungsgeschehen und seinen Nachwirkungen zu gewinnen [21]. Um darüber nachzudenken, »*was jetzt da alles passiert ist*«, wird es für sie zentral, einfach »selbständig« zu sein, das eigene »Geld« zu verdienen und eine eigene »Wohnung« zu haben [21]. Berücksichtigt man noch, dass Martina E. offenbar diejenige ist, die von den getrennt lebenden, aber nicht mehr miteinander sprechenden Eltern immer erfährt, was jetzt gerade ist, und ihnen gegenüber den »Puffer« spielt, während die ebenfalls noch bei der Mutter wohnende Schwester »*einfach immer weg*« geht, wenn das Scheidungsthema zur Sprache kommt [10], so verdichtet sich der Eindruck, dass die kurze Ausbildung zur Betriebsassistentin bei der Post auf dem Hintergrund des nur allzu verständlichen Wunsches erfolgte, möglichst schnell von zu Hause unabhängig zu werden und weiteren Abstand zu gewinnen.

Martina E. merkt zwar nun in der Folge, dass sie sich mit Absolvierung der Anlehre in eine Sackgasse ihrer künftigen Entwicklung begeben hat, da sie eine »*langweilig(e)*« Tätigkeit mit wenig Entfaltungsmöglichkeiten ausübt. In dem dann folgenden Kündigungsschritt kann sie sich jedoch noch nicht die Notwendigkeit einer qualifikatorischen

Umorientierung eingestehen. So abrupt wie die Kündigung erfolgt, schliesst E. unmittelbar darauf einen viermonatigen, vom Vater finanzierten Sprachaufenthalt in Florenz an [23]. Damit hat sie aber die Bildungsambitionen der väterlichen Seite noch nicht wirklich in ihre Lebensplanung integriert. Zwar geht sie wie bereits in der Romandie erneut einen Schritt auf den Vater zu, eine potentiell mögliche berufsbio-graphische Konkretion des dem Spracherwerb dienenden Italienaufenthalts wird jedoch vermieden, so dass man den Eindruck gewinnt, man habe es letztendlich mit einem durch das Wohlwollen des Vaters finanzierten Ferienaufenthalt zu tun.

(2.4) Mit der Rückkehr aus Florenz wird das Problem dringlicher, lebensplanerisch einen Neuanfang zu machen, der die einseitige Loyalitätsbindung an die Mutter aufgibt, und die Bildungsambitionen des Vaters einfließen lässt. Die Abfolge der im einzelnen unternommenen Schritte in der nun folgenden Phase – erneute Rückkehr als Au-pair in die Romandie, Annahme verschiedener Temporär-Jobs, Teilzeitanstellung als Tankwartin und Aufnahme eines zur Matura führenden Fernstudiums, definitiver Eintritt in ein vollzeitliches Privatschulung und Erlangen der Matura [24-29] – lässt jedoch bereits erkennen, wie schwierig es für Martina E. war, der Milieuzugehörigkeit des Vaters nicht mehr nur ablehnend gegenüberzustehen. Hat E. bereits in der Sekundarschule »*nie (gewusst), was (sie) später mal werden wollte*« [9], so ist sie jetzt erneut mit dem Problem konfrontiert, dass sie nicht weiss, »*was (sie) sonst machen soll*« [22]. Diese Ratlosigkeit, die sich dem Loyalitätskonflikt als Scheidungskind von Eltern mit einer heterogenen sozialen Herkunft verdankt, bearbeitet sie zunächst dahingehend, dass sie noch einmal für einige Monate als Au-pair in jene Familie zurückkehrt, die es ihr einst ermöglicht hat, in der Nachscheidungsphase Abstand zu finden und Selbstvertrauen wieder zu gewinnen [24]. Mit der darauf folgenden Annahme von verschiedenen Temporär-Jobs als »*Bürohilfe*« wird zwar die Notwendigkeit einer definitiven Entscheidung in der provisorischen Identität einer Abfolge wechselnder Jobs umgangen, die Konfrontation mit den wechselnden Temporärjobs bleibt jedoch nicht gänzlich folgenlos, da sie sich nun eingestehen kann, dass sie mit der Post-Anlehre de facto »*keine Ausbildung*« und von daher wenig Chancen hat, anderen Tätigkeiten nachzugehen, die mehr beinhalten als »*einfach Couverts einpacken und so Zeugs*« [24].

E. steuert mit dieser Einsicht auf den Wendepunkt ihrer Lebensplanung zu, da sie sich nun sagt, »*so jetzt muss etwas gehen*« [24]. Auffallend dabei ist aber, dass die Umsetzung der Entscheidung, im Alter von 20 Jahren das Abitur nachzuholen, zuerst über das Arrangement praktiziert wird, dass sie sich eine 50 Prozent-Anstellung als Tankwartin sucht, um sich für ein zur Matura führendes Fernstudium einzuschreiben. Hat sich Martina E. bisher mit den von ihr real ausgeübten Tätig-

keiten (Au-Pair, Postassistentin, Bürohilfe) oder den nur als Berufsabsicht geäußerten Ambitionen (Kinderkrankenschwester, Tierarztgehilfin, Photolaborantin [vgl. 18-19]) ausschliesslich im Feld typischer Frauenberufe bewegt, so schert sie mit der Tankwart-Episode aus diesem weiblich konnotierten Berufsfeld aus. Sie geht einer eindeutig männlichen Tätigkeit nach, und sie positioniert sich zudem statusmässig in einem proletarischen Ambiente beziehungsweise in einem Berufsfeld, das für sie die Erfahrung bereithält, dass sie »so ein bisschen das letzte Glied in der Kette« ist, was sie vor allem im Benehmen der Kunden mit »Anzug und Krawatte« ihr gegenüber spüren kann [26].

Anstatt die Inangriffnahme weiterführender Bildungsanstrengungen auf einem Ferngymnasium damit zu kombinieren, dass sie sich eine Tätigkeit sucht, die das auf sie wartende Studium erleichtert, oder eine Tätigkeit anstrebt, die zu ihren Bildungsanstrengungen eine innere Affinität aufweist, verhält sie sich ähnlich wie ein auf Eigenerwerb angewiesener Student, der in den Semesterferien nicht eine die spätere Karriere fördernde Tätigkeit sucht, sondern stattdessen seinen Unterhalt als Bauarbeiter oder ähnliches verdient. Da sich Martina bei der Inangriffnahme des Abiturs auf die Tankwart-Stelle durch eine Zeitungsannonce beworben hat [vgl. 26], und ihr durchaus andere Möglichkeiten offenstanden, die bevorstehenden Schuljahre mit einer leichteren und bildungsauffineren Tätigkeit zu kombinieren, muss diese Entscheidung als getroffene Wahl unter anderen möglichen Optionen interpretiert werden. Sie stellt eine symbolische soziale Positionierung dar, in der die Heterogenität der elterlichen sozialen Herkunft noch einmal erneut zum Ausdruck gebracht wird. Es scheint, als ob sich Martina E. als Tochter eines als Fabrikantensohn geborenen Vaters auf die Bildungsaspirationen ihres Vaters nur einlassen kann, wenn sie zugleich noch einmal symbolisch die andere Seite ihres Herkommens markiert, nämlich dass sie zugleich die Tochter einer aus »armen« Verhältnissen stammenden und als Sekretärin tätigen Mutter ist.

Nach »sieben, acht Monaten« gibt Martina E. dann die Teilzeitanstellung als Tankwartin auf [28], da sie ihr Vater nach einigem hin und her und einem »Trötzeln« [25] ihrerseits dazu überreden kann, vollzeitlich in ein richtiges Privatschulhaus einzutreten, da hier die Chancen besser stehen, dass sie das Abitur auch wirklich erreicht. Mit dem Wechsel auf die Privatschule stabilisiert sich E.s Situation. Sie berichtet davon, dass ihr das Lernen »Spass« [28] macht, nachdem sie sich zuvor in der Sekundarschulzeit als jemand erfahren hatte, die alternierend »definitiv« und dann wieder »provisorisch« in die nächste Klasse befördert wurde [13]. Auch das Verhältnis zum Vater, der »plötzlich« merkt, dass sie »auch noch« da ist und sie »einfach wahrnimmt« [29], verändert sich grundlegend.

(2.5) Den bei Scheidungskindern in der Pubertät oft zu beobachten-

den Loyalitätswechsel vom anwesenden zum abwesenden Elternteil, hat damit auch Martina E. mit 21 Jahren vollzogen.<sup>11</sup> Was nun folgt, ist die Fortsetzung des Seitenwechsels, bis hin zum endgültigen Abbruch der Bemühung, sich am Vater zu orientieren [30-33]. War bereits der Aufenthalt in der Romandie wie der Aufenthalt in Florenz dem Spracherwerb gewidmet, so unternimmt E. nach Erlangen der Matura eine halbjährige Amerikareise zwecks Besuch einer Sprachschule. Da sie in Erwägung zieht, eine Dolmetscherschule zu besuchen, erfolgt damit nun endgültig eine berufsbiographische Konkretisierung aller diesbezüglichen Aktivitäten, die bisher lediglich markierten, dass sie an den Bildungsaspirationen des Vaters teilnimmt. Die Option für eine Ausbildung als Dolmetscherin wird dann in die Entscheidung umgewandelt, an der Universität ein Englisch- und Französischstudium aufzunehmen, wobei schon nach nicht ganz einem Semester klar ist, dass das Studium »nicht so ganz das Richtige« ist [33].

Studienabbruch und die Nichtwiederaufnahme der Ausbildungsoption als Dolmetscherin zeigen an, dass es Martina E. offenbar nicht mehr als sinnvoll erachtet, sich weiterhin am Vater zu orientieren. Mit 26 Jahren ist es Martina E. über Umwege zwar gelungen, sukzessive eine Bindung an die Mutter durch eine Bindung an den Vater zu ergänzen, doch insoweit diese Bemühungen durch eine berufsbiographische Ambitendenz erkaufte wurden, steht noch die Bewältigung der Aufgabe an, sich von den einseitigen Bindungen zu lösen und eine eigene berufliche Identität zu finden.

(2.6) E. gelingt diese Identitätsfindung und eine Integration der sozial heterogenen Elternrepräsentanzen, als sie nach einer längeren Rückkehr in das alte Tätigkeitsfeld bei der Post die Ausbildung zur Ernährungsberaterin in Angriff nimmt [34-40]: Was die wechselnden Orientierungen an beiden Elternteilen anbelangt, äussert sie sich nun dahingehend, dass sie der Vater auch ohne Studium »akzeptiert« [36], und auch die Mutter »sehr Freude« [39] daran hat. Dass nun wieder die Einstellung der Mutter zur Sprache kommt, ist insofern bedeutsam, da der Fall bezüglich des Abiturs und des Sprachenstudiums im Interview keine Angaben darüber gemacht hat, wie die Mutter zu ihren Plänen stand. Damit ist nun die aus wechselnden Loyalitätsverpflichtungen entstandene berufsbiographische Ambitendenz endgültig stillgestellt und obsolet geworden. Noch entscheidender ist aber, dass E. über ihre Ausbildungswahl sagt, sie habe so »das Gefühl, ich weiss eigentlich so das erste Mal in meinem Leben, was ich mal werden will« [36]. Sollte die Rekonstruktion des Lebensverlaufs von E. in ihren zentralen Argumenten stichhaltig sein, besteht kein Anlass, daran zu zweifeln, dass es Mar-

11 Der Seitenwechsel wurde E. objektiv dadurch erleichtert, dass Martina E. irgendwann einmal »ein bisschen entdeckt« hat, dass ihre »Mutter auch nicht der Engel ist« [11], eine Mitschuld ihrer Person an der Scheidung also durchaus in Frage kommt.



tina E. im Alter von 28 Jahren mit dieser Ausbildungs- und Berufswahl gelungen ist, die mit ihrem Zufall der Geburt gegebenen Hypothesen durchzuarbeiten, so dass sie sich »jetzt frei entfalten kann« [36].

### 6.3 Folgen des Abstiegs

Wurde bisher nach der Darstellung der Lebensverlaufsgestalt eine Analyse der Familienkonstellation unternommen, so kann hier darauf verzichtet werden, da für die Typenkonstruktion die Einbeziehung der familiären Situation zentral war. Damit ist der Blick lediglich noch auf die Konsequenzen des Abstiegs zu richten.

Während nun bei allen drei bisherigen Typen negative Konsequenzen zu erörtern waren, kann im vorliegenden Fall nicht von einer Verfestigung problematischer familiärer Beziehungsmuster oder einer Tendenz zur zunehmenden Selbstisolation und prekär werdenden sozialen Integration im Verlauf des Abstiegs geschehens ausgegangen werden. Das hat damit zu tun, das der Lebensverlauf bei Martina E. nicht auf einen definitiven Abstieg hin zusteuert, sondern die Abstiegsbewegung schlussendlich abgefedert wird, da über das Nachholen der Matura die am untersten Ende der Statusskala angesiedelte Tätigkeit als Betriebsassistentin bei der Post verlassen werden kann, und es Martina E. gelungen ist, in der Ausbildung zur Ernährungsberaterin Fuss zu fassen.

Die sozial absteigende Tendenz ist im Fall Martina E. eine Folgeproblematik der Ehescheidung. Je mehr Abstand sie zu diesem Geschehen gewinnt und dieses Durcharbeiten kann, desto stärker gelingt neben der beruflichen Stabilisierung die soziale Integration, und zwar sowohl hinsichtlich der familiären Beziehungen wie in den Aussenbezügen. Auf der Ebene der familiären Beziehungen dominiert nach der im zwölften Lebensjahr erfolgten Scheidung der Eltern zunächst die Distanzierung vom Vater bis es dann nach vollzogenem Seitenwechsel in der Loyalitätsbindung gelingt, die familiäre Ambitendenz stillzustellen, und zu beiden Elternteilen befriedigende Beziehungen einzugehen [vgl. 39]. Was die Aussenbezüge angeht, hat die Scheidung die Folge, dass sowohl das Verhältnis zu den Lehrern »nicht gut« [15] ist als auch die Gleichaltrigenbeziehungen unterbunden werden. Martina E. hat lediglich »zu einer« Mitschülerin Kontakt, während sie die übrige Gemeinschaft der Klassenkameraden »nicht gross interessiert« [16]. Eine sich verfestigende Selbstisolation ist jedoch nicht die Folge, da sie stattdessen Beziehungen zu Jugendlichen in einem »Jugendhaus« knüpft [17].

Dieser Wechsel in der Bezugsgruppe zeigt, dass das Desinteresse an den Gleichaltrigenbeziehungen damit zusammenhängt, dass sie im

Klassenverband niemanden findet, mit dem sie ihre Probleme teilen könnte. Für E. sind die KlassenkameradInnen »*behütete Kinder*«, während sie selbst aus einer nicht intakten Familie kommt und ein »*Wildfang*« ist [14]. Ihre Situationsdefinition stimmt nicht mit den Situationsdefinitionen der KlassenkameradInnen überein, weshalb es sinnvoll für sie wird, andernorts Beziehungen zu knüpfen.

Der bewusste Umgang mit der eigenen Situation als wie auch immer gearteter Andersartigkeit hat es ihr offenbar auch ermöglicht, trotz einer umwegreichen Bildungs- und Berufsbiographie nicht in eine Isolation zu geraten. Wenn sie am Ende des Interviews angibt, dass sie »*sehr gern mit Leuten zusammen*« und zudem in einer »*Tanzgruppe*« engagiert ist [40], gewinnt man nicht den Eindruck, dass die berufsbiographische Ambitendenz in negativer, desintegrierender Art und Weise die Fähigkeit beeinflusste, dauerhaft Sozialbezüge einzugehen.

# Kapitel 7

## Sozialer Abstieg bei Frauen: Fallanalysen und Fallvarianten der Typen

### 7.1 Die Nichtberücksichtigung der Frauen in der Mobilitätsforschung

Bis in die 1970er Jahre hinein wurden Frauen aus den verschiedensten Gründen in der Mobilitätsforschung kaum berücksichtigt.<sup>1</sup> Es sind vor allem drei Sachverhalte, die ihre Nichtberücksichtigung plausibel machen:

Da man den sozialen Status der Frau im Wesentlichen als vom Status des Vaters bzw. des Ehemanns abhängig sah, war die Erfassung der sozialen Mobilität von Frauen nicht weiter von theoretischem Interesse. Solange man davon ausging, dass Männern die Rolle des berufstätigen Ernährers der Familie zukam, Frauen dagegen in der Position der nicht-berufstätigen Hausfrau ihr Dasein fristeten, liess sich der sozioökonomische Status einer Familie weitgehend aus der beruflichen Platzierung und dem Einkommen des Ehemannes ableiten. In dieser Sicht trugen Frauen nichts zum Familienstatus bei, anstelle der beruflichen Mobilität untersuchte man stattdessen die Heiratsmobilität von Frauen.<sup>2</sup>

Ferner war die Erfassung der weiblichen Erwerbstätigkeit wegen ihres diskontinuierlichen Verlaufs mit methodischen Schwierigkeiten verbunden. Da die Frauen ihre Erwerbsbiographie unterbrechen oder nur teilzeitlich im Erwerbssystem anwesend sind, wurden sie aus den Mobilitätsstudien weitgehend ausgeschlossen.

Drittens wurde aufgrund der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes von einem Einbezug der Frauen in die Mobilitätsforschung abgesehen, da sich die Werdegangstypik der Frauen auf nur wenige Berufe konzentriert.

Angesichts der aktuellen Entwicklungstendenzen lässt sich der Ausschluss der Frauen jedoch nicht begründen: Was die Gültigkeit des männlichen ›Ernährermodells‹ anbelangt, so steht dem die Tatsache entgegen, dass der Frauenanteil auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt in den letzten zwanzig Jahren gestiegen ist. Und zwar erhöhte sich der Frauenanteil auf dem Arbeitsmarkt von 34,1 Prozent im Jahr 1970 auf 38,7 Prozent im Jahr 1990.<sup>3</sup> Zwar ist die zunehmende Tendenz nicht so

1 Vgl. zu einer diesbezüglichen Übersicht über die wichtigsten Untersuchungen Hoernig (1985, 114f.), zu einer allgemeineren Kritik Kreckel (1997, 212ff.) und als Beispiel einer neueren, Frauen einbeziehenden Mobilitätsuntersuchung Solga (1995).

2 Vgl. als Beispiele für Untersuchungen der Heiratsmobilität Mayer (1977b) und Handl (1988).

3 Vgl. zu diesen und den folgenden Angaben Charles (1995, 35f.) und Statistisches Bundesamt (2002, 89).

ausgeprägt wie in anderen modernen Dienstleistungsgesellschaften - 1990 haben etwa in Schweden die Frauen 47 Prozent aller Arbeitskräfte gestellt, in den USA 45 Prozent und in Deutschland 41 Prozent (40,6 Prozent im Jahr 2000) -, dennoch ist die Erwerbsbeteiligung der Frauen nicht unerheblich. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch erkennen, wenn der Blick auf die Veränderung der Arbeitsteilung in Paarhaushalten mit Kindern unter 20 Jahren gerichtet wird: Während im Jahr 1980 noch in 64 Prozent der Paarhaushalte in der Schweiz das »Ernährermodell« praktiziert wurde, in welchem ausschliesslich der Mann Einkommen aus Erwerbsarbeit erzielte, folgten diesem Modell im Jahr 1990 nur noch 51 Prozent der Familien, d. h. in 49 Prozent der Paarhaushalte mit Kindern existierte eine Erwerbsbeteiligung der Frauen.<sup>4</sup> (Ganz ähnlich betrug im Mai 2000 die Erwerbsquote bei den verheirateten Frauen in Deutschland 50,3 Prozent.)<sup>5</sup>

Auch der diskontinuierliche Charakter der Erwerbstätigkeit von Frauen stellt lediglich eine methodische Schwierigkeit und kein prinzipielles Argument dar, Frauen aus der Untersuchung auszuschliessen. Eine Möglichkeit dieses Problem zu umgehen besteht darin, zunächst nur nach den erworbenen Bildungs- und Berufsqualifikationen zu fragen. Wird so verfahren, dann wird auch relativ schnell deutlich, dass zwar für das frühe 20. Jahrhundert der weibliche Teil der Bevölkerung noch über ein deutlich geringeres Bildungsniveau als die männliche Vergleichsgruppe verfügte, sich jedoch mittlerweile keine erheblichen geschlechtsspezifischen Diskrepanzen im Bildungsniveau und der beruflichen Qualifikation mehr erkennen lassen. Diese Tendenz zur Nivellierung der Bildungsunterschiede zeigt sich in allen OECD-Ländern. In der Schweiz sind die Bildungsunterschiede zwischen den Geschlechtern aber noch beträchtlich.<sup>6</sup> 20 bis 29jährige Schweizer Männer und Frauen verteilten sich 1990 wie folgt auf die einzelnen Ausbildungsstufen:

	<i>Männer</i>	<i>Frauen</i>
Obligatorische Schule	18,5 %	20,4 %
Berufsausbildung	56,4 %	59,5 %
Maturitätsschule	3,7 %	7,9 %
Höhere Berufsausbildung	6,8 %	4,0 %
Höhere Fachschule	4,4 %	1,2 %
Universität	10,2 %	7,0 %

(Daten nach Lamprecht/Stamm 1996, 31. Erfasst wird die gegenwärtige oder höchste abgeschlossene Ausbildung.)

4 Angaben nach Haug (1998, 19).

5 Statistisches Bundesamt (2002, 89).

6 Vgl. Stocker (1999, 78f.).

Bildungsunterschiede bestehen zwar noch, doch da sie im Laufe der Zeit abgenommen haben,<sup>7</sup> besteht das aktuelle Hauptproblem geschlechtsspezifischer Ungleichheit vielmehr darin, dass trotz annähernd gleicher Qualifikation noch keine Angleichung der Berufschancen stattgefunden hat.<sup>8</sup>

Auch die Konzentration der Frauen auf wenige Berufe stellt keinen Grund dar, die Frauen in der Mobilitätsforschung nicht zu berücksichtigen. Aufgabe der Forschung ist vielmehr dann, die Strukturen der intergenerationellen sozialen Mobilität auf dem Hintergrund der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes zu beschreiben. Wie ungleich ist nun in der Schweiz die Verteilung von Männern und Frauen über die einzelnen Berufe? Auffallend ist hier, dass die Frauen stärker in einzelnen Berufen konzentriert sind als die Männer. 1990 waren »mehr als die Hälfte der weiblichen Arbeitskräfte in nur neun (aus 381) Berufsarten beschäftigt.«<sup>9</sup> Diese Berufsarten sind: Kaufmännische Angestellte resp. Büroberufe, Verkäuferinnen, Krankenschwestern, Reinigerinnen, Servicepersonal, Landwirtinnen, Primarlehrerinnen, Spitalgehilfinnen, hauswirtschaftliche Angestellte. Die Männer sind hingegen über eine grössere Zahl von Berufen verteilt. In den neun zahlenmässig grössten Berufsarten der Männer sind nur ein Viertel (25,9 Prozent) von ihnen beschäftigt: Unternehmer, Landwirte, kaufmännische Angestellte und Büroberufe, mittleres Kader, Mechaniker, Chauffeure, Maurer, Elektromonteur, Verkäufer.

Trotz der starken geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes haben aber Frauen in der Schweiz zwischen 1970 und 1990 ihre prozentuale Vertretung in den qualifizierten, von Männern dominierten Berufen verbessert. Waren im »obersten Management« 1980 erst 3,8 Prozent Frauen, so nahm ihr Anteil bis 1990 auf 9,5 Prozent zu. Auch bei den »leitenden Beamten/Beamtinnen im öffentlichen Dienst« stieg der Frauenanteil, und zwar von 5,7 auf 12,9 Prozent. In den prestigeträchtigen freien Berufen ist der Frauenanteil ebenfalls kontinuierlich gestiegen: Unter den »Rechtsanwälten/-anwältinnen« erhöhte sich der Anteil von 3,7 auf 14,1 Prozent, bei den »Ärzten/Ärztinnen« von 13,9 auf 23 Prozent. Betrug der Frauenanteil bei den »Lehrern/Lehrerinnen an Hochschulen und höheren Fachschulen« 1970 noch 6,7 Prozent, so waren es 1990 bereits 15,9 Prozent. In anderen qualifizierten Berufen waren Frauen 1990 mit folgenden Anteilen vertreten: »Biologen/Biologinnen« 31,7 Prozent; »Chemiker/Chemikerinnen« 11 Prozent, »Journalisten/Journalistinnen und Redakteure/

---

7 Vgl. dazu die Daten bei Stocker (1999, 79).

8 Vgl. dazu mit entsprechenden Daten für Deutschland Kreckel (1997, 228ff.).

9 Charles (1995, 24), vgl. zu den Daten ebenfalls Charles (1995, 25). Weiterführende aktuelle Daten zur Situation von Frauen in der Schweiz enthält der Gleichstellungsatlas von Bühler (2001).

Redakteurinnen« 32,5 Prozent, »Architekten/Architektinnen« 7,7 Prozent.<sup>10</sup>

## 7.2 Die interviewten Frauen

Angesichts der steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen und insbesondere aufgrund der Abnahme nennenswerter Diskrepanzen im Bildungs- und Qualifikationsniveau zwischen Männern und Frauen lässt sich ein Ausschluss der Frauen aus der Mobilitätsforschung nicht rechtfertigen. Die vorliegende Untersuchung hat dem dadurch Rechnung getragen, dass Männer und Frauen gleichermaßen berücksichtigt wurden. Bei den durchgeführten 20 Interviews ist das Geschlechterverhältnis fast ausgewogen (9 Männer, 11 Frauen). Interessant sind die Lebensgeschichten der Frauen vor dem Hintergrund der Entwicklung ihrer berufsbio-graphischen Orientierung:

Ausgehend von der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes konzentriert sich das Gros der erwerbstätigen Frauen in nur wenigen Berufen mit einem hohen Frauenanteil, nämlich als Putzfrauen und Hauswirtschafterinnen, Verkäuferinnen und kaufmännischen Angestellten, Sekretärinnen und Sprechstundenhilfen, Friseurinnen, Krankenschwestern, Medizinisch-Technischen Assistentinnen, Bibliothekarinnen, Sozialarbeiterinnen und Primarschullehrerinnen. Insoweit das Feld der typischen Frauenberufe in sich selbst sozial abgestuft ist, so dass auf der einen Seite schlecht bezahlte und geringe Eingangqualifikationen erfordernde Erwerbstätigkeiten (Putzfrauen, Verkäuferinnen) stehen, während sich am anderen Ende der Skala qualifizierte Berufe mit semi-akademischem Charakter (Medizinisch-Technische-Assistentinnen, Grundschullehrerinnen) finden, liesse sich hinsichtlich der Werdegangstypik von Töchtern aus akademischen Elternhäusern generell davon ausgehen, dass die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes hier dahingehend zum Tragen kommt, als die Söhne dieser Familien ein Vorrecht auf die vollwertigen akademischen Berufe haben, während die Töchter auf das semi-akademische Berufsfeld abgedrängt werden.

Da bei der Durchführung der Interviews immer auch nach den Berufstätigkeiten der Geschwister und der Eheleute gefragt wurde, bietet es sich an, die These von der geschlechtsspezifischen Orientierung der Frauen auf das semi-akademische Berufsfeld zu überprüfen.<sup>11</sup> Zunächst ist es interessant zu wissen, inwieweit die Segregation die Berufsorientierung der Mütter der interviewten Personen bestimmt hat. Dies ist in der Tat der Fall. Von den fünfzehn Müttern<sup>12</sup> waren nur drei

---

<sup>10</sup> Daten nach Charles (1995, 45-47).

als Ärztinnen tätig, während die übrigen zwölf Mütter eine Ausbildung in nichtakademischen Frauenberufen absolviert haben (eine Primarlehrerin, fünf Krankenschwestern, eine Arztgehilfin, zwei Sekretärinnen, eine Verkäuferin, eine Schneiderin und eine Gärtnerin). Nur 20 Prozent der Ehefrauen haben demnach eine akademische Berufsqualifikation wie ihre Ehemänner erworben, 80 Prozent der Ehefrauen verwirklichten hingegen lediglich eine Ausbildung in einem typischen nichtakademischen Frauenberuf.

Eine ähnlich gelagerte geschlechtsspezifische Segregation lässt sich abgeschwächt auch bei den Nachkommen dieser fünfzehn Familien nachweisen, die insgesamt 54 Kinder (24 Söhne, 30 Töchter) haben. Während unter den 24 Söhnen der Akademikeranteil 50 Prozent beträgt, haben sich die Töchter ähnlich wie ihre Mütter orientiert: Nur knapp 30 Prozent der Töchter sind in einem akademischen Beruf tätig (vier Ärztinnen und vier Gymnasiallehrerinnen), 70 Prozent der Töchter haben dagegen lediglich eine nichtakademische Berufsqualifikation in charakteristischen Frauenberufen erworben (drei Primarlehrerinnen, eine Rhythmiklehrerin, zwei Sozialarbeiterinnen, eine Psychomotoriktherapeutin, eine Physiotherapeutin, eine Ernährungsberaterin, eine Drogistin, eine Hebamme, vier Krankenschwestern, eine Gärtnerin, eine Stewardess, zwei Sekretärinnen, und drei Töchter in eher unbestimmten Statuslagen: eine Philosophiestudentin im 20. Semester, eine auf den Unterhalt ihres Mannes angewiesene Künstlerin, eine lediglich als ›Aussteigerin‹ charakterisierte Buddhistin). Dass die geschlechtsspezifische Segregation gegenüber der Muttergeneration nur abgeschwächt zum Tragen kommt, geht auch aus einem anderen Umstand hervor. Die Berufswahl der Töchter ist nämlich stärker auf die semi-akademischen bzw. intermediären Berufe konzentriert als die der Mütter, für die gleichsam der Beruf der ›Krankenschwester‹ noch der prestigeträchtigste zu ergreifende Beruf war.<sup>13</sup>

---

11 Meines Wissens existieren im deutschsprachigen Raum keine Analysen der Werdegangstypik von Töchtern aus Akademikerfamilien. Das ist zum einen deshalb überraschend, da es ja eine vehemente Kritik am Ausschluss der Frauen aus der Mobilitätsforschung gab, und zum anderen deshalb verwunderlich, da es plausibel gewesen wäre, im Laufe der erheblichen Forschungsanstrengungen zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes (vgl. dazu zusammenfassend Lorber 1999, 279-314), das Feld der typischen Frauenberufe in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft zu differenzieren. Entsprechende Arbeiten zur Verschränkung von sozialer Ungleichheit und Geschlecht bleiben hier seltsam abstrakt (vgl. dazu Gottschall 2000). Da entsprechende Untersuchungen fehlen, weichen wir hier auf eine Auszählung auf der Grundlage der geführten Interviews aus, was angesichts der kleinen Fallzahlen natürlich keine gesicherten Ergebnisse garantiert.

12 Ausgangspunkt sind im Folgenden lediglich fünfzehn Fälle, da bei den übrigen fünf Fällen der Vaterberuf ein nichtakademischer Beruf war (dies betrifft die Fälle Nr. 6, 8, 9, 10, 15).

13 Man vergleiche dazu lediglich die bereits hierarchisch abgestuften Listen der Berufsaufgaben der Mütter mit denen der Töchter. Die intermediären Berufe stellen eine der acht sozioprofessionellen Kategorien des Schweizerischen Bundesamts für Statistik dar. Für sie sind spezielle Berufsausbildungen charakteristisch, die sich sowohl von der Hochschulausbildung wie von einer Lehre unterscheiden. Dazu zählen neben anderen Tätigkeiten PhysiotherapeutInnen und SozialhelferInnen (vgl. Joye/Schuler 1996, 53ff.).

Da die männlichen Nachkommen der Akademikerfamilien in stärkerer Masse als die weiblichen Nachkommen wiederum eine akademische Berufsposition angestrebt haben, muss demnach bei den nachfolgenden Fallanalysen in Rechnung gestellt, dass die Werdegangstypik von Töchtern aus Akademikerfamilien generell durch ein Einmünden in ein semi-akademisches Berufsfeld bestimmt wird. Die familiären Statuserwartungen sind gegenüber den Töchtern offenbar nicht so hoch wie gegenüber den Söhnen. Gemessen am Vaterberuf ist von daher ein sozialer Abstieg bei den Töchtern eher zu erwarten. Wahrscheinlich wird aber ein solcher Abstieg im Familienkreis nicht als Drama erfahren und gewertet, da die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes eingeschränkte Möglichkeiten der beruflichen Selbstverwirklichung geschaffen und damit den Raum des Erwartbaren vorgegeben hat. Das Ergreifen einer nichtakademischen Berufskarriere dürfte für Töchter akademischer Eltern somit tendenziell weniger mit dem Empfinden eines Scheiterns verbunden sein als für die männlichen Nachkommen.

Abgesehen davon, dass die Werdegangstypik der weiblichen Nachkommen von Akademikerfamilien durch das dominante Einmünden in das semi-akademische Berufsfeld hinsichtlich der Statuserwartungen eine Stufe tiefer als bei den männlichen Nachkommen angesiedelt ist, zeigen sich in den Lebensgeschichten der untersuchten Frauen keine grundsätzlich differenten Lebensverlaufstypen des Abstiegs gegenüber den bisher entwickelten Typen. Abgesehen vom Typus der marginalen Persönlichkeit, für den sich bei elf Interviews mit Frauen keine Entsprechung finden lässt, kommen die Lebensgeschichten der Frauen den bereits entwickelten Typen mehr oder minder stark entgegen. Die Fallanalysen folgen demnach mit Ausnahme des dritten Typus dem bereits entwickelten Typentableau. Bei den Fallinterpretationen wird jedoch immer zuerst darauf geachtet, den Lebensverlauf zunächst in seiner Bestimmtheit durch die fall- und geschlechtsspezifischen Faktoren zu analysieren, erst abschliessend werden dann die Entsprechungen herausgearbeitet, die die Fallgestalten zu den bereits entwickelten Typen aufweisen.

### 7.3 So-tun-als-ob bei Helen G.

[Fall Nr.02]

1 *Helen G. wird 1975 in einem der ehemaligen Ostblockländer geboren. Beide Eltern »sind Ärzte.« Der Grossvater mütterlicherseits kommt »ursprünglich aus Griechenland«, er hatte dort »einfach Obstgärten, also Landarbeiter, wie auch immer, irgend etwas Landwirtschaftliches.« Die Grossmutter mütterlicherseits ist »eine hysterische Frau«, die »immer Ner-*



venzusammenbrüche« hat und sagt, »so jetzt sterbe ich dann.« Die Mutter »glaubt das als Kind auch«, und nimmt sich »vor Ärztin zu werden, damit sie ihrer Mutter helfen kann. Sie ist dann tatsächlich aber Kinderärztin geworden. Aber immerhin, ja.« Die Mutter ist bei der Geburt der Tochter »Kinderärztin«, und arbeitet zu diesem Zeitpunkt »noch voll.« Der Grossvater väterlicherseits ist »ursprünglich Grieche und war Bürgermeister in so einem Kaff.« Der Vater ist »Radiologe.« Er wird als »einfach wissenschaftlich« bzw. »wissenschaftlich begeistert« geschildert. Als Kind sei er »Legastheniker« gewesen und habe »gestottert.«

2 Die Eltern ziehen ziemlich bald mit der ganzen Familie nach Norddeutschland, »weil der Vater dort eine Stelle hat an der Uni«, er ist »Dozent.« »Quasi aufgewachsen« ist Helen G. in Süddeutschland (6. bis 13. Lj.), wo der Vater von 1981 bis 1988 als »Oberarzt« arbeitet. Seit 1988 ist sie mit ihren Eltern in der Schweiz, dort ist der Vater in einem Spital »leitender Arzt in der Neuroradiologie.« Seit die Eltern in der Schweiz sind, arbeitet die Mutter nicht mehr. Die Tochter denkt, sie sei deswegen »recht verbittert.« Denn die Mutter sagt immer, dass sie wegen der Kinder »aufgehört« hat zu arbeiten, und jetzt müsste die Tochter »erst recht das weiterführen, was sie aufgeben musste.« Die Eltern »hängen sehr an (ihr) und (ihrer) Schwester. Sie brauchen (sie) enorm. Und (ihre) Mutter sagt immer, sie leben nur für uns.«

3 Über Vater und Mutter, das Verhältnis der Eheleute untereinander und zu den Kindern heisst es, dass der Vater »eigentlich ein sehr lieber Kerl ist«, der »eigentlich grossen Respekt« vor der Mutter hat, und dass er schon zu ihnen als Kinder sagt, »Ja, macht das eurer Mutter zuliebe.« Die Mutter habe »immer die Tendenz« gehabt, »so Nervenzusammenbrüche vorzuspielen«, womit sie die Kinder »gross, gross erschreckt« habe. So seien sie immer gezwungen worden, am Sonntagnachmittag spazieren zu gehen. Als die beiden Kinder »mal so rebellier(en)«, heult die Mutter los, setzt sich ins Auto und »ist einfach für zwei Tage (...) weggefahren, irgendwohin.« Das ist dermassen »schlimm« für sie, dass sie das »kein zweites Mal« machen. Der Vater wird als »ruhig und ausgeglichen« geschildert, er habe »grossen Respekt« vor der Ehefrau, »flüchte« sich immer in seine Arbeit und sei immer in der Klinik.

4 Helen G. hat noch eine 1968 geborene, sieben Jahre ältere Schwester. Sie macht 1988 in Deutschland das Abitur. Danach fängt die Schwester mit einem Englisch- und Philosophiestudium an, ist zwischendurch für ein Jahr in England und gibt Englisch dann auf. Seitdem studiert sie Philosophie an einer deutschen Universität, »und zwar schon 10 Jahre. Ein Ende ist noch nicht in Sicht. Was meine Eltern total so auf die Palme gebracht hat, und deswegen haben sie alle ihre Hoffnungen in mich gesetzt, dass ich irgendwie die akademische Fahne weitertragen werde in der Familie.« Über die Schwester sagt sie, dass diese »immer so am Existenzminimum lebt und studiert da vier Stunden die Woche Philosophie in [Y].« Sie »liest

sehr viel und schreibt viel. Aber sie produziert nicht, keinen Abschluss. Sie sagt immer, sie schreibt zuviel, aber es sind nie irgendwelche Thesen, die dann irgendwo rauskommen in einer Fachzeitschrift, oder so.« Sie sei »überhaupt nicht ehrgeizig.« Die Eltern denken auch, dass die Schwester »sowieso ein Versager (ist) mit diesem Philosophiestudium«, sie haben sie »total aufgegeben irgendwie.« Sie »unterstützen sie finanziell, und sie haben sie sehr gerne, aber sie denken, sie bringt es nie zu etwas.« Über ihr Studium heisst es noch, sie hätte »einfach drauflos studiert, ohne irgendein Ziel, und jetzt hat sie erst recht kein Ziel mehr.« Die Schwester sei das »absolute Mädchen«, daraufhin befragt, was das heisse, antwortet G., dass sie ein »absoluter Softie« und in ihrem Charakter »total mädchenhaft« sei, und »gerne heult.« Sie habe »recht viel aus Trotz gemacht.« So habe sie jahrelang einen Freund gehabt, den die Mutter »gehasst« habe, er ist »komplett total alternativ, und recht, ja, Egoist...« Sie denkt, die Schwester habe dies aus Trotz gemacht, denn sie habe in den letzten Jahren der Beziehung erzählt, dass sie diesen »Kerl eigentlich nicht mehr so mag.« Sie sei trotzdem mit ihm zusammen gewesen, »weil sie es einfach toll fand, ihn mit nach Hause zu nehmen.«

5 G. gibt an, dass sie und ihre Schwester »von klein an (...) immer daraufgedrillt (werden), immer die Besten zu sein.« Sie sollen »unbedingt« etwas aus sich machen, »selbstverständlich was Akademisches. Am besten Ärzte, Wissenschaftler oder sonstwas.« Die Eltern werden als »ein bisschen altmodisch« geschildert. Der Vater habe »immer einen Jungen gewollt.« Er denke, es »sei unbedingt notwendig, dass ein Junge in der Familie vorhanden ist, der das dann auch weiterführt.« Die grössere Schwester ist ein »absolutes Mädchen«, weswegen der Vater probiert, sie »irgendwie zum Jungen umzuschulen.« Das probiert er auch bei H. G. Er sagt, Mädchen hätten »nur Puppen im Kopf«, sie solle »sich für Wissenschaft interessieren«. Im Alter von zehn Jahren sagt er, sie solle »nicht mit den Mädchen rumlaufen.« Helen G. malt sogar, wenn sie ins Bett geht, »Lippenstift« an. Der Vater hasst es, wenn sie Nagellack trägt. Sie trägt »extra« Nagellack auf. Dann will sie »immer Ballett« lernen, was sie nicht darf. Stattdessen wird sie von den Eltern »ins Judo geschickt.« Der Vater findet »alles Mädchenhafte immer blöd und so,« er spielt mit der Tochter »auch (...) wie mit einem Jungen.« Sie spielen immer mit einem »ferngesteuerten Auto« rum, dass er ihr geschenkt hat. Sie muss einmal »ein paar Nachmittage« mit dem Vater in die Klinik, dass er ihr zeigt, »wie das läuft, dass er (sie) vorbereitet auf das, (...) was (sie) dann erwartet.« Es ist »so langweilig«, und die Klinik ist dort »so alt«, es gefällt ihr »überhaupt nicht.« H. G. gibt an, dass sie schon seit 1984, also mit neun Jahren, »rumerzählt« hat, dass sie Stewardess werden will. Das wollte sie »schon immer werden, weil es genau das Gegenteil ist von dem, was sich meine Eltern vorgestellt haben.« Ihre Eltern äussern zu diesem Berufswunsch: »Das ist ja schlimm, das ist dreckig, das ist Pfui. Du musst Ärztin werden, und es gibt nichts Besseres, und nichts Interessanteres.«

6 Als Helen G. in Süddeutschland das Gymnasium besucht, »muss« sie dort in das Gymnasium mit der naturwissenschaftlichen Ausrichtung, und darf nicht den humanistischen Gymnasialtyp besuchen. Es ist auch »selbstverständlich von (ihren ) Eltern aus«, dass sie das Gymnasium besucht. Sie macht das »auch freiwillig«, und es gefällt ihr »sehr gut«. Sie fühlt sich »sehr wohl« im Gymnasium, und besucht in der Schweiz ein sprachliches Gymnasium. In Süddeutschland ist sie »sehr gut« auf dem Gymnasium, »ausser in den mathematischen Fächern, in den Wissenschaftsfächern.« Da ist der Vater »recht enttäuscht.« Sie ist »untalentierte. Schlechter als der Klassendurchschnitt, und (sie) hat einfach Probleme, das zu begreifen irgendwie.« Es stösst sie ab, sie hat einen »Horror vor Mathematik.« Bis zur zweiten, dritten Gymnasialklasse in der Schweiz ist sie »recht gut in der Schule.« Sie ist »schlecht in Mathe und Physik«, »aber dafür gut genug in den anderen Fächern,« so dass sie eigentlich »keine Probleme (hat), weiterzukommen.« Sie will es nicht »aufarbeiten,« hat aber »schon viel Nachhilfe.« »Sprachen und Literatur« machen ihr Spass. Notenmässig ist es »immer so grad am Minimum.« Die letzten »zwei Gymnasialjahre« ist sie recht schlecht.« Die Matur legt sie 1995 (20. Lj.) ab.

7 Als sie mit der Matura fertig ist, hat sie »eigentlich nie im Sinn gross zu studieren, weil es hat (sie) nicht gereizt, weil (sie) das an (ihrer) Schwester gesehen hat, dass das nirgendwo hinführt.« Drei Monate vor dem Abitur bewirbt sie sich bei einer Fluggesellschaft, doch nehmen sie sie damals »nicht.« Es ist »sehr eklig«, da die Mutter »total dagegen« ist und sie immer sagt: »Die nehmen dich nicht, klar, die nehmen dich nicht.« Damals brauchen »sie nur sehr wenig Leute,« und sie ist »jung und unerfahren, und so frisch von der Schule.« Sie denkt sich »sogar Tierarztgehilfin oder Tierpflegerin zu werden«, doch ist das »damals recht schwierig.« Sie informiert sich, dass es »nicht gut« aussieht in dem Beruf. Zwar wäre es ein »schöner Beruf, aber man kommt überhaupt nicht weiter. Man wird da ausgebildet drei Jahre lang, und fängt ganz unten an und bleibt ganz unten.« Dann wäre noch »Journalismus etwas gewesen.« Sie erkundigt sich bei ein paar Zeitungen, doch »sieht es nicht besonders gut aus, bei der NZZ.« Dann schaut sie sich nach anderen Fluggesellschaften um und probiert es dort, doch die haben »auch zu viele« damals. Sie will »am liebsten weg von zu Hause«, sie will »einfach im Moment etwas haben, damit (sie) fort kann von zu Hause, und im Moment (gibt) es nichts.«

8 Die Eltern haben sie »immer gedrängt zu studieren,« und dann will sie »erst recht nicht.« Aber sie hat »ein Faible für Sprachen«, und da denkt sie sich, »es wäre nicht schlecht so Englisch anzufangen an der Uni jetzt in [X].« Sie denkt sich, »wenn schon Uni, dann etwas, das (ihr) liegt, also wie z. B. Englisch jetzt.« Sie hat sich »gar nicht gross überlegt, was dann aus (ihr) wird, ob (sie) Lehrerin werden will, oder was auch immer.« Sie studiert ein Jahr lang (Herbst 1995 bis Sommer 1996, 20. und 21. Lj.) »Englisch, und Französisch im Nebenfach«, Italienisch als zweites Nebenfach.

*Es hat ihr »aber nicht gefallen.« Sie findet es »ein bisschen enttäuschend.« In Englisch haben sie eine Unterrichtsstunde pro Woche auf Deutsch, das findet sie »irgendwo so einen Witz, dass man auf Deutsch.« Sie denkt eben, »man wird da total gefordert, aber man muss, ich fühlte mich so unterfordert, wirklich.« Es geht »so langsam voran.« Italienisch und Französisch als Nebenfächer hat sie jeweils vier Stunden die Woche, und das ist »auch teilweise auf Deutsch«, und sie ist nicht damit einverstanden, »dass man eine Fremdsprache auf Deutsch gibt.« Sie möchte es »ein bisschen anspruchsvoller«, es war »wirklich zu langsam«. Sie mag es »wirklich ein bisschen rasanter und anspruchsvoll«, so wie im Gymnasium, wo sie einen »tollen Lehrer« hatten. Das hat sie damals »gereizt, wenn jemand sich so einsetzt«, das hält »einen dann wirklich wach.« In Englisch »verärgert« sie, dass sie eine Arbeit schreibt über ›Der alte Mann und das Meer‹ von Hemingway, und es ist so, »dass der Assistent das Buch nicht einmal gelesen hat, und ich hab mich so darauf ge..(hält inne).« Die Arbeit wird »recht schlecht, also nicht sehr gut bewertet. Einfach so mittelmässig.« Darüber regt sie sich »so auf«, dass jemand, »der das Buch nicht einmal gelesen, sogar so, es wagt, es zu bewerten.« Sie ist ein »bisschen vergrault«, findet es »nicht so besonders erleuchtend« an der Universität, und es läuft »irgendwie alles schief.« An anderer Stelle sagt sie, sie habe »einfach mal drauflosstudiert und gemerkt, dass das irgendwo hinführt, wenn man nicht etwas im Kopf hat wie Lehrer oder Journalist.«*

9 Schon während des Anglistikstudiums setzt sie sich mit Veterinärmedizin auseinander. Sie bewirbt sich um einen Studienplatz, und als sie ihn bekommt (Herbst 1996; 21. Lj.), wechselt sie »ganz schnell und impulsiv« auf Veterinärmedizin. An anderer Stelle sagt sie, dass die Familie seit fünf Jahren »einen Hund« habe, dadurch lernt sie »so das Veterinär-Genre« kennen, das hat sie »noch interessiert.« Sie macht zuerst ein Praktikum bei ihrem Tierarzt, und arbeitet dort freiwillig in der Tierambulanz. Da denkt sie sich, dass wäre »noch ein schönes Studium und ein schöner Beruf.« Sie spielt mit dem Gedanken herum, Veterinärmedizin anzufangen, und ihre Eltern haben sie da »also reingeschubst sozusagen.« Sie studiert es, »auch kopflos.« Sie macht »zwei Jahre ohne Abschluss, ohne irgendeine Prüfung.« Durchs erste Propädeutikum kommt sie »nicht durch«, dann wiederholt sie es »nochmal.« Dann merkt sie, »das ist auch nicht ..., das macht keinen Sinn«, sie hat »eben gemerkt, das ist kompletter Unsinn, immer so an die Uni zu gehen, weil das einfach in der Familie Tradition ist.« Das Studium ist »schon viel anspruchsvoller«, doch merkt sie mit der Zeit, dass sie »nichts mehr antreibt, das zu studieren«. Wo sie das erste Mal die Prüfung nicht besteht, damals bestehen »70, 65 Prozent« nicht, sind die Eltern »dermassen enttäuscht«, und da denkt sie sich, »wie kann man nur.« Sie hat »doch eigentlich darauf gelernt, und die (sind) wirklich so enttäuscht.« Und dann denkt sie sich: »Es wird eh nicht, ja. Es bringt eh nichts.« Zwar wiederholt sie das Jahr, doch je »näher der zweite

Versuch« herankommt, desto mehr sagt es ihr »nicht mehr« zu. Ein halbes Jahr vor Studienabbruch hat sie ihre Bewerbung bei der Fluggesellschaft »ganz genau ausgetüftelt.« Sie weiss, dass sie »dieses Jahr so viele« brauchen. Die Bewerbung ist erfolgreich (Sommer 1998, 23. Lj.), und H. G. ist jetzt seit vier Monaten dort.

10 Während des Studiums der Anglistik und der Veterinärmedizin wohnte H. G. noch bei ihren Eltern. Sie will »schon seit der Matur (...) ausziehen«, doch heisst es immer: »Nein, niemals, du bringst uns in den Ruin.« Es gibt die »blödesten Ausreden«, finanzielle, und dann gibt es »auch solche Andeutungen, dass es dann (ihrer) Mutter sehr schlecht gehen würde, wenn (sie) auszieht.« Sie ist nun von zu Hause ausgezogen und hat ein Zimmer in X. An anderer Stelle sagt sie noch, dass sie seit zwei Jahren das »Spiel«, die »Erpressung«, den »Bluff« der Eltern durchschaue. Gemerkt habe sie das vor dem ersten Propädeutikum. Die Eltern sagen, wenn sie es nicht schaffe, bekomme sie kein Taschengeld mehr. Und sie: »Oh Gott, oh Gott.« Dann schafft sie es nicht, und bekommt »trotzdem Taschengeld.« Auch bei der Schwester sagen sie »seit Jahren«, dass sie ab nächsten Monat nichts mehr zahlen, und am nächsten Monat kommt trotzdem der Gehaltscheck. Sie habe das jetzt »langsam begriffen.« Über die Erziehungsmethoden der Eltern sagt Helen G., dass wenn man die »Kinder so zwingt«, dass sie dann »es erst recht nicht« wollen. Die Eltern hätten die »fixe Idee« gehabt, sie auf Medizin »umprogrammieren« zu können. Die Eltern hätten »sie trotzdem enorm geliebt (...), aber ich denke es war einfach eine Fehlpädagogik, was sie da angewendet haben.« Über die Tendenz der Mutter, »so Nervenzusammenbrüche vorzuspielen,« heisst es, dass sei »ein rechtes Versagen, pädagogisches Versagen, wenn man das so macht.«

11 Über die Berufswahl von Helen G. sind die Eltern »ein bisschen sehr enttäuscht jetzt im Moment«: »Das ist so ziemlich das Niedrigste der Welt, sie haben so falsche Vorstellungen von dem, dass sei so, ah, so wie Prostitution beinahe.« Sie streiten sich über die Berufswahl dermassen, dass die Mutter sagt: »So, das war es!« »Aber nach zwei Wochen (ist) es das nicht mehr«, dann empfangen sie sie »wieder mit offenen Armen.« Doch sagen sie trotzdem immer noch: »Also überleg dir das noch mal mit dem Studium«, und sie würden es begrüßen, wenn ich jetzt wieder anfangen zu studieren, und das mit dem Flight-Attendant Beruf ist doch eh nur eine Laune. Und in zwei Jahren studiere ich garantiert wieder.«

12 Ein Monat fehlt ihr noch in der Ausbildung. Was sie am Beruf reizt »ist die Unabhängigkeit, und das man so viel reist.« Für sie liegen im Flight-Attendant-Beruf die »Schwerpunkte ganz wo anders« als bei einem Akademikerberuf. »Nicht so auf der geistigen, ja, man muss vor allem gut arbeiten, schnell arbeiten können. (...) Und ich war damals erstaunt wie schnell ich einfach, man muss ganz schnell arbeiten und so weiter, ohne gross zu denken. Aber, mir gefällt es trotzdem, ich komme da nicht unter die Räder. Ich fühl mich nicht, wie soll ich sagen, unterfordert.« Es reizt sie,

dass man ständig die »verschiedensten Menschen um sich herum hat«, und die »Unabhängigkeit, dass man ständig woanders ist, keine Routine hat.« Gerade wenn man wie sie in einem »strengen Haushalt« aufgewachsen sei, wo »alles mit Regeln und Uhrzeiten und weiss nicht, Abgabeterminen« gewesen sei. Jetzt könne sie sich »jeden Monat überraschen lassen,« wenn der neue Flugplan komme. Am Anfang fürchtet sie, dass es sie »auch enttäuschen« wird, »aber« jetzt »ist sie sehr glücklich damit.« Sie denkt, sie lässt sich »so pensionieren dann, als Stewardess.«

13 Sie überrasche sich selbst manchmal mit Entscheidungen, die sie nie erwartet hätte. Und deshalb könne es schon sein, dass irgendwas passiere, dass sie sich wieder anders entscheide. »Aber jetzt im Moment sieht es wirklich so danach aus, dass es mein Lebensberuf ist, meine Berufung. Ich fühl mich ausgesprochen wohl darin. (...). es macht mir Spass, den Leuten zu beweisen, dass man, eben mit einer ganz gewöhnlichen Matur, also, dass man eigentlich auch Freude haben kann an so einem Beruf. Und die meisten denken, das sind ja eh nur ... die mit den Typen ins Bett hüpfen, mit den Lotsen und so weiter. Alle Leute denken das, meine Mutter, meine Eltern denken es (...). Die haben auch gesagt, eigentlich hat man als Mensch so die Meinung, dass Stewardessen eigentlich unfähige Tussies sind, die sich für Geld kaufen lassen ... könnten. Es gibt viele Leute, die so denken. Und es ist wirklich eine Herausforderung für mich jetzt, es allen Leuten zu beweisen, dass es nicht so ist. Es macht mir wirklich Spass, und es macht mir sehr viel Spass mit Leuten zu kommunizieren. Ich habe auch keine Berühmungsängste bisher.«

Entgegengesetzt zur eingangs entwickelten These, dass in Akademikerfamilien die Statuserwartungen gegenüber den Töchtern nicht so hoch sind, stellt der vorliegende Fall die Ausnahme dar, die die Regel bestätigt. Helen G. ist in einer Herkunftsfamilie aufgewachsen, in der beide Schwestern »darauf gedrillt (wurden), immer die Besten zu sein«, und die Erwartungen dahin gingen, dass die Töchter »am besten Ärzte, Wissenschaftler« werden [5]. Diese Statusaspirationen werden zum einen durch die Mutter angesonnen, die ihren Beruf als Kinderärztin nach dem Umzug in die Schweiz nicht mehr ausübt, und die davon ausgeht, dass Helen G. »das weiterführ(t), was sie aufgeben musste« [2].<sup>14</sup> In der Hauptsache werden die Erwartungen aber durch den Vater repräsentiert, der offenbar »immer einen Jungen« wollte, der den Familienberuf »weiterführt«, und der gegenüber den beiden Töchtern den Versuch unternimmt, ihnen die Beschäftigung mit »Puppen« zu verleiden, und sie stattdessen für »Wissenschaft« zu interessieren [5].

---

14 Zum Zeitpunkt der Berufsaufgabe ist die erste Tochter zwanzig und Helen G. dreizehn Jahre alt. Von daher wirkt die Begründung der Mutter wenig plausibel, dass sie wegen der Kinder »aufgehört« habe zu arbeiten [2]. Wahrscheinlich ist eher, dass die Mutter keine Erlaubnis zur Berufsausübung in der Schweiz erhalten hat.

Die Eingestelltheit auf einen Jungen und die manifest ausformulierte Erwartung einer Berufsnachfolge zeigen, dass es sich beim Vater nicht um einen modernen Vertreter eines akademischen Familienvaters handelt, der das Erziehungskonzept der Selbstverwirklichung vertritt. G.'s Vater ist nicht bestrebt, angesichts der Unwägbarkeiten einer akademischen Statusreproduktion die Erwartungen auf das Minimalprogramm zu beschränken, dass die Töchter zumindest das Abitur erlangen sollten, und dann selbst schauen könnten, was sie werden wollen. Stattdessen dominiert ein auf Konformität und Disziplin zielendes, traditionalistisches Erziehungsverständnis, das antiquiert anmutet und darauf verweist, dass die Eltern aus einem ehemaligen Ostblockland stammen [vgl. 1]. Diese Hypothek der andersgearteten Kulturzugehörigkeit der Eltern spricht Helen G. unbewusst an, wenn sie ihre Eltern als »ein bisschen altmodisch« [5] charakterisiert.<sup>15</sup> Neben der Resistenz »vormoderner« Erziehungsvorstellungen ist für die Situation der Familie G. ferner entscheidend, dass die Eltern sowohl mit Blick auf ihren Ausländerstatus als auch hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft einen erheblichen Aufstieg realisiert haben: Obwohl nicht aus Deutschland oder der Schweiz stammend, hat sowohl die Mutter als Tochter eines Landarbeiters wie abgeschwächt auch der Vater als Sohn eines Dorfbürgermeisters ein Medizinstudium absolviert, wobei die Mutter als Kinderärztin tätig ist, und der Vater als »leitender Arzt in der Neuroradiologie« [2]. Sowohl kulturell als auch sozial hatten die Eltern zur Sicherung ihres beruflichen Erfolgs erhebliche Anpassungsleistungen zu erbringen, was wohl mit dazu beigetragen hat, von den Töchtern eine entsprechend starke Leistungsorientierung zu fordern.

Die Verankerung der Eltern in traditionellen Handlungsmustern einerseits, und ihre Überidentifikation mit einer beruflichen Leistungsorientierung qua zurückliegendem sozialen Aufstieg andererseits, schafft ein rigides familiäres Binnenklima, so dass bei den Töchtern letztlich eine Abweichung vom elterlichen Erziehungs- und Zukunftsprogramm vorprogrammiert ist. Die Verpflichtung zur akademischen Statusreproduktion ist für die Kinder heteronom gesetzt, eine autonome, intrinsische Annäherung an eine entsprechende berufsbiographische Orientierung ist erschwert. Die Fremdbestimmung trägt groteske Züge. So wird Helen G. »ins Judo« geschickt, obwohl sie »immer Ballett« lernen will [5], oder sie »muss« zunächst ein naturwissenschaftlich orientiertes Gymnasium frequentieren, obwohl sie aufgrund ihrer Präferenzen für »Sprachen und Literatur« lieber ein humanistisches Gymnasium besucht hätte [6].

---

15 Soziokulturelle Integrationsleistungen der Nachkommen von Immigrantenfamilien sind in der Studie von Lanfranchi (1995) thematisch.

Trotz offenkundiger Heteronomie ist jedoch ein frühzeitiger Bruch mit dem Herkunftsmilieu und seinen Verhaltenserwartungen aus mehreren Gründen unwahrscheinlich: Helen G. wächst nicht in einer grossen Kinderkonfiguration in der Mittelposition heran, was ein Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie erleichtert hätte. Nachdem die sieben Jahre ältere, erstgeborene Tochter mit ihrem nicht endenden Philosophiestudium in den Augen der Eltern »sowieso ein Versager (ist)«, richten sich die Hoffnungen auf Helen G., dass sie »irgendwie die akademische Fahne weitertragen« wird [4]. Die Loslösung vom elterlichen Erwartungsdruck wird ferner dadurch behindert, dass G. bis zum 13. Lebensjahr drei Ortswechsel hinter sich hat – von dem ehemaligen Ostblockstaat nach Norddeutschland, von Nord- nach Süddeutschland, und von Süddeutschland in die Schweiz. Damit ist die Aufwuchssituation durch eine mobile Isolation geprägt, denn die räumliche Mobilität wertet die Beziehungen im familiären Binnenraum auf, während eine handlungsentlastende Verankerung in weitläufigen Verwandtschaftsbeziehungen und eine Vernetzung in Gleichaltrigengruppen gehemmt ist. Nicht zuletzt erzwingt die Mutter Verhaltenskonformität mittels übertriebener Reaktionen, d. h. sie setzt ihren Willen durch mit gespielt wirkenden »Nervenzusammenbrüche(n)« [3] und der Ankündigung von Beziehungsabbrüchen (»So, das war es.« [11]).

Der »hysterische« Verhaltensmodus der Mutter,<sup>16</sup> die Situation mobiler Isolation, und die Verlagerung der akademischen Statusaspirationen von der ältesten Schwester auf Helen G. bringen es mit sich, dass der Fall zunächst das Gymnasium absolviert. Mit dem Umzug von Süddeutschland in die Schweiz wird zwar ein Wechsel von einem naturwissenschaftlich geprägten auf ein sprachlich orientiertes Gymnasium möglich, was ihren Neigungen mehr entgegen kommt, doch bleibt sie in den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern »untalentierte«. Probleme mit dem Weiterkommen hat sie nicht, da sie »in den anderen Fächern (gut genug)« ist, insgesamt liegt sie mit den Noten jedoch »immer so grad am Minimum« [6]. Insofern Helen G. in den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern »einfach Probleme« hat, scheidet für sie eine direkte Berufsnachfolge objektiv aus, was den Vater auch »recht enttäuscht«. Gleichzeitig geht G. jedoch auch in anderer Hinsicht latent auf Distanz, was ein anderweitiges Hochschulstudium anbelangt, da die Nachhilfestunden nur instrumentell in Anspruch genommen werden. Zwar nimmt sie »viel« Nachhilfestunden, aber es geht

---

16 Von einem hysterischen Charakterzug ist hier im deskriptiven und nicht psychoanalytischen Sinn die Rede (vgl. dazu Kuiper 1966, 105f.). Interessanterweise wird bereits die Grossmutter mütterlicherseits als »hysterische Frau« [1] beschrieben. Da der Gebrauch von Superlativen im Sprechen zu den im deskriptiven Sinne hysterischen Zügen zählt, ist auch Helen G. davon nicht frei: »enorm« [2], »gross, gross erschreckt«, »schlimm« [3], »total«, »absolut« [4], »unbedingt« [5], »sehr eklig«, »total dagegen« [7] usf. Damit liegt die Transmission eines Verhaltensmodus in der dritten Generation vor.



nicht darum, das fehlende Pensum »auf(zu)arbeiten« [6], sondern nur darum, gerade so durchzukommen.

Nach dem Bestehen des Abiturs sieht es zunächst so aus, als ob Helen G. den Bruch mit der Herkunftsfamilie realisieren wird, da sie einfach »etwas haben (will), damit (sie) fort kann von zu Hause« [7]. Doch der langgehegte Plan, Stewardess zu werden, der offenbar auch in Opposition zu dem gewählt worden ist, »was sich (ihre) Eltern vorgestellt haben« [5], scheidet daran, dass sie keinen Ausbildungsplatz erhält. Durch die Ablehnung werden Helen G.s Pläne, sich vom Elternhaus zu lösen, zunichte gemacht. Die Zurückweisung geht dabei so tief, dass sie in der Folge wieder schrittweise den Statuserwartungen der Eltern zu entsprechen sucht: Hatte sich G. mit der Option als Flugbegleiterin hinsichtlich der Ausbildungszeit von nur einem halben Jahr für einen freiwilligen sozialen Abstieg in einen niedrigqualifizierten Sektor eines Frauenberufs entschieden, so erwägt sie mit der Absicht »Tierarztgehilfin oder Tierpflegerin« zu werden, berufliche Optionen mit längeren Qualifikationszeiten, gibt diese Pläne jedoch dann auf, da es »damals recht schwierig« ist, an eine Lehrstelle zu gelangen [7]. Bei dem darauf folgenden Plan, Journalistin zu werden, nähert sie sich stärker an ein frauentypisches, semi-akademisches Tätigkeitsfeld an, und bewirbt sich zudem bei der angesehensten Tageszeitung der Schweiz. Da es hier aber »nicht besonders gut« aussieht [7], gibt sie auch diese Pläne wieder auf.

In dieser Situation sich häufender Ablehnungen und gleichzeitig steigendem Anspruchsniveau reift in ihr schliesslich der Entschluss, ein Anglistikstudium »anzufangen« [8]. Damit scheint sie noch mehr den Statuserwartungen der Eltern entgegenzukommen als bisher, da sie den Sprung auf die Universität wagt. Dieses Umkippen der Orientierung ist überraschend, nachdem zuvor eine Distanzierung von dem heteronomen Erziehungs- und Zukunftsprogramm der Eltern zu beobachten war, wengleich natürlich relativierend in Rechnung zu stellen ist, dass Helen G. ein »Faible für Sprachen« hat, und damit eine intrinsische Basis für dieses Studium vorliegt. Plausibel wird Helen G.s Verhalten, wenn davon ausgegangen wird, dass sie ein übersteigertes Anspruchsniveau hat. Sichtbar wird der in der familialen Sozialisation erworbene Überanspruch an ihrer Enttäuschung über das Anglistikstudium. Sie fühlt sich dort »unterfordert«, und hätte es gerne »ein bisschen anspruchsvoller« [8]. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Helen G. auf dem Gymnasium leistungsmässig »immer so grad am Minimum« und »schlechter als der Klassendurchschnitt« war [6], wirken diese Aussagen über das universitäre Niveau des Anglistikstudiums zunächst unglaublich. Eine subjektive Glaubwürdigkeit wird man diesen Einschätzungen aber nicht absprechen können, wenn davon ausgegangen wird, dass Helen G. trotz existenter geringer schulischer Befähigung gleich-

zeitig an Überansprüchen festhalten kann. Dass ein solches erhöhtes Anspruchsniveau vorliegt, wird nämlich auch in anderen Kontexten ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung sichtbar, und zwar besonders in ihrer Personenwahrnehmung, die dadurch geprägt ist, dass sie andere an der Elle übersteigter Leistungserwartungen misst. So wird etwa die Mutter dahingehend charakterisiert, dass sie »immerhin« Kinderärztin geworden ist, nachdem sie ursprünglich Allgemeinärztin hätte werden wollen [1], und an der Philosophie studierenden Schwester moniert sie, dass da nie »irgendwelche Thesen (seien), die dann irgendwo rauskommen in einer Fachzeitschrift« [4], womit sie ihrer Schwester fehlende wissenschaftliche Ambitionen ankreidet.

Helen G. bricht das Anglistikstudium nach einem Jahr ab, verstrickt sich jedoch danach noch weiter im Gewebe elterlicher Statuserwartungen, da sie statt des ihren Neigungen mehr entgegenkommenden Sprachenstudiums auf Veterinärmedizin umsattelt. Damit nähert sie sich objektiv maximal an die Verhaltenserwartungen der Eltern an, erkauft diese Annäherung jedoch um den Preis einer realen Überforderung ihres Leistungsvermögens. Da sie gerade in den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern »untalentierte« ist, und schon auf dem Gymnasium »einfach Probleme (hatte), das zu begreifen irgendwie« [6], gerät sie in eine prekäre, krisenhafte Situation, da das Studium der Veterinärmedizin von den Anforderungen her mit einem Studium der Humanmedizin deckungsgleich ist.<sup>17</sup> In dieser Situation der maximalen Annäherung an die elterlichen Erwartungen bemerkt Helen G. mit der Zeit, dass sie »nichts mehr antreibt, das zu studieren« [9], d. h. die fehlende intrinsische Motivation und die Heteronomie des Studienziels wird ihr nun verfügbar. Zudem sind die Eltern beim Nichtbestehen des ersten Propädeutikums »dermassen enttäuscht« über die Tochter, dass Helen G. angesichts der hohen Durchfallquote von »70, 65 Prozent« der Studierenden offenbar an einen Punkt gelangt ist, in dem sie gewahr wird, dass es ein hoffnungsloses Unterfangen ist, die Anerkennung der Eltern zu erlangen.<sup>18</sup>

Das Gewahrwerden der Unmöglichkeit, trotz entsprechender Anstrengungen die elterliche Anerkennung zu erlangen, macht es ihr möglich, sich definitiv von dem Vorhaben eines Hochschulstudiums zu distanzieren und den eigenen beruflichen Ambitionen zu folgen. Als der Termin für den zweiten Versuch herannaht, das Propädeutikum doch noch zu bestehen, verzichtet sie auf die Wiederholungsprüfung, gleichzeitig hat sie sich aber schon ein halbes Jahr vor dem definitiven Studi-

17 Im arbeitsintensiven Veterinärmedizinstudium sind die Examensanforderungen in »etwa gleich hoch wie in der Humanmedizin.« Die Veterinärmedizin mag auf den ersten Blick als frauenuntypisches Studium erscheinen, tatsächlich ist der Frauenanteil jedoch mit »heute etwa sechzig Prozent« sehr hoch (Riggenbach/Bieri 1997, 79 und 81).

18 Fehlende Anerkennung ist bereits für die Zeit des Anglistikstudiums thematisch, wenn man die Geschichte mit der schlechtbewerteten Seminararbeit beim Wort nimmt [vgl. 8].

enabbruch um eine erneute Bewerbung als Stewardess bei einer Fluggesellschaft gekümmert, so dass sie schliesslich nach der »*ganz genau ausgetüftelten*« [9] und erfolgreichen Bewerbung bei der Fluggesellschaft direkt mit der Ausbildung zur Flugbegleiterin beginnen kann. Die Loslösung von zu Hause erfolgt jetzt prompt, da sie zeitgleich auch den Auszug von zu Hause verwirklicht, obwohl es »*Andeutungen (gibt), dass es dann meiner Mutter sehr schlecht gehen würde, wenn ich ausziehe*« [10], und der Streit über ihre Berufswahl in dem von der Mutter angekündigten Beziehungsabbruch kulminiert, da diese die Bemerkung fallen lässt: »*So, das war es!*« [11]. G. ist damit zwar nicht vollständig immun gegenüber dem »hysterischen« Verhaltensmodus der Mutter geworden, doch ist es ihr nach der Inangriffnahme des Veterinärmedizinstudiums gelungen, sukzessive eine innere Distanz zu dieser Form der »*Erpressung*« und des »*Bluff(s)*« [10] der Mutter zu gewinnen, und schlussendlich ihren eigenen Weg zu gehen.<sup>19</sup>

Da der Fall sehr jung ist, und Helen G. bezüglich ihrer Berufswahl auch davon ausgeht, dass sie »*den Leuten (beweisen)*« muss, dass man als Maturandin »*eigentlich auch Freude haben kann an so einem Beruf*« [13], fällt eine Prognose darüber schwer, ob sie sich mit dieser Ausbildungsentscheidung stabilisieren wird. In der Formulierung, sie habe damit ihren »*Lebensberuf, (ihre) Berufung*« [13] gefunden, mag zwar Zweckoptimismus einfließen, doch unabhängig davon ist es aus zwei Gründen wahrscheinlich, dass Helen G. eine dauerhafte innere Affinität für diese Tätigkeit empfinden wird: Zum einen deshalb, weil die von Berufs wegen geforderte Mobilität, dass »*man ständig woanders ist*« [12], in einem Verhältnis der Wahlverwandtschaft zu ihrer mobilen Aufwuchsbiographie steht, da G. als gebürtige Ausländerin in Deutschland und der Schweiz gross geworden ist. Zum anderen fällt auf, dass diese Tätigkeit auf basale Art und Weise ihrem Beharren auf Anerkennung ihres Frauseins entgegenkommt. Die bei der definitiven Berufsentscheidung geführten Auseinandersetzungen mit den Eltern, für die der Beruf »*(beinahe) wie Prostitution*« [11] ist, weisen trotz ihrer vordergründig unfreiwilligen Komik auf jahrelang ausgefochtene Auseinandersetzungen zwischen Helen G. und ihrem Vater hin, die sich um den Gebrauch von »*Lippenstift*«, »*Nagellack*« und »*Ballett*« statt »*Judo*« [5] drehten. Wird noch berücksichtigt, dass auch die als »*total mädchenhaft*« [4] charakterisierte ältere Schwester entsprechende Probleme mit einem Vater hatte, der »*immer einen Jungen gewollt*« hat und beide Töchter »*für Wissenschaft interessieren*« wollte [5], liegt die Vermutung nahe, dass eine problematische Anerkennung von Weiblichkeit den ungelösten Familienroman der Familie G. ausmacht. Worin dieser Familienroman im

---

19 Nicht zufällig stellte Helen G. am Schluss des Gesprächs die von Verunsicherung zeugende Frage an den Interviewer: »*Was halten sie von diesem Beruf?*«

einzelnen bestehen mag, ist hier nicht weiter zu verfolgen. Hinsichtlich der Berufswahl von Helen G. fällt aber auf, dass die Tätigkeit als Flugbegleiterin wiederum in einem Sinnzusammenhang mit dieser Besonderheit ihrer Aufwuchsbiographie steht, da die Fluggesellschaften bei der Rekrutierung ihres Personals grossen Wert auf ein feminines Erscheinungsbild der Flugbegleiterinnen legen.<sup>20</sup>

Damit sind die Grundlinien des Lebensverlaufs von Helen G. in groben Zügen bestimmt, so dass abschliessend noch die Frage zu beantworten ist, welche Entsprechungen zu den bereits entwickelten Abstiegstypen vorliegen. Der Lebensverlauf des Falles kommt am meisten dem hochstapelnden Verhaltenstypus entgegen, da für die Zeit von drei Jahren trotz mangelnder Befähigung, fehlender intrinsischer Motivation und offenkundiger Fremdbestimmung der Versuch unternommen wird, ein Hochschulstudium zu realisieren. Analog zu einem Kind, von dem nicht nur ›Liebes tun‹ sondern ›lieb sein‹ gefordert wird, lässt sich auch bei G. davon sprechen, dass sie während der drei Jahre Studium gegenüber den Eltern so-getan-hat-als-ob-sie-eine-Akademikerin wäre, es jedoch nicht wirklich war.<sup>21</sup> Was Helen G. jedoch von dem hochstapelnden Typus unterscheidet ist die Tatsache, dass das So-tun-als-ob bei ihr nur eine vorübergehende Erscheinung bleibt. Mit der Durcharbeitung der familiären Problemlage übersteigter Statusaspirationen und der Loslösung von der Familie findet das ›unechte‹ Studium ein Ende, und es wird freiwillig ein sozialer Abstieg in Kauf genommen. Diese gelingende Distanzierung ist zum einen dem Umstand geschuldet, dass die Staturerwartungen in der Familie G. deutlich ausformuliert sind und mittels eines antiquiert anmutenden Erziehungsprogramms äusserlich angesonnen werden, so dass eine Loslösung davon im Zuge des Heranwachsens möglich war. Zudem kommt hinzu, dass Helen G. in einer Aufsteigerfamilie und nicht einer etablierten Akademikerfamilie aufgewachsen ist. Für den hochstapelnden Typus war im Gegensatz dazu ein Heranwachsen in einem Familienkreis konstitutiv, der schon über mehrere Generationen hinweg akademisch oder vermögend situiert war, und zudem gelang es allen vier Brüdern von Robert L., einen akademische Berufsposition zu erlangen. Von daher war für den Fall Robert L. die Angst, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe zu verlieren, stärker verhaltensbestimmend als für Helen G.

---

20 Vgl. dazu die Studie von Hochschild (1983). Helen G. ist bei einer Fluggesellschaft, deren Zulassungskriterien in dieser Hinsicht moderat sind. An einer Stelle des Gesprächs erwähnt sie, dass es Gesellschaften gäbe, die mehr fordern: *«(...) dass die ein schönes Gebiss wollen und man darf keine Brille tragen und muss wunderschön sein, Superfigur, langes Haar, blond. Das wollen die alles, und, das ist mir doch zu sexistisch. Also ich bin hier ganz glücklich.»*

21 Bei Kuiper (1966, 132) heisst es zum Unterschied von lieb tun und lieb sein: *»Wenn diese Forderungen zu hoch sind, so dass das Kind ihnen innerlich nicht gerecht werden kann, nimmt es doch die Haltung an, die die Eltern verlangen: Es tut nicht nur lieb, sondern es tut so, als ob es lieb ist, und möchte sich selbst auch als liebes Kind erleben (...).«*

## 7.4 Die Aussteigerin Etta E.

[Fall Nr. 14]

1 *Etta E. wird 1963 geboren. Ihre Familie hat Landbesitz, und sie ist auf einem traditionsreichen Gut aufgewachsen. Sie, ihre Geschwister und die Eltern werden auch heute noch von den meisten Angehörigen des Geburtsortes gekannt und mit Namen begrüßt. Der Vater »ist Jurist gewesen«, er »ist eigentlich aus einer akademischen Familie gekommen. Ganz und gar.« Der Grossvater väterlicherseits ist »auch Jurist« und hat »eine politische Karriere gemacht«, die Grossmutter väterlicherseits »kam eigentlich aus einer ... ja vielleicht grossbürgerlichen Familie (...), alles Akademiker: Ärzte, Juristen ... eigentlich ... viel anderes gibt es nicht.«*

2 *Die »Mutter war Lehrerin. Ihr Vater war Banker und die Mutter [Grossmutter mütterlicherseits] einfach aus einer Oberschicht, wo man nichts gelernt hat, wo man einfach - ähm - Tochter war. Sie war die Tochter eines Konsuls und hatte eigentlich nachher darunter gelitten, dass sie nicht wie ihr Bruder, der auch Jurist war, dass sie nicht noch ein bisschen mehr gewusst hat. Und hat auch darunter gelitten, irgendwie.« E.s Mutter ist ein Einzelkind.*

3 *Etta wird »als viertes von fünf Kindern geboren.« Die älteste Schwester kommt 1957 auf die Welt, sie wird später ausgebildete Sozialarbeiterin.*

4 *Auf sie folgt zwei Jahre später der Bruder, er »ist Jurist« und schlägt die Hochschullaufbahn ein.*

5 *Zwei Jahre später folgt eine weitere Schwester, der es beruflich später »ähnlich wie« Etta geht: »(...) die wusste einfach nicht, was. Sie hat dann auch die Handelsschule gemacht und hat dann irgendwie ... hätte sich ohne weiteres vorstellen können das Gymnasium zu machen, aber hat irgendwie nicht gewusst was.« Diese Schwester wird ebenfalls wie die älteste Schwester »Sozialarbeiterin.«*

6 *1963 folgt dann Etta. Vier Jahre später kommt noch eine Schwester zur Welt, sie wird Lehrerin an einem Kindergartenseminar.*

7 *Etta kommentiert die Lebensentwürfe der Geschwister mit den Worten: »Mein Bruder ist Jurist. Zwei Schwestern sind Sozialarbeiterin und eine ist Rhythmiklehrerin. Eigentlich, meine Schwestern haben diesen Weg, einen nichtakademischen Weg gewählt. (...) Ja, also ... Es hat zwei Seiten: Das eine ist, dass ich das Gefühl hatte, es war eine gewisse Auflehnung von uns Frauen. Wir waren schon in patriarchalen Strukturen, wobei man immer gesagt hat, wir behandeln alle gleich und wo der Bruder anders behandelt wurde. Man sieht das jetzt auch seinem Weg an. Er ist auch - ähm - gerne an die Familienfeste gegangen, zum Beispiel. Onkeln (...) haben gefragt: ›Wie geht es [X]?‹ wenn er nicht da war. Und dann hat die Mutter gesagt: ›Ja, ihm geht es gut und den andern vier auch.‹ Also es hing so ein bisschen trotzdem immer etwas in der Luft, obwohl die Mutter*

krampfhaft versuchte zu sagen: Ich behandle alle gleich. Aber es war nicht gleich. Das ist das eine, dass es eine gewisse Auflehnung war und das andere ist auch, dass es auch ein gewisse Spuring war von uns Mädchen. Dass es geheissen hat, die heiraten vielleicht mal - wobei das wurde nie ausgesprochen, das möchte ich hier ausdrücklich ... heiraten war nie ein Thema bei uns in der Familie. (...) Ja es war nie ein Thema [das Heiraten], aber es war eigentlich gedacht gewesen. Also das war in meinen Überlegungen. Der Vater sagt: Ja, nicht unbedingt - wenn ich ihn darauf anspreche. Es ist eigentlich gedacht gewesen, man heiratet ja dann einmal jemand Rechtes. Schon, dass man auch selbständig ist, weil unter Umständen heiratet man ja gar nicht, das war auch wichtig, und wenn es dann weitergehen sollte, dann nimmt man dann einen Akademiker. Es ist also beides, beides lief zusammen. Es war wohl auch ein bisschen gewollt vom Vater, dass gerade wir alle vier. [X] etwa, die Jüngste, sagt: Ja sie wäre gerne noch ins Gymnasium, aber sie habe sich das gar nicht mehr überlegt, da wir alle nicht waren. Also ich bin ganz klar die, die am ehesten ganz klar gedacht hat: Nein, ich möchte das nicht. Also im Nachhinein finde ich auch nicht mehr ... Für mich war es klar eine Auflehnung. Und unter Umständen habe ich aber auch diesen Druck etwas gemerkt: Man will ja auch schauen, dass man nicht den Männern eine wirkliche geistige Konkurrenz wird, oder. Aber das ist jetzt schon eher in einer Ebene, die natürlich nicht ausgesprochen wurde, die aber sehr wahrscheinlich da war. Dieser Mix ergab, dass wirklich alle - wir vier - nicht einen akademischen Beruf gewählt haben ... und eigentlich nicht bereuen. Also ich bereue es sicher nicht und meine älteste Schwester auch nicht.«

8 Etta nimmt zu ihrer sozialen Herkunft gleich zu Beginn des Interviews Stellung. Darüber informiert, dass am Institut für Soziologie in Bern ein Seminar zum Thema »Soziale Mobilität« durchgeführt wird, und man an der Lebensgeschichte ihrer Person interessiert wäre, da sie einen »anderen Beruf als die Eltern gewählt« habe, kommentiert sie das Thema mit den Worten: »Also zuerst mal etwas zu dieser sozialen Mobilität: Als du das gesagt hast, habe ich wirklich gedacht, das ist ein gesuchtes Wort. Man muss es auch so mit einem Touch von - ähm - wissenschaftlich benennen. Und das dünkte mich ..., diesen Eindruck hatte ich. Aber es ist wohl so, es muss ja auch einen gewissen wissenschaftlichen Hintergrund haben. Und dann kommt man eben zu »sozialer Mobilität«, unter der man sich ja als Normalsterblicher nichts vorstellen kann. Sozial mobil, also man ist ja mit dem Auto mobil und jetzt sozial ... Also ich bin als viertes von fünf Kindern geboren in einer - ich sage jetzt mal - Landadel-Familie, die aber sehr darauf bedacht gewesen ist, dass man ja nichts anmerkt. An nichts. Ich habe nie gewusst, haben wir Geld, haben wir kein Geld. Oder es war auch kein Thema. Ich habe immer das Gefühl gehabt, meine Kolleginnen sind viel reicher. Die hatten Auto, Fernseher. Wir hatten nichts davon. Und einmal - das ist mir ganz komisch eingefahren - kam eine Kollegin von mir zu mir

zum Essen. Und dann hat sie gesagt: ›Ihr seid schon viel reicher.‹ Und dann habe ich gesagt: ›Nein, das stimmt nicht. Ihr habt zwei Autos und einen Fernseher und einen Video.‹ Das haben die dort schon gehabt, oder so ein Überspielungsgerät. Und dann hat sie gesagt: ›Aber ihr habt Stoffservietten.‹ (kurzes Lachen). Und das hat mir irgendwie ein bisschen den Gong gäh. [aufgerüttelt]. Und von dort weg hat es angefangen, dass ich das Gefühl hatte: Wir sind doch eigentlich alle gleich. Und ich habe das immer sehr hinuntergetan: Es gibt keine Schichten, es gibt nicht Arm und Reich und ich bin auch in einer Arbeiterschicht, mein Vater arbeitet auch. So ist das in der Primar[schule] gewesen. Einfach, ich habe ja schon gewusst von diesen Schichten, aber ich wollte einfach nicht. Ich hatte wie das Gefühl, das grenzt mich aus. Aber ich bin nicht ausgegrenzt gewesen in der Klasse. Aber einfach so das Gefühl: Etwas ist ein bisschen anders.«

9 Danach befragt, ob die Eltern in ihrer Erziehung darauf gezielt hätten, dass sich die Kinder nicht als »etwas Besseres« fühlen, antwortet E.: »Also ich denke jetzt für meine Mutter war es eher ..., die hat das eher als Ausgrenzung erlebt. Sie ist hier in [X] in die Schule und war die einzige - ich sage jetzt mal - ›Mehr-Bessere.‹ Und das hat sie sehr wahrscheinlich als schwierig erlebt. Und das wollte sie uns ersparen. Sie musste zu Teeveranstaltungen mit der Grossmutter, und da mal wieder an eine Vernissage - einfach so in diesen Kreisen. Oder sie hat dann auch ... Der Grossvater war einer der ersten in [X], der ein Auto gehabt hat. Das hat sie gehasst wie die Pest. Es war schon ihre Opposition, die sie nicht leben konnte, die sie uns eigentlich leben liess. Das muss man schon so sagen. Weil sie hat gemerkt, in [X] ... sie ist mit ihrer nächsten Nachbarin - die einen Tag älter oder jünger ist als sie - war sie immer zusammen, und das war eine Bauerntochter. Das war ihre einzige nahe Freundin. Weil sonst war sie immer auch wieder ..., man hat auch geschaut. Sie durfte zum Beispiel keine feste Stelle annehmen. Sie machte immer Aushilfen. Es hat sich damals noch nicht so gehört - in diesen Kreisen immer noch nicht, in andern war es schon wieder ganz vorbei, hat man schon gesagt, jetzt kommt die Gleichberechtigung, oder das hat dort angefangen - in diesen Kreisen ist [es] schon noch so gewesen: ›Nein, meine Tochter arbeitet sicher nicht. Oder sie macht Aushilfe.‹ Sie hat dann einfach so ausgedehnte Aushilfen gehabt. (...) und hat sehr gerne dort gearbeitet. Und ich glaube auch, dass sie eine leidenschaftliche Lehrerin war. (...) Und sehr wahrscheinlich hat sie auch - also das interpretiere ich - auch eher darunter gelitten, dass sie nachher einfach ans Haus gebunden gewesen ist mit uns. Und sie wäre eigentlich eine Frau gewesen, die noch gerne hinaus gegangen wäre.«

10 Die ersten Lebensjahre, das Verhältnis zu den Eltern und den Schulbesuch schildert E. mit den Worten: »Ich war also eben das Vierte: Zuerst eine Schwester, dann ein Bruder, dann wieder eine Schwester, dann ich und dann ist nochmal eine Schwester gekommen nach vier Jahren. Ich hatte - wie ich so manchmal denke - de ringschti Stand [die einfachste Stel-

lung] gehabt. Also ich habe gemacht, was ich wollte. Ich war in diesem Sinn auch ein bisschen das Sorgenkind. Man hatte das Gefühl: Oh, jetzt fängt die dann noch an zu kiffen. Oh, die geht immer fort. Die andern Geschwister waren immer viel mehr zu Hause. Ich ging gern hinaus. Ich war viel weg, ging immer in die Beiz [Kneipe], wann ich konnte, nach der Schule in die Beiz und so. Dann sind sie mir mit dem Taschengeld sehr zurückgegangen. Einfach, damit das ja nicht entgleist. Weil das hat man wirklich bei den andern nicht so gekannt. Doch, bei der ältesten Schwester auch noch. Die hat ein bisschen vorgebahnt, darum ist man nicht mehr gerade so in Panik geraten - also man, meine Eltern. Ja, und dann bin ich normal durch die Schule: Weder super gut noch super schlecht. Ich habe keine - ähm - Erinnerung mehr, wie das so war, der Notendruck oder viel Hausaufgaben. Aber meine drei älteren Geschwister die waren Top-Schülerinnen und -Schüler. Und ich war einfach so in der Mitte drin. Einfach nichts so ... (...) Und es ist ja immer jemand die Schlechteste, und das bin ich gewesen. Ich habe nichts gemacht für die Schule, und ich war einfach so ganz normal. Die andern haben auch mehr gearbeitet.«

11 Befragt nach den Vorstellungen der Eltern über die Berufspläne der Kinder und nach den elterlichen Erziehungsgrundsätzen antwortet E.: »Es kam aus der Erziehung heraus, dass man eine solide Ausbildung haben muss. Es war ein bisschen doppelbödig, aber es war so. Die wollten, oder es hat ja auch ihre Vergangenheit oder ihr Umfeld gezeigt, es ist gar nicht klar, dass die alle heiraten. Die müssen sich selber ernähren können. Und das ist eigentlich - finde ich - eine gute Grundhaltung. Und die wurde immer vermittelt. Und man soll nicht ein Beruf lernen, wo man arbeitet und arbeitet und nichts verdient. Das war auch ab und zu ein Thema. Da sind natürlich dann schon einige Berufe weggefallen. Die waren jetzt auch bei uns nie Thema. Ich wollte zum Beispiel nicht Coiffeuse werden, weil ich bin nicht sehr kreativ, ich hätte das nie gekonnt, aber das wäre sehr wahrscheinlich kaum gegangen, Coiffeuse. Ja, oder auch Servierfrau. Wobei ich habe serviert, meine älteste Schwester hat serviert, es ist für uns trotzdem immer wieder wichtig gewesen zu manifestieren, (sehr bestimmter Tonfall:) wenn es unser Weg ist, machen wir was wir wollen. Das ist so. Und ich glaube, es war gar nicht schlecht, so im Nachhinein. Wie der Spruch von Hellinger, dem Psychotherapeuten, der mal gesagt hat: Wenn man die Eltern mit 18 gut findet, stimmt etwas nicht. Aber wenn man sie mit 35 immer noch nicht gut findet, stimmt auch etwas nicht.«

12 »Und dann habe ich eigentlich Glasbläserin werden wollen, (...). Und dann hat es gebeissen: ›Das ist brotlos. Das kommt nicht in Frage.« Und was auch immer ein Thema war, dass man ja nicht heiratet, bevor man etwas Rechtes gelernt hat. Und dann - so in der Sek - war die Frage: Wohin gehe ich jetzt? Ich wusste eigentlich nicht, was. Dann habe ich auf die Eltern gehört, die gesagt haben: ›Dann mach wenigstens eine Handelsschule, wenigstens einen Handelsabschluss. Der wird dir viel helfen« und



so. Ich bin dann in diese Handelsschule und habe die gleich durchlaufen, wie die andern Schulen: Nichts gemacht. Das war aber gut für mich. Dort ist dann auch der wirkliche pubertäre Schub gekommen, die Abgrenzung von zu Hause. Und ... Im Nachhinein muss ich sagen: Eigentlich noch ganz gesund. Ich konnte ausrufen [lästern] gegen zu Hause: ›Altmodisch!‹ Und alles ist so gewesen, dass ich gedacht habe: So übel wie ich hat es nicht gerade jemand. Einfach so äähb ... [Ausdruck des Ekels] und alles. Und an diesen Familienfesten: der Herr Doktor So-und-so und dann wurde man so vorgestellt. Und dann hat man nicht gesagt: ›Etta geht in die Handelsschule.‹ Man hat gesagt: ›Sie geht in die Mittelschule.‹ Oder damit man nicht noch sagen musste irgendwie ... (lacht) einfach so ... und das hat mir sehr gestunken, einfach so in der familiären Situation. Wobei meine Mutter und mein Vater das eigentlich nie so bewertet haben als irgendwie ... weniger.« Etta verlässt die Sekundarstufe I mit der neunten Klasse (1979; 16. Lj.) und absolviert danach eine dreijährige Handelsschule (1980-1982; 17. bis 19. Lj.).

13 Nach Abschluss der Handelsschule macht sie zuerst ein Praktikum im Spital und arbeitet dort offenbar noch ein halbes Jahr in einer nicht näher bezeichneten Funktion (1983; 19. Lj.): »Nachher war ich fertig mit der Handelsschule, habe eine Stelle gesucht und keine gefunden. Ja. Es war dann gerade eine schwierige Lage. Ah nein, stimmt nicht. Ich ging zuerst ins Spital ein Praktikum machen. Weil ich dachte, vielleicht Krankenschwester. Von Hebamme habe ich noch gar nichts gewusst, also ist mir noch nie so .... Dann habe ich dort ein Jahr gearbeitet, nein ein halbes Jahr, und dann habe ich etwas als Sekretärin, als kaufmännische Angestellte, oder als Kauffrau gesucht. Und habe nichts ..., hatte x Absagen. Es ist wirklich eine schwierige wirtschaftliche Lage gewesen, wirklich so eine Baisse, und das ist irgendwie auch noch nie dagewesen bei uns in der Familie. Es war noch relativ schwierig. Ich habe dann immer weiter gesucht und ich bin noch daheim gewesen.«

14 In dieser Situation ist es ihr möglich, für die Dauer von neun Monaten bei ihrem Vater auf dem Büro zu arbeiten: »In der Zwischenzeit, als ich nichts gefunden habe, bin ich zum Vater ins Büro: aufs Notariat (...). Und das war ein Job! Zum Davonlaufen (lacht), ehrlich. (...) Wirklich, wenn du dort einen etwas anspruchsvollen Job hattest, war das sehr lustig, aber also mein Job war fürchterlich. Neun Monate war ich dort, bevor ich dann [in einer sozialen Institution arbeitete]. Also ich musste mich auch eine Zeitlang verpflichten. Es hat geheissen: Fünf Monate musst du bleiben. Weil das muss dann durchgearbeitet werden. Wenn ich dann einen Job gehabt hätte, hätte ich dann gehen können, aber ich habe dann gar nicht mehr gesucht, die erste Zeit.«

15 Im Anschluss daran findet sie eine Stelle als Sekretärin in einem Sozialdienst, die sie für die Dauer von vier Jahren ausübt (1983 bis 1987; 20. bis 25. Lj.): »Das war gerade so nach zwanzig. Dann bin ich ausgezogen

und hatte dann eine Stelle, so nach zwei Monaten. (...) Und dann hatte ich eine Stelle auf dem [X] Dienst und zwar auf dem Sekretariat. Und das war ein ausnehmend guter Job. Also ich konnte dort meinen eigenen Weg gehen. Es war eine Teamstellen-Leitung dort. Ich hatte Verantwortung: der Sektor Team gehörte mir. Dort war auch eine Organisationsberaterin, die hat immer geschaut, dass die Sekretärin integriert ist und genau gleich. Es war eine sehr kritische Frau. Die hat mich auch dran genommen. Wenn ich dann gesagt habe: ›Oh nein, das kann ich nicht.‹ ›Ja willst du Teamstellen-Leitung oder nicht.‹ Ich musste mich dann immer wieder auch dazu bekennen. Ich habe dann auch noch Ausbildung gemacht: Betreuung von chronischen Alkoholikern. Es war also sehr spannend.«

16 Während der Arbeit denkt Etta über eine Ausbildung im sozialen und medizinischen Bereich nach. Im Oktober 1988 (26. Lj.) beginnt sie dann eine zweijährige Ausbildung als Hebamme, nachdem sie sich zuvor gegen eine Ausbildung als Krankenschwester entschieden hat: »Ja und auf dem Dienst wurde mir klar: Ich möchte schon eine Fachfrau sein. Und zwar eine, die nabe ist an der Basis. Das habe ich dort schon gemerkt. Ja, und Sozialarbeiterin, hatte ich das Gefühl, es ist auch - also ich habe näher hineinschauen können - es ist auch sehr viel theoretisch. Und dann habe ich ein Buch gelesen, weil eine Freundin ein Kind bekommen hat. Also ungewollt schwanger geworden ist. Da habe ich ihr ein Buch gekauft, und zwar eins von Sheila Kitzinger, und das ist gerade ›Hausgeburt‹ gewesen (Lachen). Und ich habe das - ich hatte keine Vorstellung von Geburt bis dann -, und ich habe das gelesen, und dann habe ich mir Bücher gekauft und ich hatte das Gefühl: Das wäre es!«

17 »Und dann habe ich trotzdem noch das Gefühl gehabt, man könnte zuerst Krankenschwester machen und nachher Hebamme. Das war ein Weg - ich hatte mich erkundigt -, den es gegeben hat. Und dann bin ich mal an eine vierjährige Krankenschwesterausbildung nach [Y]. Und schon im Vorgespräch. Ähm ... Also diese Schule war eine vierjährige Ausbildung und hat einen Mittelschul-Abschluss verlangt. Und dann war meine Frage: Was soll das eigentlich? Im Medizinalberuf, als Krankenschwester, warum musst du am Schluss noch mit Matura Krankenschwester lernen? Es war eine relativ geharnischte Diskussion. Dann hiess es: ›Ja wir haben genug Bewerberinnen. Wenn Sie so kritisch sind, müssen Sie gar nicht anfangen.‹ Dann dachte ich, (troztiger Unterton.) also gut, das ist wirklich nichts gewesen. Ich ging dort sehr erleichtert hinaus. Also gut, jetzt schaue ich mal, was das ist mit der Hebammen-Ausbildung. Ich hatte mich angemeldet, war ja dann schon älter, ich war dann 25, hatte schon voll verdient, war vier Jahre als Sekretärin tätig. Und das hat mich überhaupt nicht gekümmert, weil ich wusste, ich habe so viel verdient und ich will einfach nichts von zu Hause. Ich will einfach alleine durchkommen, fertig. Das war mein Ziel. Ich hatte das Gefühl, ich will aber auch nicht im Personalhaus wohnen, aber ich komme ohne weiteres durch. Und dann habe ich mich an der

Hebammenschule gemeldet, habe mich im Februar gemeldet und im Oktober bin ich reingekommen. Weil die natürlich auch gerne die Älteren hatten, die ein bisschen mehr gewusst haben, was sie wollen und in welche Richtung. Dann bin ich in diese Hebammenschule und dann ist zuerst mal ... von Hausgeburtshilfe war nichts zu spüren. Knallharte technologische Spitalgeburt wurde praktiziert. Dazu kam, dass ich als Person einfach Schülerin war. Ich hatte absolut keine ..., ich konnte kaum Kaffee machen. Die haben mir gesagt, wie man Kaffee macht. Ich musste wirklich zuunterst in der Hierarchie anfangen. Das hat mir sehr Mühe gemacht, das muss ich sagen. Und ich habe dann so gewisse Nischen gefunden, wo ich mich einfach noch so ein bisschen abheben wollte oder hinaus, weil ich das schlecht ertragen habe. Aber das sehe ich erst jetzt, eigentlich, dass das auch so gewesen ist. Einfach so ... sich unterordnen, die sagen so: eine weisse Schürze, die Haare zusammengebunden und weisse Schuhe, möglichst Birkenstöcke und ja nichts Schönes. Einfach möglichst funktional. Dort habe ich zum Beispiel immer farbige Strümpfe gehabt. Das war dort relativ neu aufgekommen. Weisst du, grün und rot vermischt - bis das verboten wurde. Aus hygienischen Gründen. (Ironischer Ton:) Da ich mich ja mit diesen Strümpfen in den Wunden drin gewälzt habe. Also es ist ... einfach, dort musste ich schon so wie untendurch. Ich habe mir das dann auch überlegt, später, ist das nun aus meiner Geschichte heraus: Man ist halt trotzdem etwas, wenn man durch [den Heimatort] läuft, man ist halt doch nicht nur eine Nummer. Es ist nicht das gewesen, es war einfach: Die Lebenserfahrung hat überhaupt nichts gezählt. Und ich habe mich eigentlich in der Stadt wohlgefühlt. Ich habe es gern gehabt, dass man einfach ... auch die Anonymität. Und wenn ich jeweils zurückgekommen bin und mich Leute beim Namen genannt haben, und ich sie nicht gekannt habe, dann habe ich gedacht: ›Wähh‹. Also so das Kontrollierende in diesem kleinen Flecken hier, das war in dieser Zeit sehr mühsam für mich. Ja, und dann wurde ich Hebamme, und habe mich dann relativ schnell für die Freiberuflichkeit entschieden.«

18 Etta schliesst die Hebammenausbildung 1990 (27. Lj.) ab und arbeitet danach für kurze Zeit in einem Spital, kommt dann aber »wieder zurück«, weil ihr Mann auf dem Landgut ihrer Eltern einen Bauernbetrieb übernimmt.

19 E.s Mann stammt aus einer Arbeiterfamilie, sie lernte ihn während der Handelsschulzeit kennen. Nach Abschluss der Handelsschule machte er eine Lehre als Landwirt. In der Zeit des Lebrabschlusses fiel die Kündigung des langjährigen Pächters des Landgutes der Eltern von E. Der Mann war an dieser Pacht interessiert, und ihr Mann und sie konnten unter der Bedingung einer Heirat das Gut übernehmen und offiziell im Pächterhaus zusammenleben. Der Ehemann hat aus dem Gut einen Bio-Betrieb aufgebaut. Etta hilft ab und zu beim Gemüse mit und betreut sporadisch den Stand am Wochenmarkt.

20 Seit etwa 1990 (27. Lj.) arbeitet E. als freiberufliche Hebamme: »Nachher bin ich dann hierher zurückgekommen und wurde sofort angefragt für eine Hausgeburt. Das hat sich dann gerade in meinem Kreis - sage ich mal - herumgesprochen. Dann nahm ich mit einer Freiarbeitenden Kontakt auf und habe das Gefühl gehabt: Kann ich jetzt das? Darf ich das jetzt schon anfangen? Dann sagte sie: ›Wenn sie dich rufen, musst du das machen. Ich komme jederzeit, aber nur wenn du mich rufst. Wenn du mich nicht rufst ...‹ So wurde ich hineingeworfen. Und dann habe ich das gemacht. Und es hat dann schon ein Hick-hack angefangen, mit Gynäkologen zum Beispiel, mit dem Spital. Weil das war hier nicht mehr ... es hatte pro Jahr etwa noch eine, oder alle zwei Jahre etwa noch eine Hausgeburt gegeben. Wo eine auswärtige Hebamme jeweils diese Frau betreut hat. Es waren wirklich nur noch Spitalgeburten. Und dann hatte ich eigentlich bald einen grossen Kreis von Leuten, die gar nichts mehr mit meinem Bekanntenkreis zu tun hatten. Ich arbeitete viel im [X]-Tal. Ich arbeite heute noch viel im [X]-Tal. Die wollten einfach weniger diesen Wechsel [hin zur Spitalgeburt]. Ja ..., und jetzt arbeite ich inzwischen 10 Jahre freiberuflich. Das ist so mein Werdegang in etwa.«

21 Etta und ihr Mann haben drei Kinder im Vorschulalter, sie wurden alle nach Beginn der freiberuflichen Tätigkeit geboren. Seit zwei Jahren ist noch eine 17jährige Pflegetochter bei ihnen. Da E. voll arbeitet, ist zur Betreuung der Kinder und zur Erledigung des Haushalts eine »Familienfrau« angestellt. In ihrer beruflichen Tätigkeit hat E. Kontakt zu einer »Fachgruppe für Freiarbeitende«, wo sie sich regelmässig alle Monate treffen. Sie hat eine »feste Hebammen-Freundin«, mit der sie sich »viel« austauscht: »Es fällt mir erst jetzt auf, das ist eine, die - all ihre Geschwister und Eltern haben akademische Berufe (...) - und sie hat Matura gemacht und hat nachher Hebamme gemacht, so auf einem ähnlichen Weg wie ich.«

22 In diesem Zusammenhang thematisiert E. auch die Bedeutung von Bekannten und FreundInnen für ihren Lebensweg: »Ja, das war für mich sehr wichtig. Aber eigentlich, wenn ich genau schaue, [es] sind sehr viele, die nachher ins Gymi gingen, oder weiterstudierten, oder eine weitere Schule machten. (...) Das merke ich auch jetzt wieder, dass all unsere Bekannten oder viele davon, sind jetzt in einem akademischen Beruf. Das ist ... Aus dieser Sicht ist es ... nicht ganz konsequent gewesen. Das war dann einfach mein Kreis. Das habe ich mir auch gar nie überlegt. Es ist mehr: Was mehr so die Opposition bezüglich meines Bekanntenkreises war, ist das Linke. Es waren mehr alles ein bisschen Linke. Und mein Vater war ein Konservativer, sehr. Es gibt auch viele Gemeinsamkeiten. Er ist auch ein Alt-Grüner, so hat man [zu] denen gesagt. Das Erhaltende ist auch wie bei mir drin. Ich finde es auch nicht nur toll, nonstop dieser Aufschwung, diese Massierung ums Geld und so. Dort sind so gewisse Werte auch rübergekommen.«

23 »Ja, und eben auch im Bekannten ... also ich habe mehr Freundinnen und Freunde gehabt, bei denen es in dieser Zeit ein bisschen runder gelaufen ist. Und doch habe ich sehr viel Halt gehabt auch. Wir waren in den Beizen und dann war das einfach kein Thema und das wollte ich. Dann fragte mich niemand: Nicht wahr, ihr seid jetzt... oder sonst als Witz. Und das hat mir gefallen. Und dadurch waren sie auch meine Freunde und Freundinnen. Schon, wenn ich denke meine Cou-Cousinen und Cou-Cousins, es gibt sehr viele so Kreise, dort ist das auch Thema: ›Was ist denn dein Vater?‹ Ich war froh, hat man mich nicht dauernd auf meine Eltern angesprochen. Es hat viele gegeben, die haben gedacht: Doch, es ist schon gut, wie die das macht. Einfach, ja ...«

24 Befragt über die Haltung der Eltern zum beruflichen Werdegang und zur Heirat sagt Etta: »Also, sie haben uns immer zu verstehen gegeben: Die Hauptsache ist, man findet den richtigen Weg und findet etwas, wo man glücklich wird dabei. Das haben sie uns schon immer gesagt, so. Also ist es nicht so wichtig, was. Aber was wichtig war - und dort ist die Geschichte ja noch spannender - wenn man dann heiratet, dass man dann einen Akademiker heiraten würde. Also es war nie - vor allem nicht mehr bei mir - ein Thema gewesen. Aber einfach ... Nein es war nicht mehr, kein Thema mehr, es wurde einfach nicht mehr ausgesprochen.« Zur Reaktion der Eltern auf ihre Heirat sagt sie: »Es ging schon ganz ... locker. Ich habe schon gar nicht mehr gesagt ... (...) Also ich habe ja keine akademische Ausbildung und habe keinen Akademiker geheiratet und bin eigentlich jetzt - würde ich sagen - nicht mehr das Sorgenkind.«

25 Danach befragt, wie die Eltern und Geschwistern ihre heutige Stellung anschauen und beurteilen antwortet E.: »Also die Geschwister ... finden das einen guten Weg. Und die Eltern finden eigentlich auch, dass ich erfolgreich bin, aber eben in einem Bereich ..., in einem etwas oppositionellen Bereich. Das macht ihnen jeweils ein bisschen Mühe. Weil mein Vater ist mit diesen Gynäkologen in der gleichen [Studenten-]Verbindung, zum Beispiel. Er sagt schon immer: ›Jetzt habe ich wieder gesagt, das können die Hebammen auch.‹ Einfach das ist sehr wahrscheinlich, ja ... vielleicht wäre es ein bisschen einfacher, wenn - ja, ich interpretiere das jetzt - wenn ich eine erfolgreiche plastische Chirurgin wäre (Lachen). Irgendwie so. Wenn man sagen muss: Freiarbeitende Hebamme und dann noch erfolgreich. Erfolgreich einfach im Sinne: Ich habe zu tun und einen gewissen Namen. Inzwischen, habe mich auch den erschwerten Umständen gestellt. Es wäre vielleicht so ein bisschen ... wäre ein abgerundeteres Bild, wenn sie sagen könnten: Sie ist eine erfolgreiche plastische Chirurgin (Lachen). Das interpretiere ich so. Weil das ›freiarbeitende‹ noch etwas mit alternativ, so ein bisschen gemischt ... was eigentlich von meinem Klientel her gar nicht ist. Es ist durch alle Schichten. Es ist nicht: Nur die Alternativen machen Hausgeburten.«

Wenn Etta den Blick auf die Verwandtschaft und Grosseltern richtet, lautet das Urteil, dass es »viel anderes« als Akademiker »nicht (gibt)« [1]. Insofern bezüglich der väterlichen Verwandtschaft von einer »grossbürgerlichen Familie« [1], hinsichtlich der mütterlichen Verwandtschaft von »Oberschicht« [2] die Rede ist, und Etta über sich selbst sagt, sie stamme aus einer »Landadel-Familie« [8], stünde zu erwarten, dass an die Nachkommen der Familie E. hohe Erwartungen an eine Statusreproduktion gerichtet waren. Richtet man den Blick auf den einzigen Sohn der Familie, der als Jurist die Hochschullaufbahn eingeschlagen hat [4], wird diese Erwartung bestätigt, doch von den vier Töchtern haben »alle nicht« das Gymnasium besucht [7]. Während Etta als selbständige Hebamme tätig wurde, wurden zwei ihrer Schwestern Sozialarbeiterin und eine Schwester Lehrerin in einem Kindergartenseminar [3-6].<sup>22</sup>

Etta E. bringt die von akademischen Stuserwartungen abweichenden Lebensverläufe von sich und ihren Schwestern damit in Verbindung, dass zwar in der Familie gesagt worden sei, wir behandeln »alle gleich«, aber der Bruder dennoch »anders behandelt« wurde. Wenn sich auf Familienfesten die Verwandtschaft nach dem Wohlergehen des Sohnes erkundigt hätte, wäre die typische Antwort der Mutter gewesen: »Ja, ihm geht es gut, und den anderen vier auch« [7]. Dass alle vier Schwestern »nicht einen akademischen Beruf gewählt haben« [7] und durch ihre Berufswahl in typischen semi-akademischen Frauenberufen bzw. Sozialberufen tätig wurden, bestätigt den zu Beginn des Kapitels diskutierten Befund, dass für Töchter aus akademischen Elternhäusern die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes dahingehend zum Tragen kommt, dass sie in weitaus geringerem Masse als die männlichen Nachkommen von Akademikerfamilien eine akademische Karriere realisieren.

Etta E. hat ihren Lebensweg als einen »Mix« von einer »gewisse(n) Auflehnung« gegenüber ihrer Herkunftsfamilie einerseits, und einer »gewisse(n) Spurung (...) von uns Mädchen« andererseits interpretiert [7]. Insoweit es in der Familie »gebeissen hat, die heiraten vielleicht mal«, spricht alles dafür, dass die Stuserwartungen an die Töchter nicht so hoch waren wie gegenüber dem Sohn, womit die Nichtaufnahme eines Hochschulstudiums in ihrem Fall vorgespurt war. Will man dagegen verstehen, inwieweit sich Ettas Lebensweg als »Auflehnung« [7] gegenüber dem Herkunftsmilieu begreifen lässt, bietet es sich an, die an die Töchter gerichteten Erwartungen näher zu betrachten, und den Le-

22 In einigen Kantonen der Schweiz war bis vor kurzem für die Ausbildungen zum Primarschullehrerberuf und zur Sozialarbeit kein Abitur vorgeschrieben. In den letzten Jahren nimmt die Zahl der Kantone zu, die dafür eine Ausbildung an Fachhochschulen und Universitäten vorsehen (Riggenbach/Bieri 1997, 55, 155). Vgl. für einen traditionellen Weg zum Primarlehrerberuf ohne Abitur und via Seminarbildung auch die Lebensgeschichte von Angelika M. (Fall Nr. 16) im folgenden Abschnitt.

bensentwurf des Falles mit den Lebensläufen ihrer Grossmutter und Mutter zu vergleichen.

Gänzlich frei von Statuserwartungen wuchsen die Töchter der Familie nicht heran. Zum einen sei erwartet worden, »dass man eine solide Ausbildung haben muss«. Berufe, in denen »man arbeitet und arbeitet und arbeitet und nichts verdient«, seien für die Töchter nicht in Frage gekommen. »Coiffeuse« oder »Servierfrau« zu werden, »das wäre sehr wahrscheinlich kaum gegangen« [11]. Dann sei in der Familie thematisiert worden, »dass man ja nicht heiratet, bevor man etwas Rechtes gelernt hat« [12]. Ferner sei im Falle einer Heirat erwartet worden, »dass man dann einen Akademiker heiraten würde« [24]. Die Wahl eines Akademikers sei zwar »nie ein Thema« eines Familiengesprächs gewesen, und insofern sei diese Erwartung »nie ausgesprochen« worden, aber es sei »eigentlich gedacht gewesen« [7]. Schliesslich gehörte zur Vorstellung einer anzustrebenden Heirat offenbar auch die Erwartung, dass sich die Lebensführung im Rahmen eines traditionellen Familienmodells bewegt, nicht jedoch nach einem egalitär-erwerbsbezogenen Muster gestaltet, in dem Mann und Frau Vollzeit erwerbstätig sind.

Den ersten zwei Erwartungen entspricht der Lebensentwurf des Falles, da Etta seit über zehn Jahren in ihrem Beruf als Hebamme »erfolgreich« [25] tätig ist, und da sie erst nach Abschluss der Berufsausbildung geheiratet hat [18-19]. Abweichungen von den Erwartungen der Herkunftsfamilie ergeben sich jedoch zum einen in der Wahl des Ehepartners, da sie »keinen Akademiker« [24], sondern einen aus einer Arbeiterfamilie stammenden Landwirt geheiratet hat [19], und in der Ausgestaltung ihrer Erwerbstätigkeit. War die Grossmutter mütterlicherseits Angehörige einer »Oberschicht, wo man nichts gelernt hat, wo man einfach – ähm Tochter« war [2], und war für ihre Mutter vorgesehen, dass sie eine Ausbildung anstrebt, aber »keine feste Stelle« in ihrem Ausbildungsberuf als Primarlehrerin annimmt [9], so ist Etta wie ihr Mann voll erwerbstätig, wobei zur Erledigung des Haushalts und zur Betreuung der drei Kinder und der Pflegetochter eine »Familienfrau« angestellt ist [21]. Während die Mutter den Primarlehrerinnenberuf immer nur als »Aushilfe« [9] ausgeübt hat, und auch darunter »gelitten (hat), dass sie nachher einfach ans Haus gebunden gewesen ist« [9], hat es Etta geschafft, ihren Handlungsspielraum zu erweitern.

Begreift man den Möglichkeitsspielraum ihrer beruflichen Entfaltung gegenüber der Grossmutter- und Muttergeneration als vergrössert, so ist damit sicher objektiv ein zentraler Aspekt ihres Abweichens gegenüber »patriarchalen Strukturen« [7] benannt, allerdings ist damit ihre Auflehnung gegenüber dem Herkunftsmilieu noch nicht erschöpfend erfasst, wie dies an mehreren Stellen ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung deutlich wird: Die Herkunftsfamilie des Falles lehnt zwar eine ostentative Zurschaustellung ihres Status ab, da die Eltern »sehr

darauf bedacht« sind, »dass man ja nichts anmerkt« [8]. Dennoch existieren gesellschaftliche Verpflichtungen zur Teilnahme an Nachmittagstees, Vernissagen und Familienfesten [vgl. 9, 12]. Bei diesen Anlässen werden andere Konventionen der Statusdarstellung praktiziert. Hier wird man dem »Herr Doktor So-und-so« vorgestellt, und mit Blick auf die Tochter heisst es nicht, dass sie die »Handelsschule« besucht, sondern es ist beschönigend davon die Rede, dass sie »in die Mittelschule« geht [12]. Eine solche Haltung, in denen Bildungsunterschiede über das Ansehen von Personen entscheiden, lehnt Etta ab. Auch Gespräche, in denen die Frage: »Was ist denn dein Vater?« [23] von Bedeutung ist, goutiert sie nicht. Von den Bekannten, die sie hat, bezeichnet sie nur jene als ihre »Freunde und Freundinnen«, die sie »nicht dauernd auf meine Eltern« ansprechen [23]. Ähnlich einer berühmten Person, die Orte aufsucht, an denen sie nicht bekannt ist,<sup>23</sup> ist es auch für E. wichtig, unabhängig von den Statuszuschreibungen ihres Familiennamens »sie selbst« sein zu können. Dass sie an ihrem Geburtsort von den meisten Anwohner gekannt und mit Namen gegrüsst wird [vgl. 1], ist für sie ein ambivalenter Sachverhalt. Zwar weiss sie es durchaus zu schätzen, dass man »halt trotzdem etwas« und »nicht nur eine Nummer« ist, doch während ihrer Ausbildungszeit empfindet sie das Gekanntwerden beim Zurückkommen in den Heimatort wenig erfreulich. Wenn sie »Leute beim Namen genannt haben, und ich sie nicht gekannt habe, dann habe ich gedacht: ›Wähh« [17].

Die Ablehnung eines zugeschriebenen Status erklärt letztlich auch das gleich zu Beginn des Interviews geäusserte Beharren E.s darauf, dass »doch eigentlich alle gleich« seien und es »keine Schichten« gäbe. Dabei ist weniger die Aussage überraschend, dass sie aufgrund des familiären *understatements* in der Selbstdarstellung und der Vermeidung protziger Zurschaustellung als Primarschülerin gar nicht wusste, ob die eigene Familie »Geld« oder »kein Geld« hatte, und von daher davon ausging, dass ihre Schulkameradinnen »schon viel reicher« waren als sie. Entscheidend ist vielmehr die Schilderung ihrer Reaktion auf eine solche Auseinandersetzung mit einer Schulfreundin. Nachdem Etta auf die Behauptung ihrer Kollegin, ihre Familie sei »schon viel reicher«, kontert: »Nein, das stimmt nicht. Ihr habt zwei Autos und einen Fernseher und einen Video«, gibt sich die Freundin damit nicht geschlagen, und steuert mit dem Satz: »Aber ihr habt Stoffservietten« statt der grossen die kleinen, aber feinen Unterschiede eines diskreten Luxus an [8]. Das Etta an dieser Stelle ihrer Erzählung kurz lacht, zeigt an, dass sie darum weiss, dass mit dem Gebrauch von Stoff-, Papierservietten oder ihrer Nichtbenutzung sehr wohl soziale Unterscheidungen verbunden sind. Anstatt dann jedoch verbal und logisch folgerichtig eine dezente

---

23 Vgl. dazu Goffman (1963, 88f.).



Selbstdarstellungspraxis ihres Herkunftsmilieus zu reflektieren, kommt sie für sich zu der Konsequenz, sie habe von da an »das Gefühl« gehabt: »Wir sind doch eigentlich alle gleich.« Erst in den Folgesätzen räumt E. ein, dass sie das Gefühl hatte, die Existenz von Schichten »grenzt mich aus«, und von daher dazu neigte, dass alles »immer sehr hinunter(zutun)« [8].

Ettas Aversion gegenüber einem Angesprochenwerden auf die Herkunft der Eltern, ihre ambivalente Haltung gegenüber dem namentlichen Begrüßwerden, und ihr Bemühen, die Existenz von Schichtunterschieden zu bagatellisieren thematisieren die Vorabfestlegungen ihrer Identität durch Geburt und Herkunft. So wie Rüdiger V. in der Schulkasse seiner Herkunftsgemeinde die Erfahrung machen musste, dass er als »der Sohn vom Doktor« [4] wahrgenommen wird (vgl. Kap. 5), hat sich auch Etta in der Schulkasse, der Heimatgemeinde und in anderen Kommunikationssituationen als eine Person erfahren, für die alles ein »bisschen anders« [8] ist. Die Vorabkategorisierung durch einen zugeschriebenen Status ist aber bei ihr ausgeprägter als bei dem gerade erwähnten Arztsohn, da in ihrer Verwandtschaft über mehrere Generationen hinweg »alles Akademiker« sind [1], und zudem der Familiennamen eine historisch noch weiter zurückreichende Verbindung zu einst angesehenen Persönlichkeiten schafft, da sie aus einer »Landadel-Familie« [8] stammt. In E.s »Auflehnung« [7] ist damit auch eine Auseinandersetzung mit der Hypothek ihres askriptiven Herkunftsstatus virulent. Wie die bereits geschilderten Situationen zeigen, ist sie der im Nachnamen zum Ausdruck kommenden Festlegung ihrer Identität nicht mit der Haltung stolzerfüllter Annahme begegnet. Auch die entgegengesetzte Haltung einer heftigen, generalisierten Ablehnung ihres Namens liegt nicht vor.<sup>24</sup> Vielmehr liegt eine sich Schritt für Schritt entwickelnde Distanzierung von den askriptiven Verhaltenszumutungen vor, die schlussendlich in dem bewährungsorientierten Bemühen kulminiert, sich einen eigenen Namen zu schaffen:

Während der Phase ihres neunjährigen Schulbesuchs sind Ettas Distanzierungsbemühungen auf den Binnenraum der Herkunftsfamilie beschränkt. Sie ist »ein bisschen das Sorgenkind« der Eltern. Im Gegensatz zu den häuslicheren Geschwistern ist sie diejenige, die »viel weg« ist, auch nach der Schule »in die Beiz« geht, und die auch noch »zu kiffen« anfängt. Als viertes von fünf Kindern hatte sie in der Geschwisterreihe nach ihrem Dafürhalten eine günstige Position um einfach zu machen, »was ich wollte.« Zwar ist sie in der Schule weder »super gut noch super schlecht« und gemessen am Leistungsverhalten ihrer Geschwister »die Schlechteste«, doch weder begreift sie ihr schulisches Verhalten als Opposition gegenüber familiären Verhaltenserwartun-

---

24 Vgl. zum Zusammenhang von Identitätsfestlegungen und Namen Strauss (1959, 13ff.).

gen, noch tangiert die schulische Situation ihr Selbstbewusstsein merklich [10].

Abgesehen von dem »brotlos(en)«, im Gespräch mit den Eltern dann verworfenen Plan, »Glasbläserin« [12] werden zu wollen, weiss E. nach Beendigung der Sekundarschule nicht, was sie jetzt tun soll. Zwar hört sie auf den pragmatischen Rat der Eltern, eine Handelsschule zu besuchen, und in ihrem achtzehnten und neunzehnten Lebensjahr kommt dann für sie der »wirkliche pubertäre Schub« gegenüber dem als »altmodisch« erfahrenen Elternhaus [12], doch die äusseren Rahmenbedingungen für ein endgültiges Verlassen der Familie und eine Berufsfindung sind ungünstige. Die Jahreswachstumsraten des Schweizer Bruttoinlandprodukts sind 1981, 1982 und 1983 niedrig, infolge der Rezession von 1982 nimmt der Anteil der Stellensuchenden auf dem Arbeitsmarkt Höchstwerte an.<sup>25</sup> Für Etta gestaltet sich die Stellensuche aufgrund von »x Absagen« als »relativ schwierig«, zur Vermeidung der Arbeitslosigkeit geht sie sogar für die Dauer von neun Monaten »zum Vater ins Büro« [14].

Als sie dann mit zwanzig Jahren als Sekretärin beim Sozialdienst einen »ausnehmend guten Job« [15] findet, kann sie zwar mit dem Auszug von zu Hause die Abnabelung vom Elternhaus vollziehen, doch sind die kommenden vier Jahre der Anstellung als Sekretärin immer noch von der Suche nach einer befriedigenden beruflichen Tätigkeit geprägt. Mit einer Zusatzausbildung in der »Betreuung von chronischen Alkoholikern« [15] sondiert sie das Berufsfeld der »Sozialarbeiterin«, das ihr dann allerdings letztlich als zu »theoretisch« erscheint [16]. Hatte sie bereits nach dem Handelsschulabschluss ein Spitalpraktikum absolviert [13], so erwägt sie nun erneut eine Ausbildung als Krankenschwester, bis sie sich dann schliesslich für eine Ausbildung zur Hebamme entscheidet, bei der sie das »Gefühl« hat: »Das wäre es!« [16]

Die relativ späte, im Alter von fünfundzwanzig erfolgende Anmeldung zur Hebammenausbildung »kümmert« sie wenig, da sie weiss: »(...) ich habe soviel verdient und will einfach nichts von zu Hause. Ich will einfach alleine durchkommen, fertig. Das war mein Ziel. Ich hatte das Gefühl, ich will aber auch nicht im Personalhaus wohnen, aber ich komme ohne weiteres durch« [17]. Mit diesen Sätzen bringt E. ihren Lebensentwurf auf den Punkt. Weder will sie eine Unterstützung durch ihre Eltern in Anspruch nehmen, noch will sie wie die anderen angehenden Hebammen während der Ausbildungszeit mit ihren Berufskolleginnen in einer Zwangsgemeinschaft zusammenleben. Hatte sie sich schon im Vergleich mit ihren Geschwistern als diejenige empfunden, die »gemacht (hat), was ich wollte« [10], so wird sie es nun in der Folge »schlecht

---

25 Vgl. zum Bruttoinlandprodukt Schöchli (2000), zur Zahl der Stellensuchenden Schmeiser (1998, 245).

ertragen«, sich in die »Hierarchie« des Ausbildungsbetriebes einzufügen [17]. Doch Ettas Lebensentwurf stellt mehr dar als das Beharren darauf, ein familiäres aus-der-Reihe-tanzen im Berufsleben weiter zu praktizieren. Neben dem Aspekt eines gesteigerten Anspruchs auf Selbstbestimmung enthält der Lebensentwurf auch einen Bewährungsanspruch, denn E. will »einfach alleine durchkommen, fertig.«

Angesichts ihres Anspruchs auf Selbstbestimmung ist es stimmig, dass sich Etta nach Abschluss der Hebammenausbildung »relativ schnell für die Freiberuflichkeit« [17] entscheidet. Mit der Entscheidung für die Freiberuflichkeit wird aber nicht nur die schon in ihrer Jugendzeit sich manifestierende Querköpfigkeit bekräftigt, der die Einbindung in ein Anstellungsverhältnis schwerfällt, sondern E. setzt sich damit zugleich dem Bewährungsanspruch aus, ihren Weg aus eigener Kraft zu meistern. E. arbeitet »inzwischen 10 Jahre freiberuflich« [20], sie ist Mutter dreier Kinder, und sie bilanziert ihre berufliche Tätigkeit als »erfolgreich«, wobei sie erläuternd hinzufügt: »Erfolgreich einfach im Sinne: ich habe zu tun und einen gewissen Namen« [25]. Ähnlich einem angehenden Allgemeinarzt, für den der Schritt vom Medizinstudium zur Praxiseröffnung eine erhebliche Umstellung bedeutet, da er nun zuerst Tag um Tag warten muss, bis die ersten Patienten kommen, und in der Regel einige Jahre braucht, bis er einen Stamm von Klienten aufgebaut und eine gutgehende Praxis etabliert hat,<sup>26</sup> war auch Etta vor die Aufgabe gestellt, sich durch engagierte und fachkundige Arbeit sukzessive einen guten Ruf zu erwerben, um als freiberuflich arbeitende Hebamme existieren zu können. Diesen langwährenden, die eigene Leistung und Kompetenz fordernden Prozess des Erwerbs eines »guten Rufs« hat E. im Sinn, als sie davon spricht, dass sie mittlerweile »einen gewissen Namen« hat. Die von Etta verwendete Formulierung mag nicht ganz treffend sein, aber sie schliesst den Kreis insofern, da sie auf die Ausgangsproblematik ihrer Lebensgeschichte zurückweist: E. wollte soziale Schätzung nicht aufgrund eines alten und bekannten Nachnamens zugeschrieben bekommen, sondern diese Wertschätzung aufgrund der eigenen Leistung, Lebenserfahrung und Persönlichkeit erwerben.

Stellt man abschliessend die Frage danach, welchem der bisher entwickelten Typen E. am ehesten entspricht, so fällt die Antwort leicht: Etta E. hat wie Klaus L. relativ früh ein Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie verwirklicht. Eine Distanzierung vom Herkunftsmilieu wurde offenbar auch dadurch erleichtert, dass sie wie Klaus L. in einer mittleren Geschwisterposition heranwuchs, und von daher »de ringschti Stand« [10] hatte, um sich aus dem Familienverband und seinen Konventionen zu lösen. Mit ihrer Tätigkeit als freiarbeiten-

---

26 Vgl. dazu Hall (1948).

de Hebamme hat sie sich wie der alternative Landwirt Klaus L. in einem gegenüber dem Herkunftsmilieu »*etwas oppositionellen Bereich*« [25] situiert. Trotz der Ablehnung eines akademischen Lebensentwurfs und der Situierung in einem alternativen Lebensbereich ist beiden Fällen eine in die berufliche Selbständigkeit mündende Erfolgsorientierung eigen.

Die entscheidende Differenz zum bereits entwickelten Aussteigertypus ist darin zu sehen, dass die alternative Selbstverortung und das Verfolgen einer abweichenden Lebensplanung im vorliegenden Fall nicht zu einer radikalen Frontstellung gegenüber der Herkunftsfamilie und zu einem vollständigen Kontakt- und Beziehungsabbruch führte. Denn E. arbeitete mit 19 Jahren für die Dauer von neun Monaten bei ihrem Vater, als sie aufgrund der wirtschaftlich schwierigen Lage keine anderweitige Anstellung finden konnte [14]. Und sie kehrte nach dem Abschluss ihrer Hebammenausbildung wieder an den Heimatort zurück, wo ihr Mann den Pachtbetrieb ihrer Eltern übernahm, um daraus einen Bio-Betrieb zu machen [19]. Trotz ihrer Selbstverortung als weltanschaulich linksorientierte Person, sieht E. auch »*viele Gemeinsamkeiten*« zu dem einer Studentenverbindung angehörenden, konservativ eingestellten Vater. Er wird als »*Alt-Grüner*« charakterisiert, und »*das Erhaltende*« sei auch bei ihr »*drin*« [22].

Für diesen andersartigen Verlauf einer zwar nicht konfliktfreien, doch auch Gemeinsamkeiten anerkennenden Abgrenzung gegenüber dem Elternhaus dürften zwei Besonderheiten des Falles verantwortlich sein: Während die Eltern von Klaus L. aus einem Aufsteigermilieu stammen, und den Erziehungsalltag durch eine starke Leistungsorientierung geprägt haben, wurden die Nachkommen der Familie E. nicht in einen unerbittlichen Mobilitätskampf geschickt. Eine sich über mehrere Generationen erstreckende Zugehörigkeit zu einem besitzenden und akademisch gebildeten Milieu [vgl. 1, 2, 8] hat hier eher zu einer gelassenen Haltung gegenüber den Unwägbarkeiten einer möglichen Statusreproduktion der Nachkommen und den Möglichkeiten einer direkten erzieherischen Beeinflussung des ganzen Geschehens geführt. Zudem waren die elterlichen Statuserwartungen an die Töchter nicht so hoch wie gegenüber dem Sohn der Familie, was eine Verhärtung der familiären Konfliktfronten im Fall von Etta ausgeschlossen hat.

Doch unabhängig davon, dass der elterliche Erwartungsdruck in ihrem Fall aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit abgemildert war, darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass der Lebensweg von Etta durch eine Erfolgsorientierung geprägt ist, mit deren Hilfe sie ihre persönliche Identität behauptet und gegenüber der askriptiven Hypothek ihres Herkunftstatus abgegrenzt hat. Gewiss hat der Fall »*nicht einen akademischen Beruf gewählt*« [7]. E. ist gemessen am Hochschulstudium des Vaters und mit Blick auf die Tatsache, dass sie auch kein Abitur an-

gestrebt hat, objektiv sozial abgestiegen. Selbst wenn man sich in der Statusdimension auf einen Vergleich mit der Mutter beschränken würde, läge formal ein Abstieg vor, da die Mutter mit der Primarlehrerausbildung eine Hochschulzugangsberechtigung hatte, und Etta zudem einen Arbeitersohn [19] und keinen Akademiker geheiratet hat. Diese formalen Fakten in Rechnung gestellt, kann E. jedoch zu der Lebensbilanz gelangen: »Also ich habe ja keine akademische Ausbildung und habe keinen Akademiker geheiratet und bin eigentlich jetzt – würde ich sagen – nicht mehr das Sorgenkind« [24]. Ihre Eltern mögen ein »bisschen Mühe« damit haben, dass die Tochter keine »erfolgreiche plastische Chirurgin«, sondern eine »freiarbeitende Hebamme« geworden ist [25], entscheidend bleibt jedoch, dass es »viele« Personen gibt, die denken: »Doch, es ist schon gut, wie die das macht« [23].

## 7.5 Familiäre Bedingungen als Abstiegsrisiko

Für den vierten Typus ist konstitutiv, dass eine Heterogenität der sozialen Herkunft der Eltern und die Scheidung der Eltern erhebliche Folgeprobleme für die Entwicklung der berufsbiographischen Orientierung des Falles zeitigen. Der Lebensverlauf wird von wechselnden Orientierungen an jeweils einem Elternteil geprägt, es kommt zur Herausbildung einer berufsbiographischen Ambitendenz. Da im vorliegenden Fallmaterial die Heterogenität der sozialen Herkunft und die Ehescheidung nicht wie im Fall Martina E. in Kombination auftreten, müssen wir den Einfluss beider Sachverhalte auf den Lebensverlauf im Folgenden getrennt erörtern. Dabei lässt sich zeigen, dass sowohl die Ehescheidung wie ein grosser Unterschied in der sozialen Herkunft der Eltern ein Abstiegsrisiko darstellen.

Was die Ehescheidung anbelangt, demonstriert der folgende Fall, dass die Trennung der Eltern die biographische Orientierung des Falles dahingehend beeinflusst, dass eine Distanzierung vom (väterlichen) Herkunftsmilieu erfolgt. Der väterliche Beruf wird durch die Trennung zu einer ausdrücklich ausgeschlossenen, manifest abgelehnten Option einer künftigen Berufstätigkeit. In Übereinstimmung mit dem vierten Typus ist damit der soziale Abstieg der Ablehnung des väterlichen Berufsmilieus geschuldet. Was den nachfolgenden Fall vom vierten Typus unterscheidet ist lediglich, dass das »normalneurotische« Partei ergreifen für den anwesenden Elternteil andauert, es kommt nicht zu einer längeren Phase der berufsbiographischen Ambitendenz, Bemühungen um eine Integration beider Elternrepräsentanzen unterbleiben:

[Fall Nr. 16]

Angelika M. wird 1972 geboren. Die Mutter ist die Tochter des Direktors eines Eisenwerks und ausgebildete Krankenschwester. Die Eltern des Vaters sind »beides Pädagogen, also Lehrer«. Als Angelika M. auf die Welt kommt, ist der Vater noch in der Ausbildung, er macht nach einem Medizinstudium den Facharzt für Psychiatrie. Angelika M. ist die mittlere von drei Geschwistern. Sie hat eine zwei Jahre ältere Schwester, die später das Gymnasium besucht und dann Geschichte und Ethnologie studiert. Ferner existiert ein zwei Jahre jüngerer Bruder, der nach der Sekundarschule eine Lehre macht und Elektromechaniker wird.

2 Angelika M. besucht zunächst vier Jahre die Primarschule. Schon während der Primarschulzeit »kriselt« es zwischen den Eltern, der Vater hat eine andere Freundin. An die Primarschulzeit schliesst sich für M. die Sekundarschule an. Als sie fünf Jahre Sekundarschule besucht hat, trennen sich die Eltern, sie lassen sich aber nicht scheiden. Den juristisch nicht geregelten Unterhaltsverpflichtungen kommt der Vater in den Folgejahren nur sporadisch nach, die Kinder wachsen bei der Mutter auf. M. ist in der Schule »nie besonders gut«, ihre Schwester ist besser. Sie ist in Mathematik »total schlecht«, einmal hat sie beinahe ein »Promotion [Versetzung] gefährdet.« In den musischen Fächern und den Sprachen ist sie gut, in den naturwissenschaftlichen Fächern schlecht.

3 1988 (16.Lj.) macht sie die Prüfung für die Aufnahme in das Gymnasium und die Prüfung für den Eintritt in das Lehrerseminar. Sie besteht beide Prüfungen, entscheidet sich dann aber für den Besuch des Seminars. Sie macht das einfach, sie ist dann die nächsten fünfeneinhalb Jahre »versorgt.« Das erste halbe Jahr ist sehr schwierig, sie ist ganz schlecht in Mathematik und zunächst in Französisch. Während dem Seminar arbeitet sie immer nebenbei, da sie finanziell »nicht unbedingt gut dran« sind. Schon zu Beginn des Seminarbesuchs ist klar, dass der Vater krebskrank ist.

4 Nach dem Abschluss des Lehrerseminars bewirbt sie sich nur an drei Stellen, während sich ihre Kolleginnen an fünfzig Orten bewerben. Sie will ein bisschen weg von diesem Kuchen, und arbeitet dann in einem Kaufhaus. Sie ist für vier Monate im Verkauf, dem Vater geht es nun sehr schlecht. Sie ist die einzige in der Familie, die Zeit zur Pflege hat. 1993 (21. Lj.) stirbt der Vater, M. fällt in ein Loch und hat keine Anstellung, bis sie für ein Teilpensum an der Primarschule angefragt wird. Dieses Teilpensum übernimmt sie für die Dauer von zwei Jahren. Danach hat sie für ein halbes Jahr eine Stellvertretung an einer anderen Schule für eine erkrankte Freundin inne. Im Anschluss daran ist sie einen Monat arbeitslos, und Dezember 1997 (25. Lj.) geht sie auf eine sechswöchige Reise nach Asien, Nepal, Malaysia, Singapur, Indonesien. Anfang 1998 (26. Lj.) kommt sie wieder zurück. Angelika M. weiss nicht »was«, geht stempeln, und hat dann bis zum Herbst eine Stellvertretung an einem Oberstufenzentrum. Danach geht sie erneut für sechs Wochen nach Indonesien. November 1998 kommt

sie zurück, stempelt wiederum, macht einen Computerkurs und absolviert die Fahrprüfung. Im Januar 1999 (27. Lj.) übernimmt M. dann einen von der Regionalen Arbeitsvermittlung finanzierten, zehnwöchigen Deutschkurs für arbeitslose Ausländer. Das macht sie ein Jahr. M. betreut auch nebenher ein zehntes Schuljahr. Sie wird diese Stellvertretung auf Ende des Semesters kündigen, da sie »nicht mehr mit (sich) umspringen lassen« will. Angelika M. »weiss noch nicht so genau, in welche Richtung es (sie) verschlägt«, sie ist in einer Phase, in der sie ein »bisschen weiterschau(t)«.

5 Auf ihr Verhältnis zum väterlichen Beruf geht Angelika M. im Kontext von Überlegungen dazu ein, ob für sie ein Studium in Frage gekommen sei, wie dies bei ihrer Schwester der Fall war: »(...) meine Schwester (...) hat dann mit dem Studium begonnen. (...) Eben, nur so zum sagen, sie hat dann studiert irgendwie und ist dann auch, mit meinem Vater hat sie sehr viel teilen können auf diesem Gebiet, so eben auf der intellektuellen Ebene und ich eben nicht. Und das ist schon auch immer, ich habe immer das Gefühl gehabt, ich sei so ein bisschen die Mimöse nebensan. Also ich denke, so ein gewisser Konkurrenzkampf, nicht ein Konkurrenzkampf, aber eine gewisse Eifersucht von meiner Seite ist immer ein bisschen da gewesen. Ich hatte immer das Gefühl, was habe ich denn zu bieten, um die Anerkennung von meinem Vater im Speziellen zu bekommen. Das ist bei meiner Mutter, bei meiner Mutter sind wir alle gleich gewesen, ob wir jetzt eine Lehre oder Seminar oder Studium [machen]. Und für mich ist eigentlich klar gewesen, schon im Seminar, ich werde nicht studieren (...). Und für mich ist das während des Seminars eigentlich nie zur Diskussion gestanden. Irgendwie, mein Vater hat vielleicht noch gesagt: ›Psychologin, wie wär's?‹ Und meine Mutter ist immer die gewesen, die gesagt hat: ›Jesses nein, Psychologie das machst Du nicht.‹ Also nein, nicht: ›Das machst Du nicht!‹ aber so: ›Nein‹, also so ein bisschen das belächelt: ›Nein, also das passt jetzt nicht zu Dir.«

6 Ihr Verhältnis zur Psychologie thematisiert Angelika M. nochmals im Verlauf einer Schilderung der Ausbildung im Lehrerseminar. Sie weiss noch, dass der Vater während der Seminarzeit immer zu ihr gesagt habe, »(...) er bereue es, dass er nicht Lehrer geworden sei. Das wäre eigentlich sein Traumberuf gewesen. Ja, und Psychiater, ich denke, das hat ihm schon auch gefallen. Es ist vielleicht für ihn auch gut gewesen, weil er ein Mensch gewesen ist, der nicht über seine Probleme hat reden können, also ... überhaupt nicht. Und das ist für mich auch immer so: Psychologie, Psychiatrie .. im Seminar war das ein rotes Tuch für mich. Ich war sicher geprägt von zu Hause, da fand ich jeweils immer: ›Nein, das ist der grösste Scheissdreck, blödes Zeug da. Mein Vater geht bei den Problemen anderer Menschen herumguseln [herumwühlen], aber er selber sollte vielleicht seine eigenen auch ein bisschen in den Griff bekommen.‹ Das habe ich wirklich so, bin wirklich total auf Kriegsfuss gestanden mit der Psychologie. Wir haben das auch am Seminar gehabt, und ich habe immer gefunden, das kann jetzt also

*wirklich nichts sein. Gut, nachher so ein bisschen praktische Sachen für den Schulalltag, das ist schon gut gewesen. Aber sonst so ein Psychologiestudium oder so... niemals! Das ist für mich wirklich nicht in Frage gekommen.»*

Die Schilderung der Beziehung zum Vater nach der Trennung ist bei Angelika M. nicht frei von sich widersprechenden Tendenzen. Und zwar steht die spätere Ausübung des Primarlehrerinnenberufs in einem nicht unbedeutenden Bezug zum Vater, zumal der Lehrerberuf »*eigentlich [der] Traumberuf*« des als Psychiater tätigen Vaters gewesen sei [6]. Unabhängig von dieser Ambivalenz ist aber bei M. eine definitive Abgrenzung gegenüber der väterlichen Berufstätigkeit dominant. Für die Psychiatertochter Angelika M. kommt ein Psychologiestudium »*nie-mals*« in Betracht. Psychologie und Psychiatrie sind für sie »*ein rotes Tuch*.« Der väterliche Beruf scheint insofern an der Trennung der Eltern schuld, da er von Personen ausgeübt wird, die bei den »*Problemen anderer Menschen herumguseln*«, jedoch die eigenen Probleme nicht »*in den Griff bekommen*« haben [6].

Die Trennung der Eltern hatte hier ebenso wie im Fall von Martina E. eine einseitige Loyalitätsverpflichtung gegenüber der Mutter zur Folge. Das Partei ergreifen für die Mutter schloss die Orientierung am Vaterberuf aus. Die Ablehnung der Psychiatrie geht mit der Haltung des verbleibenden ständigen Elternteils konform; so wie für die Mutter feststeht: »*Jesses nein, Psychologie, das machst Du nicht*« [5], schliesst auch Angelika M. für sich eine Orientierung am Vaterberuf aus. Im Unterschied zum Fall Martina E. wird die einseitige Loyalitätsverpflichtung gegenüber der Mutter jedoch beibehalten, der Lebensverlauf ist deshalb nicht durch berufsbiographische Ambitendenz strukturiert. Vielmehr entfaltet sich der Werdegang von Angelika M. relativ geradlinig, da direkt auf das Ziel einer Primarlehrerinnenausbildung zugesteuert wird. Problematisch ist jedoch der Eintritt in das eigentliche Berufsleben, der bei Angelika M. mit dem Tod des Vaters zusammenfällt. In den zurückliegenden sieben Jahren seit dem Ableben des Vaters ist es ihr nämlich nicht gelungen, eine Vollzeitstellung als Primarlehrerin zu erlangen. Stellvertretungen, ausgedehnte Auslandsreisen und Überlegungen zu einer randständigen Positionierung als Deutschlehrerin für »*arbeitslose Ausländer*« [4] bestimmen in dieser Lebensphase ihre Biographie. Von daher liegt es nahe, den weiteren Werdegang prognostisch eher als instabil einzuschätzen.

\*

Die bisherigen Überlegungen zur Ehescheidung als Abstiegsrisiko wurden an den Lebensgeschichten von zwei Frauen entwickelt. Wie der nachfolgende Fall eines Arztsohnes zeigt, stellt die Ehescheidung je-



doch kein geschlechtsspezifisches Abstiegsrisiko dar. Auch für die heranwachsenden Söhne wird die Lebensplanung durch eine Scheidung dahingehend affiziert, dass eine Distanzierung vom väterlichen Beruf statthat:

[Fall Nr. 17]

1 Hans M. wird 1967 geboren. Seine Eltern lernen sich an der Universität kennen, wo beide Medizin studieren. M.s Mutter ist die Tochter eines in der Personalführung tätigen Juristen. Ihr Traum ist zunächst Chirurgin zu werden. Als sie keinen Weg findet, das mit dem Kinderkriegen unter »einen Hut zu bringen«, entscheidet sie sich, auf »Kinder nicht (zu) verzichten« und den Beruf aufzugeben. Der Vater von M. ist der Sohn eines Direktors in einem grossen Unternehmen. Während des Studiums will der Vater von Hans M. Psychiater werden, er wird aber später nach der Zeit als Assistenzarzt in einem Spital eine Praxis für Allgemeinmedizin eröffnen.

2 Vor der Einschulung wird Hans M. untersucht wegen seiner Konzentrationsschwierigkeiten, er ist ein »Zappelphilipp.« In der Schule ist Hans M. in der ersten und zweiten Klasse »sehr gut.« In der dritten Klasse werden die Leistungen schlechter, in der vierten Klasse bessern sie sich noch einmal ein bisschen. Aber von da an und »vor allem ab der Sek« ist Hans M. ein »ganz schlechter Schüler«. Er hat Blockaden, wird auch »wirklich faul und unkonzentriert.« Nach zwei Jahren Sekundarschule kommt der Übertritt in das Untergymnasium, er muss nach eineinhalb Jahren wiederholen. Nach Beendigung des Untergymnasiums kommt er in die Quarta. In der Gymnasialzeit ist »immer ein Zeugnis ungenügend [nicht ausreichend] und das nächste wieder genügend [ausreichend] und das nächste wieder ungenügend und dann wieder eines genügend.« Als er in die Pubertät kommt, er ist da siebzehn Jahre alt, lassen sich die Eltern scheiden (1984), die Kinder verbleiben nach der Scheidung bei der Mutter. Die letzten eineinhalb Jahre Gymnasialzeit stabilisieren sich, er besteht die Matura »so leidlich, also besser als alle (denken).«

3 Nach dem Abitur geht Hans M. zunächst drei Monate nach Belgien, um französisch zu lernen, danach schliesst er die Rekrutenschule an. Auf die 35 Wochen Militär folgt dann eine Immatrikulation an der Universität, er studiert Geographie und Ethnologie (1987, 20. Lj.). Hans M. hat in dieser Zeit massive Auseinandersetzungen mit der Mutter, dem militärisch sehr engagierten Teil der Familie und mit seiner Freundin. Er beginnt, »Birkenstöcke anzuziehen, die Haare wachsen zu lassen.« Im ersten Studienwinter, 1988 (21. Lj.) hat er eine »Art depressive Krise«, die Welt ist für ihn »leer, und es (interessiert) sich niemand (für ihn).« Dann geht er im Sommer nach Israel. Im zweiten Studienjahr weiss er schon, dass das Studium ihm »eigentlich nicht (passt).« Nachdem Hans M. das Propädeutikum abgeschlossen hat, bricht er im Sommer 1989 das Studium ab, jobt noch etwas, und macht dann 1990 ein halbjähriges Pflegepraktikum in einem Schulheim für körperbehinderte Kinder. Die Beziehung zu seiner

Freundin wird beendet, er zieht mit anderen Freunden zusammen in eine Wohngemeinschaft. Nachdem die Beziehung zu einer neuen Freundin schnell sehr schwierig wird, beginnt er eine Psychotherapie. Im Sommer arbeitet er zunächst auf dem Bau, danach fängt Hans M. im September 1990 (23. Lj.) in einer Drogen-Wohngemeinschaft an zu arbeiten. In dieser Zeit beginnt er sich für eine Ausbildung als Ergotherapeut anzumelden, die er dann auch absolviert. Seit 1995 (28. Lj.) ist Hans M. als Ergotherapeut tätig. Er ist verheiratet und hat ein Kind.

4 Über seine Eltern berichtet Hans M., dass beide »immer davon (ausgingen)«, dass er und seine Geschwister eine »akademische Laufbahn einschlagen, alle zusammen.« Seinen nichtakademischen Berufsweg bringt er mit der Scheidung der Eltern in Verbindung: »Und dann irgendwann im Frühling (1984) sagten sie uns (...), dass sie sich scheiden lassen würden, in einem halben Jahr. Und das war so für die ganze Familie, und ich denke für wenigstens meine Karriere und die von meiner Schwester, war das ein ganz prägender Moment. (...) und für mich stürzte dann schon eine Welt ein, jetzt nicht nur familiär, sondern auch also beruflich. Das weiss ich noch gut, und zwar sehr konkret, weil die Version lautete, dass sie sich eben entschieden hatten Kinder zu haben, und dass dann meine Mutter aufhörte zu arbeiten wegen dem und mein Vater hätte den Beruf gehabt (...). Und die Kinder seien aber dann, so hat es mein Vater dargestellt, »ihre« gewesen. Und mein Vater hat, also der ist so Landarzt gewesen, und musste immer am Sonntag am Abend um drei Uhr auch noch raus und das begann ihm zu stinken (...). Er, der sich für Psychiatrie interessierte, behandelte immer nur Leute, die Antibiotikum wollten und bekam über die Jahre hinweg eine ziemliche Krise, und suchte dann den Weg zurück in die Familie und zu den Kindern. Und das blieb ihm verwehrt. Also, meine Mutter hatte dann dort abgeblockt. (...) es lief schlussendlich unglücklich, aber, das sind so Schuldzuweisungen. (...) Aber für mich war dann wie auch die Medizin daran schuld, an der Scheidung, oder. Und er war natürlich auch wirklich wenig zuhause. Das ist ein berechtigter Vorwurf von meiner Mutter. Er arbeitete extrem viel (...). Und dann, dort habe ich gemerkt: »Also nein, Medizin sicher nicht.« Aber das war noch so ein Kampf, also das war noch so ein hin und her. Dort wurde mir auch bewusst, dass es für mich eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, Medizin zu studieren. Das merkte ich erst dort, und merkte dann auch, dass ich es eigentlich nicht wollte. Aber mehr so aus einer pubertären, trotzigten Haltung heraus. Ich überlegte mir nicht, ob mir der Beruf gefiele oder nicht. Und später einmal hatte ich eine ziemlich nostalgische Phase, als ich dachte, ich hätte doch Medizin machen sollen oder ich mache es vielleicht noch, oder.«

5 Hans M. ist das älteste von fünf Geschwistern. Er ist zweieinhalb Jahre alt, als die Schwester geboren wird, und vier Jahre, als der erste Bruder auf die Welt kommt. Danach werden noch zwei weitere Brüder geboren. Die Schwester wird nach dem Abitur ein Medizinstudium beginnen,

*dann aber abbrechen und »Psychomotoriktherapeutin« werden. Für die Mutter ist es »ein bisschen schwierig anzunehmen, dass die zwei ersten Kinder jetzt nicht studieren. Dafür haben die drei weiteren studiert, aber nicht Medizin.« Von den drei jüngeren Brüdern studiert einer Volkswirtschaft, einer Geschichte, und einer Betriebswirtschaft.*

Bei Hans M. ist die Schilderung der Beziehung zum Vater nach der Scheidung nicht frei von sich widersprechenden Tendenzen. M.s späterer Beruf als »Ergotherapeut« ist nicht ohne Bezüge zu einer medizinischen Tätigkeit, und M. gesteht zudem ein, dass er nach der Berufswahl einmal eine »ziemlich nostalgische Phase« gehabt habe, in der er dachte, er »hätte doch Medizin machen sollen« [5]. Unabhängig von diesen untergründigen Ambivalenzen ist bei ihm nach der Trennung der Eltern und dem Verbleib der Restfamilie bei der Mutter die Abgrenzung gegenüber der väterlichen Berufstätigkeit dominant, sie kommt für die eigene Berufswahl erklärtermassen nicht mehr in Frage. Für den Arztsohn Hans M., bei dem es »eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, Medizin zu studieren«, ist die Medizin an der Scheidung »schuld«, so dass die Devise für die Berufswahl schlussendlich lautet: »Also nein, Medizin sicher nicht.« [4].

In seinem Fall hat sich die Scheidung auf die berufsbiographische Orientierung dahingehend ausgewirkt, dass eine Abgrenzung gegenüber dem nicht-ständigen väterlichen Elternteil statthatte, und von daher auch eine Orientierung am Vaterberuf ausgeschlossen war. Obwohl beide Eltern Mediziner waren, zerbricht mit dem Weggang des Vaters eine ursprünglich vorhandene Identifizierung mit dessen Berufstätigkeit. Auch in seinem Fall erfolgt die Abgrenzung letztlich gegenüber dem nicht-ständigen Elternteil, da der medizinische Beruf des Vaters an der Scheidung »schuld« [4] ist. Dass auch die Mutter ursprünglich Ärztin war, wird von Hans M. gar nicht mehr problematisiert.

Was den weiteren Lebensverlauf anbelangt, so dominiert hier ebenso wie im Fall von Angelika M. keine berufsbiographische Ambitendenz. Zwar entwickelt sich Hans M.s Werdegang nach der Scheidung nicht geradlinig, da er zunächst ein Studium der Geographie und Ethnologie aufgenommen hat, dass er nach der Zwischenprüfung abbricht, doch die darauffolgenden Stationen seiner weiteren Entwicklung - Pflegepraktikum in einem Schulheim für körperbehinderte Kinder, Arbeit in einer Drogen-Wohngemeinschaft, Ausbildung zum Ergotherapeuten, anschliessende Tätigkeit im Ausbildungsberuf seit mittlerweile fünf Jahren - sind nicht durch berufsbiographische Ambitendenzen bestimmt, wie dies bei Martina E. konstitutiv ist. M.s berufliche Neuorientierung nach dem Studienabbruch mündet relativ schnell in das semiprofessionelle medizinische Berufsfeld ein. Statt den Lebensverlauf strukturierende Ambitendenz dominiert mentale Ambivalenz.

\*

Bei der Entwicklung des vierten Verlaufstypus wurden neben der Ehescheidung auch soziale Unterschiede in der sozialen Herkunft der Eltern als ein Abstiegsrisiko begriffen. Bevor wir hier an einer weiteren Fallgeschichte einer Frau darlegen, inwiefern sich Unterschiede der sozialen Herkunft der Eltern auf die berufsbiographische Orientierung der Nachkommen auswirken, gilt es zuerst zu prüfen, ob sich dieser Zusammenhang im übrigen Fallmaterial bestätigt. Die nachfolgende Auflistung überprüft den möglichen Einfluss einer heterogenen sozialen Herkunft auf den Lebensverlauf der Nachkommen nur am Beispiel der grössten Herkunftskategorie im Untersuchungsmaterial, den sieben<sup>27</sup> Fällen aus Arztfamilien, da in den anderen (akademischen) Herkunftskategorien die Fallzahlen sehr klein sind. Diese Beschränkung auf die Arztfamilien scheint uns sinnvoll, weil damit ein relativ homogenes Berufsmilieu vorliegt. Die Auflistung der Fälle notiert die entscheidenden Rahmendaten, die für uns von Interesse sind: Beruf des Grossvaters väterlicherseits; Beruf des Vaters; Beruf des Grossvaters mütterlicherseits; Beruf der Mutter; Berufe der Söhne und Töchter:

---

27 Es wurden insgesamt acht Interviews mit Nachkommen aus Arztfamilien durchgeführt. Da von Interesse ist, was aus allen Kindern geworden ist, jedoch einmal Interviews von zwei Schwestern gemacht wurden (Nr. 18 und 19), werden nur sieben Fälle berücksichtigt.

[Nr.01] Grossvater väterlicherseits: Postbeamter      Berufs des Vaters: Oberarzt  
 Grossvater mütterlicherseits:      Lehrer      Beruf der Mutter: Allgemeinärztin  
 Berufe der Kinder:  
 Ärztin, Ärztin, Buddhistin, Künstlerin, Landwirt(selbst.), Mechaniker (selbst.), Zahnarzt

[Nr.04] Grossvater väterlicherseits: Lehrer      Beruf des Vaters: Oberarzt  
 Grossvater mütterlicherseits:      Direktor      Beruf der Mutter: Krankenschwester  
 Berufe der Kinder:  
 Arzt, Volkswirtschaftler, Arzt, Architekt, kaufmännischer Angestellter

[Nr.16] Grossvater väterlicherseits: Lehrer      Beruf des Vaters: Psychiater  
 Grossvater mütterlicherseits:      Unternehmer      Beruf der Mutter: Krankenschwester  
 Berufe der Kinder:  
 Gymnasiallehrerin, Primarschullehrerin, Mechaniker

[Nr.17] Grossvater väterlicherseits: Direktor      Berufs des Vaters: Allgemeinarzt  
 Grossvater mütterlicherseits:      Jurist      Beruf der Mutter: Allgemeinärztin  
 Berufe der Kinder:  
 Physiotherapeutin, Ergotherapeut, Volkswirtschaftler, Historiker, Betriebswirt

[Nr.02] Grossvater väterlicherseits: Bürgermeister      Beruf des Vaters: Radiologe  
 Grossvater mütterlicherseits:      Landarbeiter      Beruf der Mutter: Kinderärztin  
 Berufe der Kinder:  
 Philosophiestudentin im 20. Semester, Stewardess

[Nr.07] Grossvater väterlicherseits: Professor      Beruf des Vaters: Allgemeinarzt  
 Grossvater mütterlicherseits:      Sattler      Beruf der Mutter: Krankenschwester  
 Berufe der Kinder:  
 Gärtnerin, kaufmännischer Angestellter

[Nr.19] Grossvater väterlicherseits: Jurist      Beruf des Vaters: Allgemeinarzt  
 Grossvater mütterlicherseits:      Arbeiter      Beruf der Mutter: Krankenschwester  
 Berufe der Kinder:  
 Physiotherapeutin, Krankenschwester, Drogistin

Bei den ersten vier Fällen (*Nr. 01, 04, 16, 17*) liegen keine extremen Unterschiede in der sozialen Herkunft der Eltern vor, wie der Vergleich zwischen den Berufen der Grossväter väterlicher- und mütterlicherseits (Postbeamter/Lehrer; Lehrer/Direktor; Lehrer/Unternehmer; Direktor/Jurist) zeigt. Ein Blick auf die Berufe der Kinder demonstriert, dass in diesen Familien mehr als die Hälfte der Nachkommen einen akademischen Herkunftsstatus erlangt hat (60 Prozent), während die anderen Söhne und Töchter abgestiegen sind. Somit entsprechen die ersten vier Fälle den zu erwartenden Verhältnissen. Wie bereits im ersten Kapitel dargelegt wurde, liegt die Abstiegswahrscheinlichkeit für Nachkommen der akademischen Berufe bei etwa 40 Prozent.

Ganz anders sieht die Lage bei den übrigen drei Familien aus (*Nr. 02, 07, 19*) aus, da hier ausser einer Tochter, die das Studium der Philosophie im prognostisch bedenklichen 20. Semester betreibt, keines der Kinder eine akademische Berufslaufbahn eingeschlagen hat. Entspre-

chend der fehlenden akademischen Statusreproduktion bei den Kindern ist es in allen drei Fällen so, dass zwischen den Grosseltern väterlicherseits und mütterlicherseits die sozialen Unterschiede gross sind, die Eltern also aus heterogenen sozialen Verhältnissen stammen: Bürgermeistersohn/Landarbeitertochter; Professorensohn/Sattlertochter; Juristensohn/Arbeitertochter. Nach dem vorliegenden Fallmaterial zu urteilen, stellt eine heterogene soziale Herkunft der Eltern demnach ein Abstiegsrisiko dar.

Die Konstruktion des Zusammenhangs zwischen heterogener sozialer Herkunft der Eltern und dem Abstieg der Nachkommen der Familie beruhen aber auf einem sparsamen Umgang mit Angaben über die Werdegänge der Personen. Es finden lediglich Berufsangaben Verwendung, die zueinander in Beziehung gesetzt werden. Entscheidend ist jedoch, ob sich der Zusammenhang am konkreten Fall als eine sinnhafte Motivierung des Lebensverlaufs aufweisen lässt. Für diesen Nachweis liegen die Verhältnisse jedoch schwieriger, da die interviewten Personen die Unterschiede in der sozialen Herkunft der Eltern nicht immer ausführlich zur Sprache gebracht haben. Wir können deshalb im Folgenden nur kurz auf eine Lebensgeschichte eingehen, in der diese Sachverhalte virulent waren:

[Fall Nr. 19]

1 *Erika L. wird 1977 geboren. Sie ist die jüngste von drei Schwestern. Die älteste Schwester von Erika L. ist 1971 geboren, zu ihr beträgt der Altersabstand sechs Jahre. Diese Schwester wird später Arztgehilfin und Physiotherapeutin.*

2 *Die mittlere, zweitgeborene Schwester kommt 1973 auf die Welt. Zwischen ihr und Erika L. besteht ein Altersabstand von vier Jahren. Sie wird später zuerst Krankenschwester, gibt den Beruf jedoch dann auf, um zunächst in einem Restaurant und dann als Verkäuferin in einem Bio-Laden zu arbeiten, bis sie dann Assistentin beim mobilen Blutspendedienst wird.*

3 *Die Mutter, 1944 geboren, ist Krankenschwester. Der Grossvater mütterlicherseits ist Arbeiter in einem metallverarbeitenden Industriebetrieb, die Grossmutter mütterlicherseits »Kioskfrau.« Erika L.s Mutter wächst mit zwei Halbgeschwistern auf. Ihre Grossmutter hat »dann mit zwanzig, quasi die Kinder einfach übernommen, hat dann den Vati, den Grossvati geheiratet.« Mit den Grosseltern mütterlicherseits sind sie »immer sehr gern gegangen. Wir sind auch viel in den Ferien gewesen dort, und haben Zeug gemacht. Und eigentlich ein recht intensives, enges Verhältnis so. Und, ehm, die sind auch viel zu uns gekommen, die haben zur Familie gehört und so.«*

4 *Der Vater, wie die Mutter 1944 geboren, ist Allgemeinarzt. Über die Grosseltern väterlicherseits heisst es: »Und, ehh, die Eltern von meinem*

Vater, das ist so ein bisschen speziell, die sind so ein bisschen eine studierte Family. Sie [die Grossmutter väterlicherseits] kommt aus einer reicheren (...) Familie oder so. Das ist etwas Besseres (...).« Über das Verhältnis der Grosseltern väterlicherseits zur Familie von E. L. heisst es: »(...) und eh, die Mutter hat eigentlich nie mein, also meine Mama akzeptiert. Die hat gesagt, das kommt aus einer Arbeiterfamilie und so. Das ist einfach, irgendwie den Sohn nicht hergeben wollen, ich weiss doch nicht. Das ist ein bisschen ein kühles Verhältnis gewesen. Auch von meinem Vater zu seiner Mama. Und, wir haben auch, doch, als wir noch kleiner gewesen sind hat sie, glaube ich, noch eher Zeug mit uns gemacht. Aber die ist eigentlich immer bei der Tochter und ihren Kindern daheim gewesen. Und jetzt, also, das ist irgendwie nicht so ein enges Verhältnis. Aber eh, ja, was mich auch geschockt hat, ihr Mann, der hat, wie sagt man dem, Kinderlähmung gehabt. Und mit zwanzig schon ein steifes Bein dann gehabt. Und sie hat mal gesagt, ja sie habe den (...) nur geheiratet, weil sie ja sonst eh niemand gewollt hätte. Also, das dünkt mich auch noch, also für sie, für ihre Person ist das noch recht aussagekräftig dieser Satz. Und seit ich das weiss, bin ich irgendwo noch mehr pfhh, ja sie ist einfach meine Grossmère, aber irgendwie nicht so ein Verhältnis. Gut, vielleicht sollte man ein bisschen toleranter sein. Aber mir liegt irgendwie zu wenig daran.«

5 Ihre Kindheit resümierend sagt Erika L.: »Ja. Also, ich habe das Gefühl, ich habe recht so eine schöne Kindheit gehabt. Was ich so von anderen irgendwie, die Geschichte kenne, dass die Eltern irgendwie geschieden haben oder so, bin glaub recht verwöhnt. Also nicht verwöhnt, weisst du, materiell oder so, aber einfach, es ist so ein bisschen immer schön, gut gewesen für uns, habe ich trotz allem das Gefühl. Und das weiss ich zu schätzen.«

6 1984 (7. Lj.) kommt Erika L. in die Primarschule. »Und die Schule, ja, die Schule ist normal gewesen, würde ich einmal sagen.« Wenn man von der Schule heimkommt »(...) und irgendwie Probleme gehabt hat, oder ich weiss doch nicht was, oder auch allgemein in der Familie ein bisschen Probleme, Spannungen und so, das ist eigentlich meistens am Tisch beredet worden. Also nicht, weisst du so, so jetzt reden wir, das ist eigentlich meistens von selber gekommen, es ist nicht erzwungen gewesen. Ich habe alles in allem nie irgendwie das Gefühl gehabt, es scheidt mich an, jetzt muss ich da noch reden und so.«

7 Erika L. geht 1990 (13. Lj.) auf die Sekundarschule. Über ihr Verhältnis zur Schule berichtet sie: »Aber Schule, ich bin eigentlich nie gern in die Schule. Also, bis in der Neunten ist es noch gegangen. Aber nachher in der Lehre, das hat mich, pfhh, angeschissen.«

8 Am Ende von der Sekundarschule geht es in der Familie »schon ein bisschen zu und her.« Die mittlere Schwester »ist so ein bisschen, manchmal so ein bisschen mit lustigen Leuten zusammen gewesen. Also, meine Mama hat die lustig gefunden. Oder, ein bisschen gekiff, und Skater, ein bisschen rumgegangen, oder. Das hat recht Probleme gegeben. Weil eben irgendwie

das Mami das Gefühl gehabt hat, die (Tochter) lüge sie an und sei nicht ehrlich. Und, das ist einfach auch, weil sie zu verschieden sind. Also, ich meine, die Mama will immer alles wissen und: ›Geht es Dir gut?‹ Und dann sagt man: ›Doch, doch.‹ Und dann sagt sie: ›Ja, geht es Dir wirklich gut?‹ und wääh. Das hat rechte Spannungen gegeben, das weiss ich noch. Das ist eigentlich noch, recht so eine happige Zeit gewesen, für alle. Also, ja, für meine Mère sicher auch. Weil sie eben irgendwie alles so ernst, so persönlich, und es geht ihr einfach dann sehr schlecht. Und sie zeigt das dann auch, und das ist dann regelmässig ein bisschen mühsam gewesen. Und bei uns, als ich noch daheim war, und eben so Anfang Lehre, Ende Neunte und so, da hat es halt einfach ab und zu Krach gegeben. Also das ist recht, und das ist eben auch noch blöd gewesen.«

9 »Und ja, danach ist es für mich klar gewesen, dass ich nicht, nach der neunten Schule, nicht wieder in eine Schule gehe. Ich habe die Nase voll gehabt von der Schule, ich bin nicht so der Lernhirsch, kann mich nicht so in den Hintern kneifen. Und dann habe ich eine Lehre gemacht als Drogistin, und das ist eigentlich, ja, noch recht anspruchsvoll gewesen, und ich habe es ein bisschen zu locker genommen, mit Lernen und so. Aber es ist alles in allem dann gut gekommen, ja.« Über ihre Berufswahl im Vergleich zu den Berufen der Eltern und Geschwister heisst es an anderer Stelle: »Eben mein Mami ist Krankenschwester und mein Papa Arzt, meine ältere Schwester Arztgehilfin und Physio[therapeutin], die Mittlere ist Krankenschwester, und ich, ja, tanze ein bisschen aus der Reihe und bin Drogistin. Aber es ist trotzdem ein bisschen medizinisch. Aber irgendwie für mich, so, weiss gar nicht, ich habe mir das gar nie überlegt, dass ich das gleiche machen will wie mein Vater oder meine Mutter, ich weiss auch nicht. Ich weiss nicht, ob man das automatisch macht, aber ehm, ich hätte jetzt nicht irgendwie das Gefühl gehabt, ich möchte Krankenschwester... Ja, doch, gut, es ist schon zur Frage gestanden, aber nicht, weil es meine Mama ist, sehr wahrscheinlich, weiss nicht. Es dünkt mich noch lustig, das Thema irgendwie.« Die Eltern haben ein positives Verhältnis zur Ausbildung als Drogistin – »wenn du das willst...« -, aber sie wären von einer Ausbildung zur kaufmännischen Angestellten nicht begeistert gewesen.

10 Erika L. beginnt ihre Lehre als Drogistin 1993 (16. Lj.). In der Lehre hat es sie »angeschissen«: »Da habe ich mich mehr oder weniger durchgemogelt, ziemlich so, Proben und so. Das ist eigentlich noch recht blöd, was ich da gemacht habe. Weil es hat sich nachher ausbezahlt bei der Abschlussprüfung. Also ich bin schon durchgekommen, aber es ist einfach manchmal ein Neulernen gewesen. Ich meine, es wäre viel einfacher, wenn du das immer gelernt hättest. Aber eben, das weiss ich jetzt. Vielleicht muss ich es noch mal testen, ob es geht, ich weiss nicht. Aber ich habe es trotz allem geschafft und ich bin froh, muss ich nicht mehr in die Schule. Eben studieren und so, pffh, ich könnte es nicht, nein. Das wäre gar nichts für mich.«

11 Sommer 1997 (20. Lj.) schliesst Erika L. die Lehre als Drogistin ab.



*Sie arbeitet noch ein »halbes Jahr beim Lehrmeister.« Februar 1998 (21.Lj.) geht sie für drei Monate mit einer Freundin nach Südamerika reisen, was »sehr schön« ist. Im Mai kommt sie zurück und arbeitet in einem alternativen Gartenrestaurant und zieht von zu Hause aus. Sie arbeitet dort bis August und sucht »eigentlich auch eine Stelle«. Sie findet sie in einer anderen, dreissig Kilometer entfernt zu ihrem Wohnort liegenden Stadt, »in einer Apotheke, die mir, whühh, am Anfang, ja, habe ich eigentlich das Gefühl gehabt, doch, es ist nicht schlecht, und so. Aber der Chef ist irgendwie 75 gewesen, und sie ist eine 50jährige Hexe gewesen. Und nachher eigentlich nicht so toll, und halt auch, durch das, dass ich Drogistin bin, habe ich nicht so Rezeptsachen machen dürfen. Und das hat mir eigentlich nicht gefallen. Und dann habe ich gekündigt, auf Ende Februar [1999; 22. Lj.], ohne dass ich wieder etwas gehabt habe. Weil ich habe einfach das Gefühl gehabt: ›Hey, nein, das brauche ich nicht. Und überhaupt mag ich mich gar nicht festlegen, weil ich ja eh wieder reisen gehe«, und so. Aus dem ist nachher eigentlich nichts geworden.«*

*12 Den Sommer 1999 (22. Lj.) über arbeitet sie wieder in dem Gartenrestaurant, »relativ viel, zwar – aber, eigentlich auch, der Grund ist vor allem, glaub ich, auch gewesen, weil ich irgendwie das Gefühl gehabt habe: ›Ja, vielleicht gehe ich dann trotzdem wieder reisen.« Und ich habe mich einfach nicht festlegen wollen.« Jetzt ist Winter und das Gartenrestaurant hat geschlossen. Sie »kann nicht mehr schaffen gehen dort, und muss halt trotzdem Miete bezahlen und so. Und ja, jetzt habe ich wieder eine Stelle gefunden, in (...) [vierzig Kilometer vom Wohnort entfernt]. Ich bin jetzt dort am schaffen. Und das ist so (...) -Drogerie [Drogerie-Handelskette], das ist so Selbstbedienungsdrogerie. Und eigentlich könnte ich ins Migros Möbren auffüllen gehen, das käme auf das gleiche draufraus. Aber es ist ein Job, und werde es sehr wahrscheinlich durch den Winter hindurch machen.« Erika L. erwähnt, dass Drogisten »nicht dumm« seien, sie ist »stolz« auf ihre Ausbildung. Doch ist sie bei ihrer Arbeit unterfordert. Der Beruf gefällt ihr, es ist wahrscheinlich der Beruf, den sie in Zukunft ausüben wird. Eine Weiterbildung ist auf ihrem Berufkaum möglich. Eine andere Arbeit ist nicht ganz ausgeschlossen, die jetzige Arbeitsstelle ist für sie nicht sehr befriedigend.*

Die plausibelste Konstruktion eines sinnhaften Zusammenhangs zwischen den Unterschieden in der sozialen Herkunft der Eltern und den Lebensverläufen der Nachkommen besteht darin, von einer Verdrängung der »niedrigeren« sozialen Herkunft des einen Elternteils im familiären Alltag auszugehen. Im Prozess des Heranwachsens wird dann für die betreffenden Söhne und Töchter eine Suche nach der verschwiegenen oder abgewerteten sozialen Herkunft des einen Elternteils thematisch, wobei diese Suche auf die berufsbiographische Orientierung ausstrahlt. Eine solche Modellvorstellung ist für den Fall Erika L. aber

nicht brauchbar, da ihr Lebensverlauf weder auf der familiären Beziehungsebene noch in der berufsbiographischen Orientierung durch Ambitendenz bestimmt ist, wie dies für den vierten Typus grundlegend war.

Auf der Ebene der familiären Orientierung liegt eine eindeutige, von allen Familienmitgliedern geteilte Ablehnung des väterlichen Herkunftsmilieus vor. Die väterliche Herkunftsfamilie wird als »studierte Family« und »etwas Besseres« vorgestellt. Da die Grossmutter väterlicherseits die Mutter von Erika L. ablehnt, weil sie »aus einer Arbeiterfamilie« kommt und die Grossmutter »irgendwie den Sohn nicht hergeben« will, sind die Verwandtschaftsbeziehungen zur väterlichen Seite »nicht so (eng)« [4]. Entscheidend ist nun, und hier liegt die Differenz gegenüber der Situation bei Martina E., dass die Distanz von allen Familienmitgliedern getragen wird, d. h. auch der Vater selbst hat zu seiner Mutter ein »kühles Verhältnis« [4] und bleibt in dieser Angelegenheit gegenüber seiner Frau und seinen Töchtern solidarisch.

Von daher gestalten sich auch die Beziehungen zu den »niedrigstehenderen« Grosseltern mütterlicherseits ganz anders als bei Martina E., denn es herrscht ein »recht enges, intensives Verhältnis« zu dem in der metallverarbeitenden Industrie tätigen Arbeiter und der »Kioskfrau« [3]. Die Kinder der Familie E. gehen dort »sehr gern« hin, und die Grosseltern mütterlicherseits kommen auch ihrerseits gerne, »die haben zur Familie gehört« [3].

Da auf der familiären Ebene aufgrund der gemeinsamen Ablehnung der akademischen Herkunftsfamilie des Vaters keine Loyalitätskonflikte virulent werden können, ist auch die Bildungs- und Ausbildungsbiographie der Tochter Erika L. nicht von Ambitendenzen tangiert, sondern durch eine klare Ablehnung eines akademischen Lebensentwurfs bestimmt: »Eben, studieren und so, pffh, ich könnte es nicht, nein. Das wäre gar nichts für mich.« [10]. Schon für die Sekundarschulzeit von Erika L. ist konstitutiv, dass sie »eigentlich nie gern in die Schule« [7] geht, da sie eben »nicht so der Lernhirsch« [9] ist, und auch die sich anschließende Lehre ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich »mehr oder weniger durchgemogelt« hat [10].

## Schluss

Ausgangspunkt dieser Arbeit war der Befund, dass die Abstiegswahrscheinlichkeit in den oberen sozio-professionellen Herkunftskategorien gross ist. Sowohl bei den Söhnen und Töchtern aus Familien des obersten Managements und der freien Berufe wie bei den Nachkommen der im Anstellungsverhältnis tätigen Akademiker und der leitenden Angestellten zeigt sich, dass etwa sechzig Prozent den Herkunftstatus halten können, während 40 Prozent in die Kategorien intermediäre Berufe, qualifizierte Angestellte und Arbeiter absteigen. Um die nicht unerhebliche Abstiegsquote zu erklären, schien es sinnvoll, von einem Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien auszugehen. Zwar sind gerade Nachkommen aus akademischen Herkunftsfamilien in der Lage, aufgrund eines schon früh und unmerklich vonstatten gehenden Vertrautwerdens mit Bildung im Kreis der Familie die Verfolgung einer hoch voraussetzungsvollen Qualifikationskarriere als ›selbstverständlich‹ zu erfahren. Andererseits gilt jedoch auch, dass sie beim Verfolgen einer akademischen Berufskarriere der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen am längsten ausgesetzt sind, so dass im Falle einer akademischen Statusreproduktion die Bereitschaft vorausgesetzt ist, sich für die Dauer von 20 bis 30 Jahren in Bildungs- und Ausbildungskontexten zu bewähren.

Obwohl alle der von uns untersuchten Fälle Probleme hatten, in Bildungs- und Ausbildungskontexten erfolgreich zu sein, führten schlechte Zeugnisse, eine Nichtversetzung in die nächste Klasse oder die Verweigerung der Aufnahme in das Gymnasium nicht einfach dazu, dass sich die Lebensverläufe konform zur Selektionspraxis der schulischen Institutionen entwickelten. Bei den ersten drei Verlaufstypen wird vielmehr deutlich, dass die Lebensverläufe gleichzeitig auch in gegenläufiger Richtung von den Erwartungen der Herkunftsfamilien beeinflusst wurden, eine statusaffine Berufsposition zu erlangen. Letztlich sind alle drei Typen dem entgegengesetzten Einfluss von hohem sozio-ökonomischen Status und geringer schulischer Befähigung ausgesetzt gewesen. Unterschiedlich sind jedoch die Lösungsversuche, mit dieser »cross pressure«-Situation umzugehen.

Beim ersten Typus des lange hinausgezögerten, schliesslich abrupt erfolgenden Abstiegs besteht die Verlaufsgestalt in einem Wechsel von ungedeckten ›Schritten-zu-weit-nach-vorne‹ und institutionell erzwungenen ›Schritten zurück.‹ Dabei ist die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe bestimmend für den immer wieder unternommenen, nicht durch die Fähigkeiten gedeckten ›Schrittnach-vorne‹, so dass schliesslich nach einer längeren Phase des ›So-tun-

als-ob-man-Akademiker-wäre« und des Vortäuschens der Zugehörigkeit zur akademischen Welt eine lebenskritische Zuspitzung der Situation das abrupte, endgültige Verlassen des Herkunftsmilieus erzwingt. Der lange hinausgezögerte, schliesslich abrupt erfolgende Abstieg ist ein eindrückliches Beispiel dafür, wie trotz mangelnder schulischer Befähigung am Anspruch auf eine herkunftsauffine berufliche Zukunft festgehalten wird. Im lange hinausgezögerten Abstieg wird verabsolutiert, dass die Brüder »alle das Gymnasium gemacht und (...) nachher studieren« gegangen sind, und dass die »ganze Familie« eine »klassische akademische Karriere« [10] verwirklicht hat. Die Selbstverständlichkeit, wie der Vater und die Brüder wiederum Akademiker zu werden, gewinnt einen so grossen Einfluss auf die Lebensplanung des Falles, dass die immer grösser werdenden Bewährungsprobleme in schulischen und universitären Ausbildungskontexten gleichsam bis zur lebenskritischen Zuspitzung der Situation in Gestalt einer Zwangsexmatrikulation ausgeblendet bleiben.

Beim zweiten Verlaufstypus ist bei oberflächlicher Betrachtung zunächst überhaupt kein Einfluss elterlicher und milieutypischer Statuserwartungen an eine künftige Existenzfristung sichtbar, da sich der Lebensverlauf konform zum schulischen Leistungsverhalten entwickelt. In dem Moment nämlich, wo der Aufenthalt im Gymnasium angesichts ständiger Versetzungsprobleme »scheusslich« wird, ist für Klaus L. schnell klar, dass Studium und eine akademische Berufsausübung »nicht (sein) Weg« [10] sind. Dass auf dem zweiten Verlaufstypus jedoch die Hypothek milieutypischer Mobilitätserwartungen lastet, wird deutlich, wenn berücksichtigt wird, dass das frühe Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie einen »Ausstieg« darstellt. In einer Art Selbstausbürgerung aus dem Herkunftsmilieu werden die leistungs- und karrierebezogenen Werte der Abstammungsfamilie abgewehrt, und es wird stattdessen die Integration in eine »alternative« Kultur gesucht. Wird beim ersten Verlaufstypus des hinausgezögerten Abstiegs ein grosser Kraftaufwand darauf verwendet, die drohende Selektion in Schule, Studium und Ausbildung auszublenden, so verwendet der Aussteiger erhebliche Energie darauf, den in Familie, Schule und »in der Gesellschaft« herrschenden Wertekanon durch andersgeartete kulturelle Zielsetzungen zu ersetzen. Auch der Typus des »Aussteigers« ist also einem »cross pressure« von hohem sozio-ökonomischen Herkunftsstatus und geringer Befähigung ausgesetzt. Letztlich sind der elterliche Erwartungsdruck und die anhaltenden Schulschwierigkeiten beim Typus des Aussteigers so gravierend, dass ein Schutz des Selbstwertgefühls nur dadurch möglich ist, dass eine Haltung innerer Distanz zu den elterlichen Mobilitätserwartungen und dem schulischen Leistungskanon notwendig wird, so dass es durch die Orientierung an andersgearteten kulturellen Werten möglich wird, alternative Lebensziele zu verfolgen.

Ein weiteres Verhaftetsein des Lebensverlaufsmusters des ›Ausstiegs‹ an den Mobilitätserwartungen des Herkunftsmilieus zeigt sich auch daran, dass die Verortung in der Alternativkultur nicht frei von Bewährungsansprüchen ist. Im Fall Klaus L. erweist sich die Fortexistenz elterlicher Erwartungen an eine Statusreproduktion daran, dass der alternative Lebensentwurf wie selbstverständlich daraufhin zusteuert, dass es als alternativer Landwirt nur »noch ein Steigerung (gibt), eben der eigene Bauer zu sein, also selbständig, unabhängig, einen Hof zu haben« [13]. Und analog dazu sucht auch die Aussteigerin Etta E. als Hebamme keine berufliche Situierung in einem Angestelltenverhältnis, sondern strebt wie Klaus L. eine Positionierung als Selbständige an. Das Pendant zum Hoferwerb bei Klaus L. ist bei Etta E. demnach, dass sie Wert darauf legt, als Hebamme »freiberuflich« [20] zu arbeiten. Trotz manifester Ablehnung eines akademischen Lebensentwurfs und offenkundiger Situierung im alternativen Milieu existiert in beiden Fällen eine auf berufliche Selbständigkeit Wert legende Erfolgsorientierung.

Auch das Lebensverlaufsmuster der marginalen Persönlichkeit lässt sich ohne die Existenz herkunftstypischer Mobilitätserwartungen nicht verstehen. Mit dem Verlaufstypus des ›Ausstiegs‹ hat der dritte Typus gemeinsam, dass drohende schulische Selektion zum Anlass genommen wird, die Lebensplanung manifest zu revidieren. Doch während der Aussteiger eine dauerhafte Stabilisierung seiner Lebenssituation dadurch erreichen kann, dass er eine Situierung in einem alternativen Wertemilieu sucht, bleibt die marginale Persönlichkeit trotz oberflächlicher Anpassungsbestrebungen den Statusreproduktionsansprüchen des Herkunftsmilieus weiterhin verhaftet, wodurch erst das Hin- und Herpendeln zwischen dem Herkunfts- und Abstiegsmilieu entsteht. Während der erste Typus den Abstieg leugnet, und der zweite Typus den drohenden Abstieg durch eine Selbstverortung im Alternativmilieu zum ›alternativen Leben‹ umdefiniert, werden im dritten Typus zwar Abstiege und Zurückstufungen vordergründig hingenommen, unübersehbar ist jedoch, dass starke Vorbehalte die marginale Persönlichkeit davon abhalten, die schulischen Zurückstufungen und Abwärtsschritte in das Selbstbild zu integrieren, und die erzwungenen Abstiege realitätsadäquat in Rechnung zu stellen. Dieses Festhalten an den Staturerwartungen des Herkunftsmilieus erweist sich bereits daran, dass Rüdiger V. sich schon während der Schulzeit nicht in einem positiven Sinn als »Sohn des Doktors« erlebt, sondern vielmehr davon ausgeht, dass seine herausgehobene soziale Herkunft Anlass zu schulischer Ungleichbehandlung und Zurücksetzung ist [4]. Dieses Wahrnehmungsmuster ungerechter Behandlung bringt Rüdiger V. bei den weiteren Episoden erneuten Scheiterns immer wieder in Anschlag [vgl. 6, 10], und es hat zur Folge, eine dauerhafte Integration in das Abstiegsmilieu zu unterlassen. Wo ihm der Eintritt in das Herkunftsmilieu zu-

nächst durch die Ablehnung des Gymnasialbesuchs verwehrt bleibt [5], führt der im Anschluss daran mit Erfolg beschrittene Weg einer dreijährigen Handelsschule nicht dazu, dass sich V. im neuen Berufsfeld dauerhaft situiert, da die darauffolgenden wechselnden Jobs immer nach dem Muster wahrgenommen werden, dass es »sowieso« keinen Beruf gibt, der ihn »*einfach absolut happy macht*« [11]. Wo V. definitive Zurückstufungen hinnehmen muss, hindert ihn die Selbstwahrnehmung als ungerecht behandelter Arztsohn daran, seine innere Distanz zu den nicht als herkunftsaffin erlebten Tätigkeiten zu überwinden. Und wo V. Schritte in die entgegengesetzte Richtung unternimmt, um mit einer nachgeholten Matura und der Aufnahme eines Medizinstudiums dennoch einen Anschluss an das berufliche Milieu seiner Herkunftsfamilie zu finden, gelingt eine genuine Integration auch nicht, da er sich in den wechselnden Positionen als »*Polikliniksekretär*« und »*Oberarzt-Sekretär*« im Spital nicht minder als subalternen Handlanger und gescheiterter Arztsohn neben anderen, erfolgreicheren Ärztsöhnen empfindet [19].

Sind die ersten drei Verlaufstypen dem entgegengesetzten Druck von hohem sozio-ökonomischen Herkunftsstatus und mangelnder schulischer Befähigung am stärksten ausgesetzt, so repräsentiert der vierte Typus eine Verlaufsform des Abstiegs, in der milieutypische Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung nicht so ausgeprägt sind. Aufgrund einer sozial heterogenen Herkunft der Eltern oder einer Ehescheidung stellt die Herkunftsfamilie für die Nachkommen kein geschlossenes akademisches Milieu dar, das wie selbstverständlich von den Söhnen und Töchtern erwartet, wiederum einen akademischen Beruf zu ergreifen. Im Lebensverlaufsmuster des Grenzfalls Martina E. wechseln sich berufsbiographische Orientierungen an der Mutter und dem Vater solange ab, bis es ihr gelingt, eine tragfähige Bindung zu beiden Elternteilen einzugehen. Die berufsbiographische Ambitendenz ist dabei durch die grossen Unterschiede in der sozialen Herkunft der Eltern hervorgerufen, durch die es für Martina E. grundsätzlich problematisch ist, sich als Verkörperung der Verbindung von zwei Menschen zu begreifen. Da die »niedrigere« soziale Herkunft der Mutter im familiären Alltag abgewertet wird, ist es für Martina E. zentral, diesen abgewerteten Teil der Familie zu integrieren. Die wechselnden berufsbiographischen Orientierungen in ihrem Werdegang bleiben solange ein Spiegelbild ihrer Loyalitätskonflikte gegenüber den beiden Elternteilen, bis es zu einer Integration beider Elternrepräsentanzen im Selbstbild kommt.

Inwieweit die Heterogenität der sozialen Herkunft oder eine Ehescheidung den elterlichen Erwartungsdruck verkleinern, lässt sich am besten an den im siebten Kapitel diskutierten Fallvarianten zum vierten Typus zeigen, wo heterogene Herkunft und Ehescheidung nicht mehr

in Kombination sondern getrennt auftreten (vgl. S. 212ff.): Bei den zwei Fällen von Scheidungskindern erweist sich eine Ehescheidung der Eltern insofern als ein Abstiegsrisiko für die betroffenen Nachkommen, als eine einseitige Loyalitätsverpflichtung zu der in der Familie verbleibenden Mutter dazu führt, dass eine Orientierung am akademischen Vaterberuf ausgeschlossen wird. Bei der Psychiatertochter und späteren Primarlehrerin Angelika M. kommt ein Studium nicht in Frage, da sie mit Psychologie und Psychiatrie »total auf Kriegsfuss« [6] steht. Und bei dem Arztsohn und späteren Ergotherapeuten Hans M. ist letztlich der medizinische Beruf des Vaters »schuld« an der Scheidung, so dass die Devise lautet: »Also nein, Medizin sicher nicht.« [4]. Die Scheidung der Eltern ermöglicht in beiden Fällen, sich von den durch den Vater repräsentierten Leistungsansprüchen der akademischen Welt zu distanzieren, und stattdessen eine Positionierung in einem semi-akademischen Berufsfeld anzustreben.

Bei der Arzttochter Erika L. gestaltet sich die Situation des Heranwachsenden in einer Familie mit heterogener sozialer Herkunft so, dass die akademische Herkunftsfamilie des Vaters als »etwas Besseres« vorstellig gemacht wird, zu der die gesamte Familie (inklusive der Vater selbst) »ein kühles Verhältnis« unterhält [4], während zu den Grosseltern mütterlicherseits – der Grossvater ist Arbeiter, die Grossmutter eine Kioskfrau – ein »recht intensives, enges Verhältnis« besteht [3]. Von daher kommt der Erwartungsdruck der »studierte(n) Family« der väterlichen Seite nicht zum Tragen. Erika L. entscheidet sich für eine Lehre als Drogistin, über ein mögliches Studium heisst es dagegen: »Eben studieren und so, pfbh, ich könnte es nicht, nein. Das wäre gar nichts für mich« [10].

Geht man von der Zusammenschau der Verlaufsformen zur Betrachtung der Konsequenzen des Abstiegs über, zeigt sich erneut, dass sich der vierte Typus von den drei übrigen Verlaufstypen abhebt: Am eindrücklichsten zeigen sich die Konsequenzen beim lange hinausgezögerten Abstieg. Obwohl am Anfang dieses Lebensverlaufsmusters der Wunsch steht, die Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu nicht zu verlieren, stellen Selbstisolation und ephemere Intimität das Endresultat des hinausgezögerten Abstiegs dar. In dem Maße, wie das Festhalten an der Zugehörigkeit zur akademischen Welt hilflose Züge eines ›So-tun-als-ob-man-Akademiker-ist‹ annimmt, entwickelt Robert L. gegenüber seiner Mitwelt hochstaplerische Verhaltenstendenzen. Was die Herkunftsfamilie betrifft, ist sein Verhalten schliesslich durch Verschweigen und Täuschungsmanöver bestimmt. Was die übrigen Sozialbeziehungen anbelangt, geht Robert L. in zunehmenden Masse den Gleichaltrigenbeziehungen aus dem Wege. Mit wachsender Selbstisolation steht ihm lediglich noch die Möglichkeit der Pflege einer ephemeren Intimität gegenüber ihm vollständig fremden Personen offen. Wenn Ro-

bert L. dann nach einer lebenskritischen Zuspitzung der Situation endgültig aus dem Herkunftsmilieu hinauskatapultiert wird, bestehen wenig Aussichten auf das Knüpfen von tragfähigen Sozialbeziehungen zu jenen Personen, zu denen er nun abgestiegen ist.

Mündet der lange hinausgezögerte, abrupt erfolgende Abstieg in eine Situation der strukturellen Isolation von Außenbeziehungen, so dass eine vereinsamte Absonderung von der Mitwelt die Folge ist, so gestalten sich die Konsequenzen des Abstiegs beim Typus des Aussteigers manifest weniger dramatisch. Dem Aussteiger steht mit der Selbstverortung in einem alternativen Milieu zumindest die Möglichkeit offen, den Kontakt zu Gleichgesinnten zu pflegen. Abgesehen von der Existenz eines Netzwerks von Gleichgesinnten ist die Situation des Aussteigers jedoch in Analogie zum hochstapelnden Typus zu begreifen, wobei an Stelle einer strukturellen Isolation die emotionale und intellektuelle Distanzierung von der Herkunftsfamilie, dem Herkunftsmilieu und ›der Gesellschaft‹ dominiert. Im Falle der Herkunftsfamilie hat die von Klaus L. nach der Matura verwirklichte Option eines alternativen Lebens die Folge, dass für einen Zeitraum von acht Jahren die Kontakte zur Familie vollständig abgebrochen werden. Was das Herkunftsmilieu anbelangt, fällt auf, dass Klaus L. schliesslich auch zu jenen Gleichaltrigen seines Herkunftsmilieus auf Distanz geht, die sich zwar »*Che Guevera an die Wand*« hängen, aber dann doch ein »*Studium machen*« [7]. Und was die Beziehungen zur übrigen ›Gesellschaft‹ betrifft, so dominiert eine umfassende intellektuelle Distanzierung, die sich auf die »*Wohlstandsverwahrlosung*« moderner Erziehung [5], den »*Schulstress*«, den »*Leistungsstress*« der »*Akademiker*« [10] und das »*autoritäre(s) System*« [8] des Militärs bezieht. An die Stelle der strukturellen Isolation des hochstapelnden Typus tritt also beim Aussteiger eine umfassend intellektuell-ideologische Distanzierung von der Konsumkultur und dem Leistungsprinzip ›der Gesellschaft‹. Während der hochstapelnde Typus im Verlauf des nur vorgetäuschten Hochschulstudiums sein Leben schliesslich wie eine in Bernstein eingeschlossene Fliege verbringt, ist für den Aussteiger Klaus L. lange Zeit die Idee faszinierend, am Rand der Gesellschaft ein »*Selbstversorger*« [10] zu sein. Erst nach der schrittweisen Aussöhnung mit dem Herkunftsmilieu durch den erfolgreichen Abschluss eines Fachhochschulstudiums als »*Natur- und Umweltfachmann*« [18] kann er sich vorstellen, »*auch in einem Dorf*« [19] zu leben.

Setzt der Ausstieg einen umfassenden Bruch mit dem Herkunftsfamilie voraus, so wird im dritten Verlaufstypus die Intensivierung der Beziehungen zur Herkunftsfamilie zur notdürftigen Kompensation einer nur mangelnden Einbindung in Gleichaltrigenbeziehungen und in die berufliche Mitwelt. Ähnlich zur lebensgeschichtlich spät erfolgenden Rückkehr ins Elternhaus, wie sie für den hochstapelnden Typus zu be-



obachten ist, liegt auch beim dritten Typus nur eine randständige Integration vor. Rüdiger V. wohnt noch mit 34 Jahren im Hause der Eltern, und unterhält sonst überwiegend Beziehungen zu Freunden »aus der alten Zeit« [16]. Ursache dieser Rückwendung zur Herkunftsfamilie und zum Geburtsort bildet die soziale Orts- und Beziehungslosigkeit, die durch das ständige Hin- und Herpendeln zwischen dem Abstiegs- und dem Herkunftsmilieu entsteht. Da er sich letztlich ungerecht behandelt fühlt, unterlässt V. während den Phasen einer schulischen oder beruflichen Zurückstufung eine dauerhafte Integration ins Abstiegsmilieu. Und wenn dann im Gegenzug Qualifizierungsschritte unternommen werden, um den Anschluss an das akademische Herkunftsmilieu doch noch zu erreichen, findet ebenso schnell eine innere Distanzierung statt, um das Gefühl des Scheiterns nicht überhandnehmen zu lassen, das zwangsläufig im Umgang mit herkunftsgleichen Personen entsteht. Rüdiger V. bewegt sich also zwischen dem Herkunfts- und dem Abstiegsmilieu, ohne einem Sozialmilieu genuin zugehörig zu sein.

Sind die Konsequenzen des Abstiegs bei den ersten drei Typen erhebliche, so sind die desintegrierenden Folgen eines Abstiegs beim vierten Typus nicht so ausgeprägt. Sowohl beim Grenzfall Martina E. wie bei den Fallvarianten Angelika M., Hans M. und Erika L. zeigen sich keine gravierenden Einschränkungen was das Knüpfen von Gleichaltrigenbeziehungen, die Pflege mitweltlicher Kontakte oder die berufliche Integration angeht. Auch wenn sich alle vier Fälle beruflich in einem semi-akademischen Zwischenfeld positioniert haben – Martina E. als Ernährungsberaterin, Angelika M. als Primarlehrerin, Hans M. als Ergotherapeut und Erika L. als Drogistin – sollte man jedoch nicht übersehen, dass bei allen am Beginn des moderaten Abstiegs eine tiefgehende Ablehnung der akademischen Welt der Väter respektive der Grossväter steht. Entweder führt die heterogene soziale Herkunft der Eltern dazu, dass wie im Fall von Martina E. Loyalitätsbindungen zu der aus einfacheren Verhältnissen stammenden Mutter entstehen, da dem Vater deren Herkunftsfamilie »zu wenig gescheit« [3] ist, so dass Martina E. auch in ihrem späteren Leben noch der Umgang mit Leuten mit »Anzug und Krawatte« aufstösst, die einfach ein »schreckliches Benehmen« [26] haben. Oder es wird wie im Fall von Hans M. einfach dem medizinischen Beruf des Vaters die Schuld an der Ehescheidung zugeschoben, und von daher von einem Hochschulstudium abgesehen. In beiden Fällen strahlt die heterogene soziale Herkunft bzw. die Ehescheidung dergestalt auf die Lebensplanung der Nachkommen aus, dass eine Abgrenzung gegenüber der akademischen Welt statt hat und ein Hochschulstudium nicht in Frage kommt. Für den dritten Verlaufstypus ist demnach nur eine Distanzierung von der akademischen Welt konstitutiv, von dieser Einschränkung abgesehen, ergeben sich keine gravierenden desintegrierenden Abstiegsfolgen.

Gehen wir zum Schluss noch auf die familiären Aufwuchsverhältnisse ein. Bei der Typenbildung blieben sie mit Ausnahme der Konstruktion des vierten Verlaufstypus, der damit erneut eine Sonderstellung einnimmt, nachgeordnet. Diese Nachordnung schien zum einen deshalb sinnvoll, um eine vorschnelle Psychologisierung zu vermeiden, wie dies für Alltagstheorien über Abstieg konstitutiv ist. Zum anderen weisen die lebensgeschichtlichen Interviews auch Begrenzungen auf, die eine detaillierte Behandlung der familiären Verhältnisse verunmöglichen. Die Frage etwa, woher die schulischen Bewährungsprobleme in nahezu allen untersuchten Fällen rühren, kann mit dem vorliegenden Material nicht erschöpfend beantwortet werden. Überraschend eindeutig ist der Befund jedoch hinsichtlich der Familienkonstellationen und insbesondere der Stellung in der Geschwisterreihe, beides ist für die Anbahnung eines Abstiegs von entscheidender Bedeutung.

Am augenfälligsten zeigt sich dieser Einfluss bei den zwei behandelten Grenzfällen des ›Ausstiegs‹: Sowohl Klaus L. wie Etta E. wachsen in grossen Kinderkonfigurationen in einer mittleren Geschwisterposition heran. Ist Klaus L. das fünfte von sieben Kindern [2], so ist Etta E. das vierte von fünf Kindern [3]. Entscheidend ist, dass diese Position wie bei Etta E. damit in Verbindung gebracht wird, dass man »*de ringsch-ti Stand [die einfachste Stellung]*« hat, und getan hat, was man »*wollte*« [10]. Geht man davon aus, dass für die mittlere Position die Erfahrung prägend ist, dass es auf einen nicht so ankommt, dann ist damit die idealtypische Geschwisterposition für einen späteren Ausstieg erfasst. Insofern der Ausstieg eine frühzeitige Distanzierung von der Herkunftsfamilie und ein ebenso rasches Verlassen des Herkunftsmilieus voraussetzt, begünstigt eine mittlere Position einen Ausstieg deshalb, als sie es nahelegt, dem Gefühl des Übergangenswerdens dadurch Ausdruck zu verleihen, dass man aus dem sozialen Milieu ausbricht und den Familienverband früh verlässt. Der sowohl bei Klaus L. wie bei Etta E. durchscheinende, von einer Erfolgsorientierung getragene Bewährungsanspruch ist dabei ebenfalls im Gefühl des Übergangenswerdens qua mittlerer Position fundamementiert.

Letztlich kommt einem Ausstieg auch die Tatsache entgegen, dass durch einen geringen Altersabstand zwischen den Geschwistern eine Einbindung in eine vitale Leistungskonkurrenz gegeben ist, so wie das bei Klaus L. prototypisch realisiert ist, wo die sieben Kinder in einem Zeitraum »*von neun Jahren*« [2] auf die Welt kommen – in der Familie von Etta E. kommen die fünf Geschwister in einem Zeitraum von 10 Jahren zur Welt. Wie entscheidend eine Verwurzelung in einer basalen Geschwisterkonkurrenz ist, demonstriert gerade der erste Verlaufstypus, dessen Aufwuchsverhältnisse durch eine randständige Position im Familiengefüge bestimmt sind. Wir haben hier gezeigt, dass Robert L. sowohl mit Blick auf den Altersabstand zu seinen Eltern in einer ver-

einzelten Position heranwuchs, als auch mit Blick auf die vier vor ihm und in rascher Folge geborenen Brüder isoliert aufgewachsen ist, da die Altersdifferenz zwischen ihm und seinen Brüdern ebenfalls so gross war, dass er kein genuines Geschwister seiner Brüder war. Für den lange hinausgezögerten Abstieg ist somit weniger die formale Stellung als Letztgeborener entscheidend, sondern vielmehr die ausgeprägte marginale Positionierung im Familiengefüge selbst. Die vereinzelte Position im Familiengefüge ist deshalb die idealtypische Aufwuchskonstellation für den ersten Verlaufstypus, weil die grossen Altersabstände zu den Eltern Gleichgültigkeit begünstigen, und der Fall mit Blick auf die Alterdistanz zu den Geschwistern einer stimulierenden Leistungskonkurrenz enthoben ist. Zumindest ist offensichtlich, dass die hochstaplerische Verhaltenstendenz und der ständige ›Schritt zu weit nach vorne‹ unmöglich wären, wenn der Verlaufstypus seine Ambitionen realitätsgerecht den objektiven Chancen anpassen könnte. Tendenzen zur Realitätsausblendung werden gerade durch die grossen Altersabstände zu Eltern und Geschwistern begünstigt.

Ist für den Ausstieg die mittlere Position in der Geschwisterreihe begünstigend, während für den lange hinausgezögerten Abstieg eine vereinzelte Stellung im Familiengefüge grundlegend ist, die durch die Position eines Letztgeborenen repräsentiert wird, so bleibt für den dritten Verlaufstypus rein logisch gesehen nur noch die Position des Erstgeborenen übrig. Zumindest lässt sich rein theoretisch durchaus ein Passungsverhältnis zwischen der Position eines Erstgeborenen resp. des erstgeborenen Sohnes und dem Lebensverlaufsmuster des nicht enden wollenden Oszillierens zwischen dem Abstiegs- und dem Herkunftsmilieu angeben. Sichtbar wird diese Wahlverwandtschaft, wenn die Frage gestellt wird, warum die marginale Persönlichkeit trotz der wiederholten Erfahrung von Zurückstufungen immer wieder neue Anläufe unternimmt, dennoch den Herkunftstatus zu erlangen, anstatt sich mit den Realitäten eines Abstiegs abzufinden. Dieses zwanghafte Festhalten an einem akademischen Berufsziel wird plausibel, wenn man davon ausgeht, dass bei der marginalen Persönlichkeit eine Distanzierung von den Mobilitätserwartungen der Herkunftsfamilie erschwert ist. Gerade für den Erstgeborenen ist nun grundlegend, dass auf ihn die elterlichen Erwartungen an eine (Berufs-)Nachfolge gerichtet sind. Für Rüdiger V., der nicht nur einmal betont, dass er seiner Mitwelt »im *Nachhinein bewiesen*« hat, dass er es dennoch schafft [6, vgl. auch 7], lässt sich demnach davon ausgehen, dass es die Position als erstgeborener Sohn ist [3], die es ihm erschwert, sich von den elterlichen Leistungserwartungen zu distanzieren.

Für den vierten Typus ist dagegen nicht eine spezielle Stellung in der Geschwisterreihe zentral. Maßgeblich ist vielmehr das Alter, in dem die Eltern sich scheiden lassen. Martina E. ist zwölf Jahre alt, als die Eltern

sich scheiden lassen [9], Angelika M. etwa 16 Jahre [2], Hans M. 17 Jahre [2] – in allen Fällen kann die Ehescheidung deshalb so leicht die Entwicklung der berufsbiographischen Orientierung beeinflussen, da sie sich in einer für die Lebensplanung formativen Phase ereignete. Die Scheidung hat in einem für die Identitätsbildung vulnerablen Abschnitt stattgefunden.

Was die im siebten Kapitel unternommene Analyse der Lebensverläufe der Frauen anbelangt, konnte gezeigt werden, dass sich deren Lebensverlaufsmuster nicht grundlegend von denen der Männer unterscheiden. Dass kein entsprechender Fall einer Frau für den Typus der marginalen Persönlichkeit gefunden werden konnte, hängt m. E. damit zusammen, dass sich die entsprechenden sozialen Erfolgserwartungen der Eltern wohl immer noch auf den erstgeborenen Sohn konzentrieren dürften, und insofern auf den Töchtern im Allgemeinen keine entsprechende Hypothek einer (Berufs-)Nachfolge lastet. Im Gesamtüberblick überwiegt der Eindruck, dass die familiären Statuserwartungen gegenüber den Töchtern nicht so hoch sind wie bei den Söhnen, so dass auch die Abstiege selbst, die meist die moderate Form eines Einmündens in das semi-akademische und intermediäre Berufsfeld annehmen, weniger drastisch ausfallen. Nach dem vorliegenden Fallmaterial zu urteilen, existiert das Drama der ›missratenen Tochter‹ nur in abgeschwächter Form. Einschränkend ist jedoch in Rechnung zu stellen, dass die Mehrzahl der von uns interviewten Frauen (noch) nicht verheiratet ist. Somit lässt sich weder angeben, ob die Heiratsmobilität selbst wie bei Etta E. noch ein Thema familiärer Auseinandersetzungen ist, und es ist auch keine Aussage darüber möglich, wie eine etwaige Familiengründung die Lebensverlaufsmuster verändert.

Die Systematisierung der Verlaufstypen ist damit abgeschlossen. Von einem Ausblick auf die Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs in nichtakademischen Herkunftsfamilien wird hier Abstand genommen. Abgesehen davon, dass die Fallzahlen zu klein sind, um zu typologisch handfesten Resultaten zu gelangen, macht es wenig Sinn, Überlegungen zu Abstiegsprozessen in anderen Herkunftsgruppen anzustellen, ohne vorab die Reproduktionstypik des Herkunftsmilieus erarbeitet zu haben, wie dies am Ende des ersten Kapitels für die Akademikerfamilien geschehen ist. Wie die vorliegende Arbeit gezeigt hat, liefern die Methoden der herkömmlichen Mobilitätsforschung für ein solches Vorgehen wenig brauchbare Resultate. Für künftige Untersuchungsvorhaben über sozialen Abstieg ist die das grossflächige Sozialpanorama anvisierende Perspektive der quantitativen Mobilitätsforschung nicht praktikabel. Was fehlt, ist die Konzentration auf einzelne Herkunftsgruppen. Dabei ginge es zunächst um das Erstellen konkreter Transmissions- und Transformationsprofile, wobei statt der üblichen Beschränkung auf den Beruf des Vaters und des

Sohnes ganze Familien Ausgangspunkt der Messung sein müssten. Nur so lässt sich ein einigermaßen verlässliches Bild darüber gewinnen, wie es um die Fähigkeit zur Statusbewahrung, -verbesserung und -verschlechterung in den betreffenden Herkunftsgruppen überhaupt bestellt ist. Und nur so lässt sich klären, wie das Zusammenspiel von intergenerationeller Bewahrung und Transformation durch die Familiengrösse variiert wird, und welche Einflüsse das Qualifikationsprofil und die soziale Herkunft beider Elternteile auf die Werdegänge der Nachkommen haben. Die immer wieder gestellte Frage danach, ob Mobilität nun zu-, abgenommen oder gleichgeblieben ist, wird mit einer solchen Forschungsperspektive nebensächlich, stattdessen treten andere Fragen in den Mittelpunkt des Interesses: Wie sich etwa die berufsbiographische Orientierung der Töchter konkret entwickelt, lässt sich mit solchen Untersuchungsdesigns ebenso abklären, wie sich auch der Ansatz der Statuserwerbsforschung spezifizieren lässt. Statt die Entweder-Oder-Frage zu stellen, ob der familiäre Hintergrund oder die Schulbildung die wichtigste Ursache des jetzigen Status ist, kann mit einem qualitativen Vorgehen das Wechselspiel von Herkunft und Bildung genauer beleuchtet werden. Gerade die ersten drei Verlaufstypen belegen eindrücklich, wie resistent familiäre Statuserwartungen gegenüber schulischen Zurückstufungen bleiben können. Folgeuntersuchungen hätten die verschiedenen Formen geringer schulischer Befähigung typologisch zu differenzieren und ihre Einflüsse auf den späteren Lebensverlauf genauer zu bestimmen. Durch einen Vergleich verschiedener Herkunftsgruppen wäre abzuklären, in welchen Sozialmilieus sich berufsbiographische Ambitionen in Einklang mit der Selektionspraxis der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen entwickeln, und in welchen Herkunftsgruppen selbst anhaltende schulische Misserfolge nicht dazu führen, dass sich die Lebensplanung realitätsgerecht den objektiven Positionierungschancen anpasst.

Gängige Zeitdiagnosen gehen von einem abnehmenden Selektionsdruck von Traditionen aus, davon, dass die Individuen aus traditionell festgeschriebenen Lebenszusammenhängen freigesetzt sind, und dass ihnen eine nach Belieben veränderbare und gestaltbare Biographie offen steht.<sup>1</sup> In neueren Identitätstheorien wird behauptet, dass unter den Bedingungen einer objektiven Pluralisierung der Verhältnisse das Leben der Subjekte selbst ein ›Leben im Plural‹ werden muss, und dass moderne, individualisierte Menschen eine ›Bastelexistenz‹ führen, wenn nicht gar die ›Multiphrenie‹ schon als normale Struktur der Persönlichkeit begriffen wird.<sup>2</sup> Enttraditionalisierung, Individualisierung und Flexibilisierung haben hier dazu geführt, dass vorgespurte Lebens-

1 Eine Zusammenschau geläufiger Zeitdiagnosen enthält das erste Kapitel von Honegger/Schallberger/Bühler (2002).

2 Vgl. für eine Diskussion neuerer Identitätstheorien Straub (2000).

läufe im Verschwinden begriffen sind, und dass die Zugehörigkeit zu einem Herkunftsmilieu ihre Bindungs- und Prägekraft weitgehend verloren hat. In den vorgelegten Fallanalysen lassen sich keine Anhaltspunkte für derartig sozial und mental ›entwurzelte‹ oder »im Freien stehende‹ Individuen finden, von einer Verflüssigung und Auflösung milieutypisch vorgespurter Lebensläufe und entsprechender Verhaltenserwartungen wird man selbst im Falle eines Abstiegs schwerlich ausgehen können. Die Fallanalysen belegen hinreichend deutlich, wie verfehlt es wäre, sich solche zeitdiagnostischen Problematisierungen eines Umbruchs der Identitätsbildung zu eigen zu machen.

# Durchgeführte Interviews und Literaturverzeichnis

## Kurzbiographien

[Fall Nr. 01] Klaus L., 1953 geboren, jetzt 47 Jahre alt. Der Vater, ein Posthaltersohn, ist Chirurg an einer Universitätsklinik und Privatdozent. Die Mutter, eine Lehrerstochter, ist Allgemeinärztin. L. ist der Fünfte in einer Reihe von insgesamt sieben, in einem Zeitraum von neun Jahren geborenen Geschwistern. Zwei ältere Schwestern werden Ärztinnen und heiraten Mediziner, die darauffolgende Schwester wandert nach dem Abitur in die USA aus, die jüngste Schwester wird Künstlerin, der nachfolgende Bruder Mechaniker mit eigenem Betrieb, der jüngste Sohn wird Zahnarzt.

In der Schule wiederholt L. die achte und die dreizehnte Klasse, dann folgt der Wechsel auf ein Privatschulhaus. Nach der Matura erfolgt der sofortige Auszug aus dem Elternhaus, L. macht Wohngemeinschaftserfahrungen auf dem Land und leistet den Militärdienst ab. Im Anschluss daran erfolgt der Eintritt in eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft im Tessin zusammen mit seiner Frau. Nach der Geburt des ersten Kindes verlässt die junge Familie die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, und Klaus L. beginnt eine Landwirtschaftslehre, der Abschluss der Berufsprüfung erfolgt mit »links.« Mit der Geburt des zweiten Kindes erfolgt die Anstellung als Landwirt, während dieser Zeit wird ein drittes Kind geboren.

Im Alter von 27 Jahren (1980) erwirbt Klaus L. einen Bauernhof. Nach sieben Jahren Hofbewirtschaftung führt eine Beziehungskrise mit der Ehefrau dazu, dass diese 1989 mit den Kindern den Hof verlässt (36. Lj.). L. bietet jetzt Sozialpädagogen den Hof für ein sozialpädagogisches Projekt an. Es folgen Auseinandersetzungen mit der Gemeinschaft, L. ist zwar noch Besitzer des Hofes, aber er hat dort keine Arbeit mehr.

1992 (39. Lj.) entschliesst sich L. zur Aufnahme eines Studiums der Pädagogik, Psychologie und Ökologie, 1994 (41. Lj.) erfolgt das Ausscheiden aus der Gemeinschaft. 1996 (43. Lj.) bricht Klaus L. das Pädagogik- und Psychologiestudium ab, er lässt sich jetzt von seiner Frau scheiden, und er beginnt mit der Aufnahme eines Fachhochschulstudiums die Ausbildung zum Natur- und Umweltfachmann. 1997 (44. Lj.) Hofverkauf, Ende 1998 (45. Lj.) Abschlussprüfung an der Fachhochschule und Eintritt in ein Ökologie-Büro.

[Fall Nr. 02] Helen G., geboren 1975, jetzt 25 Jahre alt. Die Mutter ist Kinderärztin, der Vater Radiologe. Aufgewachsen in Norddeutschland, wo der Vater eine Dozentenstelle an der Universität hatte. Dann von 1981 bis 1988 in Süddeutschland. Schliesslich ist der Vater leitender Arzt in einem Spital in der Schweiz. Es existiert eine sieben Jahre ältere Schwester, die seit 10 Jahren Philosophie in Deutschland studiert. Die Schwestern sollen unbedingt etwas aus sich machen, am besten Ärzte, Wissenschaftler werden. Der Vater habe immer einen Jungen gewollt, er lehnt alles mädchenhafte ab und spielt mit der Tochter wie mit einem Jungen. Die Mutter »erpresst« die Tochter mit hysterischen Drohungen.

Auf den Gymnasium hat die Tochter immer genügende Leistungen. Sie ist schlecht in Naturwissenschaften und Mathematik, aber hat ein Faible für Sprachen. 1995, mit 20 Jahren Matura. Dann erfolglose Bewerbung bei einer Fluggesellschaft als Flight-Attendant. Schliesslich ein Jahr lang Studium der Anglistik im Hauptfach, und Französisch und Italienisch in den Nebenfächern. Dann Wechsel zur Veterinärmedizin für zwei Jahre, da das Englischstudium nicht anspruchsvoll ist. Das erste Propädeutikum wird nicht geschafft, beim Herannahen des zweiten Prüfungstermins Abbruch des Studiums. Erneute und erfolgreiche Bewerbung als Stewardess. Dort seit vier Monaten in der Ausbildung und im Einsatz. Die Eltern sind gegen die Berufswahl der Tochter, sie halten den Beruf für »so wie Prostitution.«

[Fall Nr. 03] Hans H., geboren 1974, jetzt 26 Jahre alt. Der Vater, ein Schuhmachersohn, ist Sekundarlehrer. Die Mutter, eine Bauerstochter, ist Gärtnerin. H. ist der jüngste von drei Söhnen. Der vier Jahre ältere Bruder ist Schreiner, der ein Jahr ältere mittlere Bruder ist zunächst Maschinenzeichner, da er nicht zur Ausbildung als Kindergärtner zugelassen wird. Seit einem Jahr besucht er ein Seminar zur Ausbildung als Primarschullehrer.

Nach der Primarschule wechselt H. in die Sekundarstufe, sein Notenschnitt ist so fünfeinhalb. Er hat dort etwas Mühe, ein Lehrersohn zu sein. Dann wechselt er aufs Gymnasium, wo er in der Matura vier-einhalb hat. Es wird mühsam und die Motivation lässt nach, ihm sagt alles etwas, aber nichts Spezielles. Während die anderen schon wissen, was sie studieren, weiss er es nicht. Er treibt seit der vierten Klasse Hockey, das ist ihm im Gymnasium zum Teil wichtiger als die Schule. Nach der Matur geht er zum Militär, meldet sich kurzfristig an der Universität für das Studium der Geschichte und Geographie an, tritt aber das Studium nicht an, sondern macht eine zweijährige, verkürzte KV-Ausbildung.

1997, mit 23 Jahren, macht er den Abschluss und erhält ein Angebot, in einer grösseren Schweizer Stadt in der obersten Liga zu spielen. Das



nimmt er an, und der Verein besorgt ihm eine Wohnung und eine Anstellung als kaufmännischer Angestellter bei einer Krankenversicherung. Jetzt ist er ein Jahr dort. Im März, April will er etwas anderes machen, er ist »offen für Neues.« H. nimmt es, wie es kommt. Was werden wird, darüber kann er keine Auskunft geben.

[Fall Nr. 04] Robert L., 1968 geboren, jetzt 32 Jahre alt. Der Vater stammt aus einer Lehrerdynastie, wird Chirurg und übernimmt dann eine Chefarztstelle. Die Mutter ist zehn Jahre jünger. Sie ist die Tochter des Direktors einer Stofffärberei und Krankenschwester.

R. L. hat vier Brüder, er ist der Nachzügler. Der ihm am nahestehendste Bruder ist sechs Jahre, der fernstehendste zehn Jahre älter. Der älteste Bruder ist Arzt, der zweitälteste als studierter Volkswirtschaftler in der Entwicklungshilfe tätig, der dritte Bruder ist Arzt in einem Spital, der vierte Bruder Architekt. Bei seiner Geburt ist der Vater 48 Jahre alt.

Nach Primarschule und Sekundarschule wechselt L. auf das Wirtschaftsgymnasium. Nach zwei Jahren muss er wiederholen. Abschluss der Matura mit 65 (von maximal 90) Punkten 1988. Danach eineinhalb Monate Ferien. Drei Monate Hilfsmonteur bei einem Elektriker, dann ist der Anmeldetermin für die Universität verstrichen. Schliesslich vier Monate Rekrutenschule, und erneut für zwei Monate Arbeit bei einem Elektriker. Juli 1989 ist der Anmeldetermin für die Universität wieder verstrichen, Ende der Arbeit bei dem Elektriker und für ein halbes Jahr Aupair in den USA, dann ein halbes Jahr Ferien in den Vereinigten Staaten.

Ende 1990 Immatrikulation für Betriebswirtschaft. Merkt schon früh, das es nichts ist, studiert nur zum Schein. Nach fünf Jahren ist »der Zacken ab«, er eröffnet es den Eltern. Zunächst noch ein Jahr Verbleib am Hochschulort, mit psychologischer Unterstützung die finanziellen Schwierigkeiten in den Griff bekommen. Dann dreimonatige Entziehungskur, Auflösung der Wohnung, Rückkehr in das elterliche Haus. Arbeit bei einem Bekannten, erfolglose Bewerbungen beim Fernsehen und bei Photographen. Nach einem Jahr Beginn einer einjährigen Handelsschule. Dort seit fünf Monaten. Nun Suche nach einer Lehrstelle.

[Fall Nr. 05] Elisabeth Z., 1950 geboren, jetzt 50 Jahre alt. Der Vater ist Pfarrer, und wurde als Sohn eines Armeninspektors geboren. Die Mutter ist Verkäuferin, geht aber bei der Geburt der Kinder nicht mehr in den Beruf zurück. Z. ist die dritte von sieben Kindern: Eine 1947 geborene Schwester wird Ärztin, eine 1948 geborene Schwester Lehrerin, der 1952 geborene Bruder Laborant, die 1961 geborene Schwester wird Ärztin, der Ende 1961 geborene Bruder Automechaniker, der 1967 geborene Bruder ebenfalls Automechaniker. 1959 kam ein Kind auf die Welt, das bei der Geburt starb.

Z. ist »einfach weniger gescheit« als die Schwestern, während die auf die Sekundarschule gehen, geht sie in die Primarschule. Sie besucht die Prim und dann anschliessend eine Haushaltsschule. Als der jüngste Bruder auf die Welt kommt, hilft sie ihrer Mutter für ein Jahr, dann geht sie noch ein Jahr in die Romandie. Danach besucht sie eine Vorschule für den medizinischen Beruf, und schliesst drei Jahre Lehre in einem Spital an. Die Ausbildung beendet sie 1972 mit 22 Jahren. Ein Jahr zuvor lernt sie via Inserat ihren Mann kennen, einen Landwirt. Ihn heiratet sie mit 24 Jahren, nach einem Jahr Berufstätigkeit. Neun Monate nach der Heirat kommt das erste Kind auf die Welt (1974), ein Jahr später das zweite (1975), und ein weiteres Jahr später das dritte Kind (1976). 1979/1980 fängt sie wieder Teilzeit in ihrem alten Beruf an. 1981 kommt das vierte und letzte Kind auf die Welt.

[Fall Nr. 06] Albert N., 1942 geboren, heute 58 Jahre alt. Die Eltern haben ein Restaurant mit Fremdenzimmer und Metzgerei in einem Dorf mit 5000 Einwohnern. Es kommen viele Leute aus St. Gallen und Zürich zum Mittagessen, »sogenannte bessere Gesellschaft,« aber auch Bauern und Lastwagenchauffeure. Er hat einen drei Jahre jüngeren Bruder, der später den Betrieb übernehmen wird. Seine Erziehung kommt ein »bisschen komisch« heraus, da daran »Tausende und Tausende von Leuten« in der Gaststube mitwirken.

Am Anfang in der Schule haben sie grosse Probleme mit N. Die erste Klasse wird zusammen mit der fünften und sechsten unterrichtet, und er redet den Älteren rein. Dann geht er in die Sekundarschule. Danach wechselt er auf Anraten der Lehrer in die Kantonsschule, in die Wirtschaftsabteilung, die Handelsmatura machen. Er muss im Schülerhaus wohnen, was wie ein »Gefängnis« ist. Mit den Lehrern hat er Streit, weil er »immer (seine) Meinung« sagt, und ihm wird alles »mehr und mehr verleidet.« Er schafft es »immer gerade noch,« ein Jahr vor der Matura wollen sie ihn »rausschmeissen.« N. geht dann »einfach so.«

Mit 15 Jahren überlegt er sich, was er will und nicht will, er will »keine Karriere machen, keine Familie und Kinder haben.« Er sucht eine Lehrstelle, was nicht einfach ist mit seinen Referenzen. Zum Schluss landet N. bei einer Textilfirma, wo er zwei Jahre eine Lehre als Kaufmann macht. Dort ist er in der Übersee-Kaufabteilung, und wird nach der Lehre für ein Jahr nach Paris geschickt, zwischen 1966 und 1967. Danach kündigt er, und beantragt ein Einwanderervisum für Kanada. Mai 1967 kommt er in Montreal an, wo er während der Weltausstellung im Pavillon bei den skandinavischen Ländern als Küchengehilfe angestellt ist. N. fängt in Kanada an, Marihuana und Hasch zu rauchen. Er kündigt schliesslich und reist nach Mexiko. Von dort geht es mit dem Zug weiter nach Guatemala. Dann reist er wieder nach Mexiko ein, und bleibt dort ein halbes Jahr. Danach geht er zurück nach Kanada, und

schmuggelt Rauschgift über die Grenze. Er beginnt Gelegenheitsarbeiten zu machen als Maler. Später hilft N. mit bei dem Aufbau einer Papierfabrik. Zurück nach Montreal steigt er ins Drogenhändlermilieu ein, er lebt in grossen Kommunen.

Ende 1970er geht N. in die Schweiz zurück, die Eltern haben ihn wegen seiner Haare und seines Lebenswandels nicht mehr so gern. Er geht nach Sankt Gallen und sucht einen Job bei der Post, vier Monate bei der Bahn und bei Manpower. Schliesslich geht er nach Marokko, schauen wie das Land ist und ein bisschen Hasch einkaufen. Im Herbst geht er wieder zurück in die Schweiz, wohnt in einem abbruchreifen Block mit Freunden, die Hasch dealen oder leere Flaschen sammeln. N. geht nun zwei Jahre nach Zürich, arbeiten ist »eigentlich nie mehr.«

Dann folgt eine Reise nach Israel. N. macht Gelegenheitsjobs auf dem Bau, am Hafen, Lastwagen beladen und ausladen. Er muss sich wegen einer geschwollenen Fusses einer Krankenhausbehandlung unterziehen. Nach eineinhalb Jahren geht er in die Schweiz zurück. In Sankt Gallen wird er bei einem befreundeten Künstler für die Haushaltsführung angestellt. Er bleibt sieben Jahre dort, und hilft bei den Bauern in der Umgebung aus. Nach sieben Jahren ist er entlassen, da die Kinder grösser geworden sind. Er nimmt nun Gelegenheitsjobs als Glaser an. Nach fünf Monaten geht er nach Nicaragua, das ist Ende 1985. N. hilft bei der Kaffeeernte und im Hausbau. Nach drei Monaten ist das Visum abgelaufen, und er geht nach Honduras. Dort macht er im Spitalbau mit. Es gibt Probleme mit der Aufenthaltsbewilligung, deshalb Weiterreise nach Costa Rica. Nach anderthalb Jahren will N. wieder zurück. Er reist mit einem Bananendampfer zurück.

1986 muss er zurück, wegen »diesem Gemeinderat.« Er ist als dritter Ersatz auf der Liste der Grünen, die zwei ersten Kandidaten demissionieren. Er möchte das Amt übernehmen, aber der Regierungsrat lehnt den Rücktritt des Vorgängers ab. Das geht so ein halbes Jahr, dann darf er nach Einsprache sein Amt übernehmen. 1987 rückt er in den Gemeinderat nach. Bei der nächsten Wahl kriegen sie statt einem Sitz vier Sitze, und kriegen dann auch eine Fraktion und sind jetzt eigentlich etabliert. N. sucht per Inserat Gelegenheitsarbeit, er wird von der Stadt angefragt, ob er nicht als »Strassenwischer« arbeiten will. N. macht das mit reduziertem Pensum, denn er ist mittlerweile noch zum Kantonsrat gewählt worden. Jetzt ist er schon zehn Jahre bei der Stadt als Strassenwischer angestellt.

[Fall Nr. 07] Rüdiger V., 1964 geboren, jetzt 36 Jahre alt. Der Vater ist Dorfarzt, der Grossvater ist Professor für Versicherungsmathematik, die Grossmutter eine Metzgerstochter. Die Mutter ist Säuglingsschwester, der Grossvater mütterlicherseits ist Sattler gewesen.

Es existiert eine drei Jahre ältere Schwester, die vorher verschiedene

Lehren abgebrochen hat. Diese ist jetzt Gärtnerin. Eigentlich ist es klar, dass er den Beruf des Vaters ergreifen will. Er geht vier Jahre in die Primar-, dann fünf Jahre in die Sekundarschule. Die Aufnahmeprüfung am Ende der Sekunda für das Gymnasium ist ein Debakel. Nach der Sekundarschule weiss er noch nicht, was er machen will, und geht zunächst auf eine Sprachschule in die Romandie. Dann meldet er sich für die Handelsschule an, die drei Jahre dauert. Schliesslich arbeitet er als kaufmännischer Angestellter. Zunächst temporär, dann wird er Einkäufer.

Nach einer Erkrankung kündigt er und geht ein halbes Jahr in die Vereinigten Staaten. Dort beschliesst er nebenberuflich das Gymnasium nachzumachen. Er besucht drei Jahre ein privates Gymnasium und macht einen eidgenössischen Abschluss. Dann folgt das Studium der Medizin, das Ziel rutscht aber immer weiter weg. Nach zwei Jahren mit Nebenjob im Spital in der Verwaltung Abbruch des Medizinstudiums und Eintritt in die Hochschule für Wirtschaft und Verwaltung und Ausbildung als Betriebsökonom. Das neue Studium besucht er seit Herbst 1998, er hat es vor einem Jahr abgebrochen und probiert stattdessen, den Abschluss an einer privaten Bildungseinrichtung zu erlangen.

[Fall Nr. 08] Michael H., 1972 geboren, jetzt 28 Jahre alt. Aufgewachsen in der Zentralschweiz. Es existiert eine drei Jahre ältere Schwester, die ist »leicht geistig behindert,« hat ein POS-Syndrom gehabt, sie lebt jetzt in einer Wohngruppe.

Die Eltern sind »zwei Lehrer.« Er ist Primarlehrer, und unterrichtet seit 25 Jahren am selben Ort. Als Kind ist der Vater »ziemlich misshandelt, also geschlagen worden.« Der Grossvater väterlicherseits war Lokführer. Die Mutter hat eine behütete Kindheit gehabt, sie ist die Tochter eines Kalkulators und einer Schneiderin. Sie ist Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin, arbeitet nach der Geburt der Kinder wieder und beschäftigt sich jetzt mit fernöstlicher Heilkunst.

Nach der Primarschule reicht es nicht fürs Gymnasium. Dann folgt ein Jahr Sekundarschule, dann drei Jahre Gymnasium, schliesslich Abbruch vor der Matura. Er meint, er habe Lernen »nicht nötig.« Dann überlegt M. H. was für eine Lehre er macht, ob als »Stromer« oder als Koch. Schliesslich macht er vier Jahre eine Ausbildung als Audiovideoelektroniker. Nach der Lehre arbeitet H. noch zwei Jahre im Lehrbetrieb. Er besucht nebenher die Berufsmittelschule, dann ist er ein halbes Jahr auf dem Technikum, Elektrotechnik studieren, bricht dann aber ab. Danach vier Monate arbeiten, reparieren von Computermonitoren in einer Firma.

Jetzt ist er selbständig. H. macht in der eigenen Wohnung Gelegenheitsreparaturen, das ist einfach eine Möglichkeit, sich »über Wasser zu halten.« Wie es weitergehen soll, weiss er noch nicht. »Kein Ziel, ziellos.«

[Fall Nr. 09] Ursula K., 46 Jahre. Tochter eines Maler und Gipsers mit eigenem Geschäft. Es existiert ein älterer Bruder, der den Handwerksbetrieb des Vaters übernimmt. Nach der Matura Studium der Anglistik für die Dauer von 25 Semestern. Danach Arbeit beim Lebenspartner in einem graphischem Atelier, dann Ausbildung bei der Schweizer Depeschengagentur. Danach zweieinhalb Jahre freie Arbeit, danach zwei Jahre in einem Buchverlag. Dann Einstieg in das Geschäft des Bruders, nachdem dieser einen Herzinfarkt erlitten hat. Er führt den Betrieb des Vaters weiter, sie macht in Teilzeit dann dort Büroarbeiten. Gleichzeitig noch eine weitere 50 Prozent Teilzeitstelle beim Kammerorchester. Jetzt will sie den Job beim Bruder kündigen. Sie lebt mit einem neuem Lebenspartner, einem Musiker, zusammen. Da sie bisher nur am Geburtsort gelebt und studiert hat, will sie nun ins Tessin. Dort will sie bei ihrem Lebenspartner einsteigen und für ihn Konzerte organisieren.

[Fall Nr. 10] Peter S., 1942 geboren, jetzt 58 Jahre alt. Der Vater hat einen Spenglerbetrieb, zwei Brüder gehen in dieselbe Richtung. Er macht eine Ausbildung in der graphischen Branche und wird Litograph.

Zunächst verheiratet und Kinder, dann Ehekrise, Trennung und Scheidung. Es klappt im Beruf nicht mehr. Kündigung und Wechsel in einen anderen Betrieb, dann erneute Kündigung und offenbar kommt in dieser Zeit der Beruf auch in eine Strukturkrise. Dann eineinhalb Jahre krank geschrieben. Schliesslich Wiedereinstieg mit 50 Jahren über verschiedene Weiterbildungen vom Arbeitsamt, aber ohne reelle Beschäftigungschancen. Kurze Zeit Arbeit bei einem Beerdigungsunternehmen, dann langsam mit begleitenden Kursen in der Branche Aufbau einer Position als Hauswart. Peter S. betreut jetzt cirka 10 Liegenschaften, er treibt viel Sport und ist nebenher noch als Taxi-Dancer [Miettänzer] im Kursaal beschäftigt.

[Fall Nr. 11] Susanne R., geboren 1974, jetzt 26 Jahre alt. Der Vater ist Architekt, die Mutter zuerst Inhaberin eines Reisebüros, dann Sekretärin für ihren Mann. Es existiert noch eine acht Jahre jüngere Schwester, die gerade das Gymnasium besucht.

Neun Jahre Besuch einer Waldorfschule, dann misslungene Aufnahme für den Eintritt in das Lehrerseminar. Danach ein Jahr Privatschule und ein halbes Jahr Israelaufenthalt. Zurück von dort folgt eine Ausbildung zur Krankenschwester (1993-1996). Jetzt seit drei Jahren Tätigkeit im Spital, nebenher Besuch der Fachschule für Krankenpflege.

[Fall Nr. 12] Juliette H., geboren 1961, jetzt 39 Jahre alt. Der Vater, Sohn eines Sattlers, ist zuerst gelernter Maschinenbauzeichner, danach Absolvierung der Höheren Technischen Lehranstalt mit Abschluss Maschinenbauingenieur und bis zur Pensionierung Arbeit in einer

grossen Chemie-Firma. Die Mutter, Tochter eines Bahnhofsvorstands und einer Gouvernante, ist gelernte Schneiderin.

Juliette H. wird als ältestes von drei Kindern in Spanien geboren, wo der Vater im Rahmen eines Auslandsaufenthalts für seine Firma arbeitet. Die Schwester Sophie kommt 1963 ebenfalls in Spanien zu Welt, später macht sie die Matura, absolviert das Primarlehrerseminar und studiert Heilpädagogik. Der Bruder Jean kommt 1965 in Mexiko zur Welt, er schlägt den gleichen Weg wie der Vater ein.

Juliette H. besucht den Kindergarten in Mexiko, und die ersten drei Primarschuljahre in den Vereinigten Staaten. Nach einem mehr als 10 Jahre dauernden, arbeitsbedingten Auslandsaufenthalt kehrt die Familie 1970 zurück in die Schweiz. Dort besucht H. die 4. Primarklasse und danach das erste Jahr Sekundarschule. Frühling 1973 zieht die Familie aufs Land, der Übertritt in die dortige Sekundarschule wird nach einer halbjährigen Probezeit nicht bestanden, sie rutscht deshalb in die Realschule. Der Weg zurück in die Sekundarschule gelingt nicht, da sie durch die Aufnahmeprüfung fällt. Daraufhin wird sie in eine Privatschule geschickt. Nach dem Schulabschluss 1978, mit 17 Jahren, beginnt Juliette H. eine dreijährige Lehre als Konditor-Confiseurin. 1981 Abschluss der Lehre und Annahme einer Stelle in der Romandie.

Nach fünf Jahren (1986) Kündigung der Stelle und dreimonatiger Sprachaufenthalt in London. Nach der Rückkehr Annahme einer Saisonstelle in der Innerschweiz für viereinhalb Monate. Danach findet Juliette H. eine Stelle an einem anderen Ort, wo sie sechs Jahre bleibt. Dort Besuch einer Abendhandelsschule und Abschluss nach 12 Monaten mit dem Handelsdiplom. Schliesslich Kündigung der Stelle, um den Freund eineinhalb Jahre auf einer Weltumsegelung auf dem Segelboot zu begleiten.

Nach der Rückkehr erneut Anstellung am letzten Wohnort, nach Verschlechterung des Arbeitsklimas Suche nach einer neuen Stelle. Dort tritt ebenfalls eine Verschlechterung des Arbeitsklimas ein, sie wird nach zwei Jahren gekündigt. Im Arbeitsprogramm der Regionalen Arbeitsvermittlung kann Juliette H. die Bürowelt kennenlernen und einen PC-Kurs absolvieren. Nach fünf Monaten Arbeitslosigkeit Anstellung als Sekretärin. In dieser Stelle arbeitet sie seit etwa zwei Jahren.

[Fall Nr. 13] Martina E., 1971 geboren, jetzt 29 Jahre alt. Der Vater, Sohn eines Zigarrenfabrikanten, übernimmt nach einem Studium der Wirtschaftswissenschaften nicht den elterlichen Betrieb und wird Vizedirektor einer Versicherungsgesellschaft. Die sechzehn Jahre jüngere Ehefrau stammt aus einer Bauernfamilie, und arbeitet nach einer Lehre als kaufmännische Angestellte als Sekretärin bei der Versicherung des späteren Ehemannes, wo sie ihn dann kennenlernt. Der Vater ist vor der Eheschliessung mit Martina E.'s Mutter bereits einmal ver-

heiratet gewesen, er bringt aus der Erstheirat einen Sohn mit in die neue Ehe.

Martina E. ist die Jüngste des Geschwisterverbandes. Der aus erster Ehe stammende Halbbruder ist zum Zeitpunkt der Geburt von M. E. 13 Jahre. Er wird nach einem Medizinstudium Psychiater mit eigener Praxis, ist verheiratet und hat Kinder. Die älteste Schwester ist zum Zeitpunkt der Geburt von M. E. 8 Jahre. Nach Schulschwierigkeiten und einem Aufenthalt in einem Erziehungsheim studiert sie Englisch und Sport. In ihrem Beruf ist sie jeweils nur im Halbjahresrhythmus tätig, die andere andere Hälfte des Jahres ist sie jeweils auf Reisen. Sie ist ledig. Die zweitälteste Schwester ist zum Zeitpunkt der Geburt von M. E. 7 Jahre, und wird sich nach der Matura zur Direktionssekretärin ausbilden und bis zur Heirat in diesem Beruf arbeiten. Sie ist heute Hausfrau und hat Kinder.

E. kommt mit 11 Jahren in die Sekundarschule, während die älteren Geschwister alle das Progymnasium durchlaufen haben. Als sie zwölf Jahre alt ist (1983), lassen sich die Eltern scheiden. M. E. und die zweitjüngste Schwester ziehen mit der Mutter in ein anderes Haus. Während diese beiden Geschwister zur Mutter halten, orientieren sich die zwei ältesten Geschwister am Vater. Die Scheidung schliesst einen Orts- und damit auch Schulwechsel für M. ein. Geht es im zweiten Sekundarschuljahr mit ihren schulischen Leistungen noch gut, so geht es danach bergab mit den Noten. Definitive und provisorische Versetzungen in die nächsthöhere Klasse wechseln sich jeweils ab. E. ist die Schule egal. 1987 (16. Lj.) verlässt sie die Sekundarschule. Da sie trotz Schnupperlehren keine Lehrstelle hat, absolviert sie das 10. Schuljahr. Im Anschluss daran geht sie für ein Jahr in die französischsprachige Schweiz als Aupair. Sie kommt in eine Familie, deren Eltern ebenfalls geschieden werden. Nach Abschluss dieser Aupairzeit hat sie »nicht mehr Angst« vor dem Berufsleben, lässt sich als Betriebsassistentin bei der Post ausbilden und zieht von zu Hause aus.

Nach der einjährigen Lehre arbeitet sie noch ein weiteres Jahr in ihrem Beruf. »Ohne zu wissen was« kündigt sie, schliesst 1991 (20. Lj.) einen viermonatigen Sprachaufenthalt in Florenz an, arbeitet danach erneut für zwei Monate als Aupair in der ihr schon bekannten Familie, und beginnt schliesslich ein Fernstudium der Matura, das sie mit einer 50 Prozent-Stelle als Tankwartin finanziert. Ein Jahr später nimmt sie die finanzielle Hilfe des Vaters an, um die Matura auf einer Privatschule nachzumachen.

1996, mit 25 Jahren, erlangt sie das Abitur, und nimmt nach Sprachferien in den Vereinigten Staaten ein Französisch- und Englischstudium auf, das sie ein Jahr später jedoch wieder aufgibt. Es erfolgt die erneute Arbeit bei der PTT, bis sie 1999 (28. Lj.) eine Ausbildung als Ernährungsberaterin beginnt.

[Fall Nr. 14] Etta E., 1963 geboren, jetzt 37 Jahre alt. E. stammt aus einer »Landadelsfamilie«. Der Vater kommt aus einer »akademischen Familie« (Grossvater väterlicherseits Jurist und Nationalrat, die Grossmutter väterlicherseits stammt aus einer »grossbürgerlichen« Familie). Der Vater übernimmt nach einem Studium der Rechtswissenschaften das Notariat und Grundbuchamt einer Gemeinde. Die Mutter ist Lehrerin, ihr Grossvater mütterlicherseits ist »Banker«, die Grossmutter mütterlicherseits Konsulstochter.

E. E. wird als viertes von fünf Kindern geboren: Die älteste Schwester ist Lehrerin, der Bruder Jurist, eine weitere Schwester Sozialarbeiterin. Darauf folgt E. E. zwei Jahre später, danach die jüngste Schwester, die Sozialarbeiterin wird. E. hat die »einfachste Stellung« und tut was sie »will«, sie ist das »Sorgenkind.« Die älteren Geschwister sind »Top-Schülerinnen und Schüler«, sie selbst ist so »in der Mitte drin.«

Nach der Sekundarschule will sie Glasbläserin werden, aber das wird von den Eltern als brotloser Beruf angesehen. Sie macht daraufhin die Handelsschule, macht dann für ein halbes Jahr ein Praktikum im Spital als Krankenschwester, und sucht schliesslich erfolglos eine Stelle als kaufmännische Angestellte. Da sie nichts findet, geht sie auf das Notariat des Vaters, wo sie für die Zeit von neun Monaten arbeitet. 1983, mit 20 Jahren, findet sie als Sekretärin auf dem Sozialpsychiatrischen Dienst eine Stelle. Mit 25 beginnt sie eine Ausbildung an der Hebammenschule. Nach Abschluss der Ausbildung arbeitet sie in einem anderen Kanton, kommt dann aber zurück, als ihr künftiger Ehemann einen Bauernbetrieb übernimmt. Sie entscheidet sich relativ schnell für die Freiberuflichkeit und ist inzwischen seit zehn Jahren freiberuflich als Hebamme tätig. E. E. ist verheiratet, der Mann hat einen gepachteten Hof zum Bio-Betrieb aufgebaut. Sie hat drei Buben und eine Pflegetochter. E. arbeitet 100 Prozent als Hebamme, für die Kinderbetreuung und den Haushalt ist eine Familienfrau angestellt.

[Fall Nr. 15] Nadja R., 1940 geboren, jetzt 60 Jahre alt. Die Eltern stammen aus Riga. Die Mutter kommt nach dem 1. Weltkrieg in die Schweiz. Sie studiert Zahnmedizin, und kann dann als Zahntechnikerin in der Schweiz arbeiten. Während ihres Studiums arbeitet der Mann, der ebenfalls gerne studieren möchte, als Chemielaborant. Ein Jahr nach der Geburt von Nadja R. kommt ein Bruder zur Welt. Er wird später Hochbauzeichner, danach die Bauherrenschule durchlaufen und schliesslich ein Architekturbüro eröffnen. Er hat »zig Häuser und, und Geld.«

Als N. R. etwa fünf Jahre alt ist, kann die Mutter arbeiten, und der Vater holt die Matura nach.

Nach sechs Schuljahren wechselt Nadja R. auf das Gymnasium, die Eltern lassen sich zu diesem Zeitpunkt scheiden. Nach einer »verlän-



gerten Probezeit« muss sie die Schule verlassen, und kommt für ein Jahr auf eine Realschule. Im Anschluss daran kommt sie erneut auf ein Gymnasium, fällt dort aber aus der Schule heraus. Sie kommt nun zurück zu ihrer Mutter, wo sie die dritte Sekundarschulkasse beendet. Im Anschluss daran will sie an das Kindergartenseminar, muss aber zuerst als Hospitantin arbeiten und besteht die Prüfung nicht. Danach geht sie an die Kunstgewerbeschule. Nach einem Jahr entscheidet sie sich für die Beschäftigungstherapieklasse, wo sie ein weiteres Jahr verbringt. Dann sucht sie sich einen Praktikumsplatz in einem anthroposophischen Kinderheim (17./18.Lj.). Sie hat andere Vorstellungen über die Arbeit mit Kindern als ihre Vorgesetzten und geht nach neun Monaten. Das ist »richtig schlimm, weil ich stand so richtig im Ruf von, nirgends bleiben zu können.« An die Kunstgewerbeschule kann sie nicht mehr zurück, sie arbeitet nun an verschiedenen Orten als Ferienablösung, und findet »ach Scheissdiplom«.

Da sie in ihrer Position wenig Einfluss auf die Kinder nehmen kann, denkt sie schliesslich, dass sie »einen Beruf haben« muss, um überhaupt Einfluss zu bekommen. 1963 (23.Lj.) beginnt sie eine Lehre als Psychiatriekrankenschwester. Nach Abschluss der Lehre kündigt sie. Sie hat die Vorstellung im Tessin ein Haus zu suchen, um dort mit chronisch Kranken zu leben. Zu diesem Zweck will sie die Handelsschule machen, um sich ausweisen zu können. Die Schule dauert zwei Jahre, sie macht aber nur ein Jahr. Sie gibt sich »alle Mühe«, aber es ist eine Sache, die »einfach jenseits von (ihren) Möglichkeiten« ist. Danach arbeitet sie für Freizeitanlagen, Altersheime und Kinderheime. Als sie 25 Jahre alt ist, stirbt der Vater. Schliesslich arbeitet sie an einer Nachtklinik, was den Plan für das Tessin überflüssig macht.

Circa 1975 (35. Lj.) kündigt sie, und beschliesst auf die Alp zu gehen. Nach drei Jahren im Tessin kommt ihr Lebensgefährte hinzu. Schliesslich adoptieren sie zwei Kinder, eine Tochter (jetzt 15 Jahre) und einen Sohn (jetzt 12 Jahre).

[Fall Nr. 16] Angelika M., geboren 1972, jetzt 28 Jahre alt. Die Mutter ist Krankenschwester, als M. zur Welt kommt arbeitet sie nicht. Der Grossvater mütterlicherseits wird nach einem Ingenieurstudium Direktor eines Eisenwerks, die Grossmutter mütterlicherseits ist eine Metzgerstochter, wächst aber in Internaten heran und ist eine »Mehrbessere.« Die Mutter hat noch eine sechs Jahre ältere Schwester, die ebenfalls Krankenschwester ist, jedoch in Kanada lebt, und einen zwei Jahre jüngeren Bruder, der Ingenieur ist. Die Eltern des Vaters sind »beides Pädagogen, also Lehrer«. Der Vater ist der älteste Sohn, er hat zwei Brüder, die beide Lehrer sind, und zwei Schwestern. Die eine Schwester wird Sekretärin, und eine als Rebellin geltende Schwester ist Krankenschwester.

Als Angelika M. auf die Welt kommt ist der Vater noch in der Ausbildung, er macht nach einem Medizinstudium den Facharzt für Psychiatrie. Angelika M. ist die mittlere von drei Geschwistern. Sie hat eine zwei Jahre ältere Schwester, die später das Gymnasium besucht und dann Geschichte und Ethnologie studiert, und einen zwei Jahre jüngeren Bruder, der nach der Sekundarschule eine Lehre macht und Elektromechaniker wird.

Sie besucht zunächst vier Jahre die Primarschule. Schon während der Primarschulzeit »kriselt« es zwischen den Eltern, der Vater hat eine Freundin. An die Primarschulzeit schliesst sich für M. die Sekundarschule an. Als sie fünf Jahre Sekundarschule besucht hat, trennen sich die Eltern, sie lassen sich aber nicht scheiden. Den juristisch nicht geregelten Unterhaltsverpflichtungen kommt der Vater in den Folgejahren nur sporadisch nach. A. M. ist in der Schule »nie besonders gut«, ihre Schwester ist besser. Sie findet sehr schnell Freunde, während ihr Bruder etwas schwächlich und ein Aussenseiter ist. Sie ist in Mathematik »total schlecht«, einmal hat sie beinahe ein »Promotion gefährdet«. In den musischen Fächern und den Sprachen ist sie gut, in den naturwissenschaftlichen Fächern schlecht.

1988 (16.Lj.) macht sie die Prüfung für die Aufnahme in das Gymnasium und die Prüfung für den Eintritt in das Lehrerseminar. Sie besteht beide Prüfungen, entscheidet sich dann aber für den Besuch des Seminars. Sie macht das einfach, sie ist dann die nächsten fünfeinhalb Jahre »versorgt.« Das erste halbe Jahr ist sehr schwierig, sie ist ganz schlecht in Mathematik und zunächst in Französisch. Während der Seminarschulzeit arbeitet sie immer nebenbei, da sie finanziell »nicht unbedingt gut dran« sind. Im Seminar ist Psychologie und Psychiatrie für sie »ein rotes Tuch«: der Vater gehe bei den Problemen andere Leute »herumguselns«, aber er sollte »vielleicht seine eigenen auch ein bisschen in den Griff bekommen.« Schon zu Beginn des Seminarbesuchs ist klar, dass der Vater krebskrank ist.

Nach dem Abschluss des Lehrerseminars bewirbt sie sich nur an drei Stellen, während sich ihre Kolleginnen an fünfzig Orten bewerben. Sie will ein bisschen weg von diesem Kuchen, und arbeitet dann in einem Kaufhaus. Sie ist für vier Monate im Verkauf, dem Vater geht es sehr, sehr schlecht. Sie ist die einzige, die Zeit zur Pflege hat. 1993 (21. Lj.) stirbt der Vater, M. fällt in ein Loch und hat keine Anstellung, bis sie für ein Teilpensum an der Primarschule angefragt wird. Dort hat sie für zwei Jahre ein Teilpensum. Danach übernimmt sie für ein halbes Jahr eine Stellvertretung an einer anderen Schule für eine erkrankte Freundin. Sie ist dann einen Monat arbeitslos, und Dezember 97 geht sie auf eine sechswöchige Reise nach Asien, Nepal, Malaysia, Singapur, Indonesien. Sie kommt wieder zurück Anfang 1998, und weiss nicht »was«, geht stempeln, und hat bis zum Herbst eine Stellvertretung an einem

Oberstufenzentrum. Dann geht sie erneut für sechs Wochen nach Indonesien. November 97 kommt sie zurück, sie stempelt erneut, macht einen Computerkurs und die Autoprüfung. Im Januar 1998 übernimmt M. dann einen von der Regionalen Arbeitsvermittlung finanzierten, zehnwöchigen Deutschkurs für arbeitslose Ausländer. Das macht sie ein Jahr. M. übernimmt auch ein zehntes Schuljahr. Sie wird diese Stellvertretung auf Ende des Semesters kündigen, da sie nur vier Lektionen in der Woche hat, aber keine andere Stellvertretung übernehmen kann.

[Fall Nr. 17] Hans M., geboren 1967, jetzt 33 Jahre alt. Die Eltern studieren beide Medizin und lernen sich im Studium kennen. Als Hans M. zur Welt kommt, gibt die Mutter den Beruf auf. Ihr Traum ist es, Chirurg zu werden. Als sie keinen Weg findet, das mit dem Kinderkriegen unter »einen Hut zu bringen«, entscheidet sie sich, auf »Kinder nicht (zu) verzichten.« Der Vater will Psychiater werden, wird aber später eine Praxis für Allgemeinmedizin eröffnen.

Hans M. ist der älteste von fünf Geschwistern. Er ist zweieinhalb, als die Schwester zur Welt kommt, und vier Jahre alt, als der Bruder auf die Welt kommt. Danach kommen noch zwei weitere Brüder auf die Welt. Die Schwester wird nach dem Abitur ein Medizinstudium beginnen, dann aber abbrechen. Sie wird nach dem Nachholen des Lehrerseminars Psychomotoriktherapeutin werden. Die anderen drei Brüder studieren alle, einer Volkswirtschaft, einer Geschichte, und einer Betriebswirtschaft. Mit dem Schuleintritt von H. 1974 wird der Vater Dorfarzt. Die Familie zieht um und baut ein Haus.

Vor der Einschulung wird M. wegen seiner Konzentrationsschwierigkeiten untersucht, er ist ein »Zappelphilipp«. In der Schule ist H. M. in der ersten und zweiten Klasse »sehr gut«, und er geht als einziger der Familie in die Sonntagsschule. In der dritten Klasse werden die Leistungen schlechter, in der vierten Klasse bessern sie sich noch einmal ein bisschen. Aber von da an und »vor allem ab der Sek« ist H. M. ein »ganz schlechter Schüler«. Er hat Blockaden, wird auch »wirklich faul und unkonzentriert.« Nach zwei Jahren Sek kommt der Übertritt in das Untergymnasium, er muss nach eineinhalb Jahren wiederholen. Nach Beendigung des Untergymnasiums kommt er in die Quarta. In der Gymnasialzeit ist »immer ein Zeugnis ungenügend und das nächste wieder genügend, und das nächste wieder ungenügend und dann wieder eines genügend.« Als er in die Pubertät kommt, er ist da 17, fangen die Eltern an sich scheiden zu lassen (1984). Für ihn »stürzt dann schon eine Welt ein. Jetzt nicht nur familiär, sondern auch also beruflich.« Für ihn ist an der Scheidung »auch die Medizin schuld.« Nach der Scheidung übernimmt er »ein bisschen die Vaterrolle«, und die Mutter wirft ihm auch vor, er sei gleich wie der Vater. Die letzten eineinhalb Jahre Gymnasialzeit stabilisieren sich, er besteht die Matura »so leidlich, also besser als alle (denken).«

Danach geht er drei Monate nach Belgien um französisch zu lernen und im Anschluss daran in die Rekrutenschule. Nach 35 Wochen Militär geht er an die Universität, er studiert Geographie und Ethnologie (1987, 20. Lj.). Er hat massive Auseinandersetzungen mit der Mutter, und dem militärisch sehr engagierten Teil der Familie und mit seiner Freundin. Er beginnt »Birkenstöcke anzuziehen, die Haare wachsen zu lassen.« Im ersten Studienwinter, 1988 (21. Lj.) hat er eine »Art depressive Krise«, die Welt ist für ihn »leer, und es (interessiert) sich niemand (für ihn).« Dann geht er im Sommer nach Israel. Im zweiten Studienjahr weiss er schon, das »passt« ihm »eigentlich nicht.« Er geht dann von der Universität weg, nachdem er das Propädeutikum abgeschlossen hat. Er bricht Sommer 1989 das Studium ab, jobbt noch etwas, und macht dann 1990 ein halbjähriges Pflegepraktikum in einem Schulheim für körperbehinderte Kinder. Die Beziehung zu seiner Freundin wird beendet, und er zieht mit anderen Freunden zusammen in eine Wohngemeinschaft. Nachdem die Beziehung zu einer neuen Freundin schnell sehr schwierig wird, beginnt er eine Psychotherapie. Im Sommer arbeitet er wieder etwas auf dem Bau, und fängt im September 1990 an in einer Drogen-Wohngemeinschaft zu arbeiten und beginnt zu rauchen wie ein »Gestörter.«

In dieser Zeit meldet er sich für eine Ausbildung als Ergotherapeut an, die er dann auch absolviert. Seit 1995 ist er als Ergotherapeut tätig. Er ist verheiratet und hat ein Kind.

[Fall Nr. 18] Doris L., 1973 geboren, jetzt 27 Jahre alt. Der Vater arbeitet zunächst als Assistenzarzt, nach der Geburt der jüngsten Schwester macht er eine Praxis auf. Die Mutter, eine gelernte Chemielaborantin, macht ihm das Büro und unterstützt die Arztgehilfinnen.

Doris L. ist die Zweitgeborene. Sie hat eine zwei Jahre ältere und eine vier Jahre jüngere Schwester. Die ältere Schwester wird Physiotherapeutin, die jüngere Schwester Drogistin. Während der Schulzeit kommt D. L. »immer zu spät«. Im Anschluss an die Primarschule wechselt Doris L. in die Sekundarschule. Sie macht nie etwas für die Schule, mogelt sich durch. Oft antwortet sie nichts auf Fragen. Im Anschluss an die Sekundarschule macht sie das Lehrerseminar. Eigentlich müsste sie eine Aufnahmeprüfung machen, aber es wird daran gefeilt, dass sie es ohne schafft. Sie ist dort zweieinhalb Jahre, und fliegt dann raus. Sie hat es wirklich nicht geschafft. Im Anschluss daran arbeitet sie für einige Monate in einer Konditorei und Bäckerei, um dort den Haushalt zu machen, zu servieren und zu verkaufen.

Im Anschluss daran macht sie eine Ausbildung als Krankenschwester. Das geht drei Jahre. Nach Abschluss der Ausbildung arbeitet sie dort ein halbes Jahr als Schülerin, und dann geht sie 10 Monate weg. Danach arbeitet sie noch ein Jahr als diplomierte Schwester, geht dann aber

weg, sie will nicht mehr zurück. Sie überlegt sich, ob sie eine Operationausbildung machen oder in die Orthopädie gehen soll. Das wäre »rein technisch«, sie hätte »wenig mit kranken Leuten zu tun.« Aber »es scheisst« sie nachher an, und sie geht in den Service. Ein halbes Jahr arbeitet sie im Restaurant am Buffet. Sie schaut sich nach einer neuen Ausbildung um, findet aber auf Anhieb nichts Schlaues. Nach einem Jahr kündigt sie ohne einen neuen Job zu haben. Später findet sie eine Anstellung in einem Bio-Laden als Verkäuferin. Sie arbeitet dort ein- einhalb Jahre, hört Ende Januar 2000 dort auf zu arbeiten und fängt »nahtlos« an beim Blutspendedienst. Die neue Anstellung beinhaltet »das nicht, was (sie) eigentlich nicht mehr machen wollte als Krankenschwester. Also, dort kommen nur gesunde Leute her und freiwillig.«

[Fall Nr. 19] Erika L. [Schwester von Nr. 18], 1977 geboren, jetzt 23 Jahre alt. Der Vater ist Allgemeinarzt, die Mutter gelernte Chemielaborantin, sie hilft dem Vater bei der Ausübung der Praxis. L. hat zwei ältere Schwestern: Die älteste Schwester ist gelernte Arztgehilfin und Physiotherapeutin, die zweitälteste Schwester wird nach dem abgebrochenen Besuch des Lehrerseminars Krankenschwester, arbeitet aber danach in einem Bio-Laden als Verkäuferin.

1990 erfolgt der Eintritt in die Sekundarschule. Für sie ist klar, dass sie nach der neunten Klasse »nicht wieder in die Schule geht«. Sie hat »die Nase voll«, ist »nicht so der Lernhirsch.« Sie macht dann eine Lehre als Drogistin (1993; 16.Lj.), die sie im Sommer 1997 (20.Lj.) abschliesst. E. L. hat die Lehre ein »bisschen zu locker genommen«, alles in allem ist es »dann gut gekommen.«

Von Sommer 1997 an arbeitet sie für ein »halbes Jahr noch beim Lehrmeister«, Anfang Februar 1998 geht sie mit einer Freundin auf eine dreimonatige Südamerikareise. Anfang Mai 1998 zieht sie von zu Hause aus und arbeitet bis August 1998 in einem Gartenrestaurant. Im September 1998 findet sie eine Stelle in einer Apotheke, dass gefällt ihr aber »eigentlich nicht«, und sie kündigt auf Februar 1999, ohne dass sie eine neue Anstellung hat. Sie findet, »hey, nein, das brauche ich nicht, und überhaupt mag ich mich gar nicht festlegen, weil ich will ja eh wieder reisen gehen.« Sie arbeitet dann im Sommer wieder erneut in dem Gartenrestaurant, »relativ viel«, sie will sich einfach »nicht festlegen.«

Nun ist Winter, das Restaurant hat geschlossen. Sie arbeitet jetzt in einer Selbstbedienungsdrogerie, sie könnte eigentlich »ins Migros Möhren auffüllen gehen, das käme auf das gleiche drauf raus.«

[Fall Nr. 20] Werner A., 1965 geboren, jetzt 35 Jahre alt. Der Vater ist Veterinärmediziner, die Mutter zuerst Lehrerin, dann Arztgehilfin. Unter vier Geschwistern ist er der Älteste.

Werner A. macht die Matura nach einigen Schulwechslern, und be-

ginnt im Anschluss daran eine Schreinerlehre im Welschland. Der reguläre Abschluss der Lehre erfolgt nach zweieinhalb Jahren (24. Lj.). Es folgt ein Jahr Arbeit im Tessin, dann die Rückkehr in die Deutschschweiz. Für zwei Monate nimmt W. A. ein Studium der Wirtschaftswissenschaften in Sankt Gallen auf, dann nimmt er wieder verschiedene Stellen als Schreiner an. Es folgt eine Weiterbildung in Arbeitsvorbereitung und die Meisterprüfung (1995; 30. Lj.). Bis 1997 unternimmt er Stellenwechsel, dann folgt nach der Heirat und der Geburt des ersten Kindes der Sprung in die Selbständigkeit.

# Literaturverzeichnis

- Abbott, P. and G. Payne (Ed.s) (1990), *The Social Mobility of Women*. Basingstoke.
- Accardo, Alain (1997), Das schulische Schicksal, S. 659-679 in: Pierre Bourdieu et al.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Allerbeck, Klaus R. und Hans Rainer Stork (1980), Soziale Mobilität in Deutschland 1833-1970. Eine Reanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 32: 93-110.
- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bendix, Reinhard und Seymour Martin Lipset (1965), *Class, Status and Power. A Reader in Social Stratification*. New York: Free Press (10. Aufl.).
- Bereswill, Mechthild (2000), Ins Abseits geraten: Ausgrenzungserfahrungen in der Familie als biographischer Dauerkonflikt. Hermeneutische Annäherungen an die Selbsteutungen eines Jugendlichen. In: *Sozialer Sinn* 1(2000)1: 5-27.
- Berger, Peter A. (1996), *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, Peter A. (1998), Soziale Mobilität. S. 574-583 in: Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf (Hrsg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame [1988] (1991), ›Was du ererbst von deinen Vätern ...‹ Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen, *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4: 13-40.
- Biblarz, Timothy J., Adrian E. Raftery (1993), The Effects of Family Disruption on Social Mobility, *American Sociological Review*, 58: 97-109.
- Blancpain, Robert und Erich Häuselmann (1974), *Zur Unrast der Jugend. Eine soziologische Untersuchung über Einstellungen, politische Verhaltensweisen und ihre gesellschaftlichen Determinanten*. Reihe Soziologie in der Schweiz 2. Frauenfeld und Stuttgart: Verlag Huber.
- Blau, Peter M. und Otis D. Duncan (1967), *The American Occupational Structure*. New York.
- Blossfeld, Hans-Peter (1989), *Kohortendifferenzierung und Karriereprozess. Eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf*. Frankfurt/New York: Campus.
- Böttcher, Wolfgang, Klaus Klemm, Thomas Rauschenbach (Hrsg.) (2001), *Bildung und Soziales in Zahlen. Statistisches Handbuch zu Daten und Trends im Bildungsbereich*. Weinheim und München: Juventa.
- Bohler, Karl Friedrich (1994), Der Interpretationsansatz der objektiven Hermeneutik in der qualitativen Biographieforschung und die Rekonstruktion der objektiven Daten. S. 5-22 in: Gerd Vonderach (Hg.), *Qualitative Biographieforschung am Fallbeispiel eines beruflichen Rehabilitanden*. Bamberg: WVB.

- Bolte, Karl Martin (1956), Ein Beitrag zur Problematik der sozialen Mobilität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 8: 26-45.
- Bolte, Karl Martin (1958), Vom Umfang der Mobilität in unserer Gesellschaft. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 10: 39-57.
- Bolte, Karl Martin (1959), *Sozialer Aufstieg und Abstieg. Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität*. Stuttgart: Enke.
- Bolte, Karl Martin und Reinhard Kreckel (1968), Internationale Mobilitätsvergleiche im Bereich der Soziologie – Versuch einer kritischen Bilanz. S. 38-63 in: Dies.: *Soziale Mobilität heute*. Herford und Bonn: Maximilian.
- Bolte, Karl Martin und Helga Recker (1976), Vertikale Mobilität. S. 40-103 in: *Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 5: Soziale Schichtung und Mobilität*. Stuttgart: Enke/DTV.
- Bolte, Karl Martin und Stefan Hradil (1984), *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen: Leske & Budrich (5. Aufl.).
- Born, Claudia, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996), *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin: Edition Sigma.
- Bornschiefer, Volker (1984), Zur sozialen Schichtung in der Schweiz, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 3: 647-688.
- Bornschiefer, Volker (1988), *Westliche Gesellschaft im Wandel*. Frankfurt/New York: Campus.
- Bornschiefer, Volker (1991), Zum Problem der sozialen Ungleichheit. Mit einem forschungsgeschichtlichen Abriss, in: Ders. (Hg.), *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo, 9-33.
- Bornschiefer, Volker und Doris Ábi (1992), Rolle und Expansion der Bildung in der modernen Gesellschaft – Von der Pflichtschule bis zur Weiterbildung. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 18, 3: 539-567.
- Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Passeron [1964] (1971), Bildungsprivileg und Bildungschancen, in: Dies., *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Ernst Klett, 19-91.
- Bourdieu, Pierre, Luc Boltanski, Monique de Saint Martin [1973] (1981), Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel, S.23-87 in: Bourdieu, Pierre et al., *Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Bourdieu, Pierre [1974] (1981), Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, S.169-226 in: Bourdieu, Pierre et al., *Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Bourdieu, Pierre [1979] (1987), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre [1983] (1992), Ökonomisches Kapital - Kulturelles Kapital - Soziales Kapital, in: Ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1*. Hamburg: VSA, 49-79.
- Bourdieu, Pierre (1990), Die biographische Illusion. In : *BIOS* 3(1990) : 75-81.
- Bourdieu, Pierre [1993] (1997), Widersprüche des Erbes, in: Ders. et al., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag, 651-658.



- Braun, Hans (1982), Von den Angepassten zu den Aussteigern. Jugend und Jugendprobleme in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Wehling, Hans-Georg (Hg.), *Jugend, Jugendprobleme, Jugendprotest*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 28-49.
- Bühler, Elisabeth (2001), *Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz*. Zürich: Seismo.
- Buchmann, Marlis et al. (1996), *Berufliche Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken im Wandel*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Bude, Heinz (1988), Der soziale Typ ›Aufsteiger‹. S. 39-42 in: *Der Alltag*, Nr. 3.
- Bude, Heinz (1993), Freud als Novellist. S. 3-16 in: Stuhr, Ulrich, Friedrich W. Deneke (Hrsg.), *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger Verlag.
- Bude, Heinz (Hg.) (1995), *Deutschland spricht. Schicksale der Neunziger*. Berlin: Berlin Verlag.
- Bundesamt für Statistik (Hg.) (1999), *Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2000*. Zürich: NZZ-Verlag.
- Carlsson, Gösta (1958), *Social Mobility and Class Structure*. Lund: Gleerup.
- Charles, Maria (1995), *Eidgenössische Volkszählung 1990: Berufliche Gleichstellung – ein Mythos? Geschlechter-Segregation in der schweizerischen Berufswelt*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Chase, Ivan D. (1975), A comparison of men's and women's intergenerational mobility in the United States, *American Sociological Review*, 40: 483-505.
- Christin, Rosine (1997), Ein Doppelleben. S. 587-615 in: Pierre Bourdieu et al.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Clausen, John (1993), Kontinuität und Wandel in familialen Generationenbeziehungen, in: Lüscher, Kurt und Franz Schultheis (Hg.), *Generationenbeziehungen in ›postmodernen‹ Gesellschaften*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 111-124.
- Clauser, Günter und Eggert Holm (1963), *Lehrbuch der biographischen Analyse. Theorie und Praxis lebensgeschichtlich orientierter Krankheitsbetrachtung und Krankenbehandlung*. Stuttgart: Enke.
- Coser, Lewis A. (1975a), Merton und die europäische Tradition in der Soziologie, in: Lepenies, Wolf (Hg.), *Geschichte der Soziologie. Band 4*. Frankfurt am Main 1981: Suhrkamp, 237-261.
- Coser, Lewis A. (1975b), Presidential Address: Two Methods in Search of a Substance, in: *American Sociological Review*, 40: 691-700.
- Daheim, Hansjürgen (1964), Berufliche Intergenerationen-Mobilität in der komplexen Gesellschaft. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16: 92-124.
- DeJong, Peter Y., Milton J. Brawer, Stanley S. Robin (1971), Patterns of female intergenerational occupational mobility: A comparison with male patterns of intergenerational occupational mobility, *American Sociological Review*, 36: 1033-1042.
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2000/1) und (2000/2), *Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie*. Gesamtkonzeption und Koordination Arthur Fischer; Yvonne Fritzsche; Werner Fuchs-Heinritz; Richard Münchmeier. Band 1 und 2. Opladen: Leske + Budrich.

- Doehleemann, Martin (1996), *Absteiger. Die Kunst des Verlierens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dolto, Françoise [1988] (1993), *Quand les parents se séparent*. Deutsche Übersetzung: *Scheidung – wie ein Kind sie erlebt*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dührssen, Annemarie (1986), *Die biographische Anamnese unter tiefenpsychologischem Aspekt*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dürmüller, Urs (1996), *Mehrsprachigkeit im Wandel. Von der viersprachigen zur vielsprachigen Schweiz*. Sankt Gallen: Pro Helvetia.
- Ehrenreich, Barbara [1989] (1994), *Angst vor dem Absturz: Das Dilemma der Mittelklasse*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Erzberger, Christian (1998), *Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Fend, Helmut (1988), *Sozialgeschichte des Aufwachsens: Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1996 (3. Aufl.): Suhrkamp.
- Flick, Uwe (1995), *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (1995), *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methode und Anwendungen. Zweite Auflage*. Weinheim: Psychologie Verlagsunion.
- Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (2000), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fondazione per la Rinascita di Chiesso/Ces (FRC) (1997), *Spielwiese und Heuland. Die ersten 25 Jahre des Alternativprojekts Ces*. Den Haag: Druckerij Adelante.
- Frenzel, Elisabeth (1992), Hochstapler, in: Dies., *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. Stuttgart: Kröner, 370-381.
- Freud, Sigmund und Josef Breuer [1895], *Studien über Hysterie*. Frankfurt am Main 1981: Fischer.
- Frommer, Jörg und Michael Langenbach (1998), Fallstudien in der Psychotherapie. S. 383-401 in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Fuchs, Werner (1984), *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gaier, Otto R. (1988), ›Manchmal mein' ich, ich hätt' auf der Welt nix verloren‹ *Scheidungskinder erzählen*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Ganzeboom, Harry B. G., Donald J. Treiman and Wout C. Ultee (1991), Comparative Intergenerational Stratification Research: Three Generations and Beyond, *Annual Review of Sociology*, 17: 277-302.
- Geiger, Theodor [1954] (1962), Eine dynamische Analyse der sozialen Mobilität. S. 100-113 in: Ders.: *Arbeiten zur Soziologie*. Neuwied: Luchterhand.
- Geiger, Theodor [1955] (1962), Typologie und Mechanik der gesellschaftlichen Fluktuation. S. 114-150 in: Ders.: *Arbeiten zur Soziologie*. Neuwied: Luchterhand.

- Geissler, Rainer (1994), *Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland*. Stuttgart: Enke (2. Aufl.).
- Geissler, Rainer (1996), Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 318-338.
- Geissler, Rainer (1998), Das mehrfache Ende der Klassengesellschaft. Diagnosen sozialstrukturellen Wandels. S. 207-233 in: Jürgen Friedrichs, M. Rainer Lepsius, Karl Ulrich Mayer (Hrsg.): *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gestrich, Andreas (1988), Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung. S. 5-28 in: Ders. et al. (Hrsg.), *Biographie-sozialgeschichtlich*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Giegel, Hans-Joachim (1995), Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. S. 213-231 in: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hrsg.); *Biographien in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Girod, Roger (1971), *Mobilité Sociale. Faits établis et problèmes ouverts*. Genève/Paris : Librairie Droz.
- Girod, Roger et al. (1977), *Inégalité - Inégalités. Analyse de la mobilité sociale*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Glass, David (Ed.) (1954), *Social Mobility in Britain*. London: Routledge.
- Glass, David V. und René König (Hg.) (1961), *Soziale Schichtung und soziale Mobilität*. Sonderheft Nr. 5 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Glenn, Norval D., Adreain A. Ross, Judy Corder Tully (1974), Patterns of intergenerational mobility of females through marriage, *American Sociological Review*, 39: 683-699.
- Glinka, Hans J. (1997), *Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen*. München: Juventa.
- Göttle, Gabriele (2000), *Die Ärmsten! Wahre Geschichten aus dem arbeitslosen Leben*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Goffman, Erving [1963] (1977), *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goldthorpe, John H. (1985), Soziale Mobilität und Klassenbildung. Zur Erneuerung einer Tradition soziologischer Forschung, in: Hermann Strasser und John H. Goldthorpe (Hrsg.): *Die Analyse sozialer Ungleichheit. Kontinuität, Erneuerung, Innovation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 174-204.
- Goode, William J. (1967), *Soziologie der Familie*. München: Juventa.
- Gottschall, Karin (2000), *Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gruhle, Hans W. (1955), *Gutachtentechnik*. Berlin/Göttingen/Heidelberg.
- Haas, Erika (1999), *Arbeiter- und Akademikerkinder an der Universität. Eine geschlechts- und schichtspezifische Analyse*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

- Hall, Stuart [1948] (1972), Die Stufen einer Arztkarriere, in: Thomas Luckmann und Walter M. Sprondel (Hrsg.): *Berufssoziologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 303-317.
- Handl, Johann et al. (1977), *Klassenlagen und Sozialstruktur: Empirische Untersuchungen für die Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Handl, Johann (1977), Berufliche Chancen von Frauen – Untersuchungen zur weiblichen Berufsmobilität, *Soziale Welt*, 28: 494-523.
- Handl, Johann (1988), *Berufschancen und Heiratsmuster von Frauen. Empirische Untersuchungen zu Prozessen sozialer Mobilität*. Frankfurt/New York: Campus.
- Handl, Johann (1991), Zum Wandel der Mobilitätschancen junger Frauen und Männer zwischen 1950 und 1971: Eine Kohortenanalyse, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 43: 697-719.
- Hasenjürgen, Brigitte (1996), *Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. SozialwissenschaftlerInnen und FrauenforscherInnen an der Hochschule*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Haug, Werner (1998), *Familien im Wandel. Informationen und Daten aus der amtlichen Statistik*. Herausgegeben von der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen. Bern: EDMZ.
- Heintz, Bettina, Eva Nadai, Regula Fischer, Hannes Ummel (1997), *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heintz, Peter (1968), Die Randpersönlichkeit, in: Ders., *Einführung in die soziologische Theorie*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag (2. Aufl.), 222-240.
- Helsper, Werner und Mechthild Bertram (1999), Biographieforschung und SchülerInnenforschung, in: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hrsg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen: Leske + Budrich, 259-278.
- Henz, Ursula (1994), *Intergenerationale Mobilität. Methodische und empirische Analysen*. Berlin: FU Berlin (Dissertation).
- Hermanns, Harry (1995), Narratives Interview. S. 182-185 in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (1995), *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methode und Anwendungen. Zweite Auflage*. Weinheim: Psychologie Verlagsunion.
- Hermanns, Harry (2000), Interviewen als Tätigkeit. S. 360-368 in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (2000), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Herz, Thomas A. (1983), *Klassen, Schichten, Mobilität*. Stuttgart: Teubner.
- Hess, Beatrice und Eva Nadai (1992), *Baustein einer Frauenkarriere. Das Wechseljahr als Vorbereitung für Familie und Beruf*. Zürich: Chronos.
- Hess, Robert D. und Gerald Handel [1971] (1975), *Familienwelten. Kommunikation und Verhaltensstile in Familien*. Düsseldorf: Schwann.
- Hildenbrand, Bruno (1984), *Methodik der Einzelfallstudie. Theoretische Grundlagen, Erhebungs- und Auswertungsverfahren, vorgeführt an Fallbeispielen*. Kurseinheit 1,2,3. Fernuniversität/Gesamthochschule Hagen.
- Hildenbrand, Bruno (1999), *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis*. Opladen: Leske + Budrich.

- Hitzler, Ronald und Anne Honer (Hrsg.) (1997), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hochschild, Arlie Russell [1983] (1990), *Das gekaufte Herz: Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hoerning, Erika M. (1985), Frauen: Eine vernachlässigte Gruppe in der Mobilitätstheorie und -forschung, in: *Jahrbuch für Sozialökonomie und Gesellschaftstheorie*, 1985: 114-134.
- Honegger, Claudia und Marianne Rychner (Hrsg.) (1998), *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*. Zürich: Limmat Verlag.
- Honegger, Claudia, Peter-Sepp Schallberger und Caroline Bühler (2002), *Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Hopf, Christel und Elmar Weingarten (Hrsg.) (1993), *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta (3. Aufl.).
- Hopf, Christel (2000), Qualitative Interviews – ein Überblick. S. 349-360 in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (2000), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hopf, Wulf (1992), *Ausbildung und Statuswerb. Theoretische Erklärungen und Ergebnisse der Sozialforschung*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hradil, Stefan (1999), *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Opladen: Leske+Budrich (7. Aufl.).
- Huber, H. (1978), Kontrollierte Fallstudie. S. 1153-1199 in: L. Pongratz (Hrg.): *Handbuch der Psychologie Bd. 7/2: Klinische Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Hurrelmann, Klaus und Hartmut K. Wolf (1986), *Schulerfolg und Schulversagen im Jugendalter. Fallanalysen von Bildungslaufbahnen*. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Hurrelmann, Klaus (1995), *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim und München: Juventa Verlag (5. Aufl.).
- Imber-Black, Evan (1999), *Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Janowitz, Morris (1958), Soziale Schichtung und Mobilität in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 10: 1-38.
- Jaspers, Karl [1913] (1965), *Allgemeine Psychopathologie*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag (8., unveränderte Aufl.).
- Joye, Dominique, Martin Schuler, Urs Meier (1996), *Eidgenössische Volkszählung 1990: Sozialstruktur der Schweiz. Sozio-professionelle Kategorien*. Bern: Bundesamt für Statistik (2. Aufl.).
- Jüttemann, Gerd und Hans Thomae (Hrsg.) (1998), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kächele, H. (1981), Zur Bedeutung der Krankengeschichte in der klinisch-psychoanalytischen Forschung. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 12: 118-178.
- Kaelble, Hartmut (Hrsg.) (1978a), *Geschichte der sozialen Mobilität seit der industriellen Revolution*. Königstein: Athenäum/Hain/Scriptor/Hanstein.

- Kaelble, Hartmut (1978b), *Historische Mobilitätsforschung. Westeuropa und die USA im 19. und 20. Jahrhundert*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kaelble, Hartmut (1983), *Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kappelhoff, Peter und Wolfgang Teckenberg (1986), Intergenerationen- und Karrieremobilität in der Bundesrepublik Deutschland und in den Vereinigten Staaten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 302-329.
- Kelle, Udo (1997), *Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag (2. Aufl.).
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999), *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kemmler, Lilly (1965), *Die Anamnese in der Erziehungsberatung*. Bern 1974 (3. Aufl.).
- Kerckhoff, Alan C. (1996), *Generating social stratification: toward a new research agenda*. Boulder: Westview Press.
- Kessin, Kenneth (1981), Social and Psychological Consequences of Intergenerational Occupational Mobility. *American Journal of Sociology* 77(1981)1:1-18.
- Klein, Thomas (1987), *Sozialer Abstieg und Verarmung von Familien durch Arbeitslosigkeit*. Frankfurt am Main / New York: Campus.
- Kleining, Gerhard (1971a), Struktur- und Prestigemobilität in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 23: 1-33.
- Kleining, Gerhard (1971b), Die Veränderung der Mobilitätschancen in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 23: 789-807.
- Kleining, Gerhard (1975a), Soziale Mobilität in der Bundesrepublik Deutschland I: Klassenmobilität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 27: 97-121.
- Kleining, Gerhard (1975b), Soziale Mobilität in der Bundesrepublik Deutschland II: Status- oder Prestige-Mobilität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 27: 273-292.
- Kluge, Susann (1999), *Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Knoke, David (1982), Intergenerational Occupational Mobility and the Political Party Preferences of American Men. *American Journal of Sociology* 78(1982)6: 1448-1468.
- Kohli, Martin und Marc Szydlík (1999), Familienbande. S. 33-39 in: *Kursbuch. Heft 135: Die Erben-gesellschaft*. Berlin: Rowohlt.
- Kraimer, Klaus (Hg.) (2000), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Kreckel, Reinhard (1972), Soziale Ungleichheit und »offene Gesellschaft«. Zur theoretischen Neuorientierung der Soziologie vertikaler Mobilität. *Soziale Welt* 23: 17-40.
- Kreckel, Reinhard (1997), *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kuiper, P. C. [1966] (1969), *Die seelischen Krankheiten des Menschen : Psychoanalytische Neurosenlebre*. Stuttgart/Bern: Huber/Klett.
- Lamprecht, Markus, Hanspeter Stamm (1996), *Eidgenössische Volkszählung 1990: Soziale Ungleichheit im Bildungswesen*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Lanfranchi, Andrea (1995), *Immigranten und Schule. Transformationsprozesse in traditionellen Familienwelten als Voraussetzung für schulisches Überleben von Immigrantenkindern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lepsius, M. Rainer (1979), Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.), *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 166-209.
- Levy, René (1977), *Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive*. Stuttgart: Enke.
- Levy, René, Dominique Joye, Olivier Guye, Vincent Kaufmann (1997a), *Tous égaux? De la stratification aux représentations*. Zürich: Seismo.
- Levy, René, Dominique Joye, Vincent Kaufmann (1997b), Changement structurel et mobilité sociale en Suisse, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 23 : 463-490.
- Levy, René (1997c), *Die schweizerische Sozialstruktur*. Zürich: Pro Helvetia.
- Levy, René, Dominique Joye, Olivier Guye, Vincent Kaufmann (1998), *Alle gleich? Soziale Schichtung, Verhalten und Wahrnehmung*. Zürich: Seismo.
- Lindner, Werner (1996), *Jugendprotest seit den fünfziger Jahren. Dissens und kultureller Eigensinn*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lipset, Seymour Martin und Reinhard Bendix (1966), *Social Mobility in Industrial Society*. Berkeley und Los Angeles: University of California Press.
- Lopreato, Joseph (1970), The Political Orientation of Skidders: A Middle-Range Theory. *American Sociological Review* 35: 440-451.
- Lorber, Judith (1999), *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Luckmann, Thomas und Peter Berger (1964), Soziale Mobilität und persönliche Identität. S. 143-160 in: Ders., *Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen*. Paderborn/München/Wien/Zürich 1980: Schöningh.
- Matt, Peter von (1997), *Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendestaster in der Literatur*. München: DTV.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1971), Trendanalyse in der Mobilitätsforschung. Eine Replik auf Gerhard Kleinings »Struktur- und Prestigemobilität in der Bundesrepublik Deutschland«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 23: 761-788.
- Mayer, Karl Ulrich und Walter Müller (1972a), Die Analyse von Mobilitätstrends. Anmerkungen zu einer Kontroverse über Forschungsdesign und Datenanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 24: 132-139.

- Mayer, Karl Ulrich (1972b), Soziale Mobilität und die Wahrnehmung gesellschaftlicher Ungleichheit. *Zeitschrift für Soziologie* 1: 156-176.
- Mayer, Karl Ulrich (1975), Soziale Mobilität. S. 122-186 in: Erhard R. Wiehn, *Soziale Schichtung und Mobilität: Eine kritische Einführung*. München: Beck.
- Mayer, Karl Ulrich (1977a), Soziale Ungleichheit und Mobilität. Ansätze zu einem System sozialer Indikatoren, in: Zapf, Wolfgang (Hg.), *Lebensbedingungen in der Bundesrepublik: Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung*. Frankfurt am Main: Campus, 149-208.
- Mayer, Karl Ulrich (1977b), Statushierarchie und Heiratsmarkt – Empirische Analysen zur Struktur des Schichtungssystems in der Bundesrepublik und zur Ableitung einer Skala des sozialen Status, in: Handl, Johann et al., *Klassenlagen und Sozialstruktur: Empirische Untersuchungen für die Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 155-232.
- Mayer, Karl Ulrich (1977c), Ungleiche Chancen und Klassenbildung. *Soziale Welt* 28: 466-493.
- Mayer, Karl-Ulrich (1987), Lebenslaufforschung, S. 51-73 in: Wolfgang Voges (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.) (1990), *Lebensverläufe und sozialer Wandel. Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayntz, Renate (1958), Die soziologische Problematik umfassender Mobilitätsuntersuchungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 10: 222-232.
- Merkens, Hans (2000), Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. S. 286-299 in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.) (2000), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Merton, Robert K. [1938] (1995), Sozialstruktur und Anomie, in: Ders., *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 127-154.
- Merton, Robert K. und Alice S. Rossi [1968a] (1995), Beiträge zur Theorie des Bezugsgruppenverhaltens, in: Ders., *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 217-268.
- Merton, Robert K. [1968b] (1995), Weiterentwicklungen der Theorie von Bezugsgruppen und Sozialstruktur, in: Ders., *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 269-366.
- Meulemann, Heiner (1995), *Die Geschichte einer Jugend. Lebenserfolg und Erfolgsdeutung ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 15. und dem 30. Lebensjahr*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Modes, Joachim (1998), *Vaterverlust und Rekonstruktion in der Biographie von Söhnen*. Münster: Lit.
- Müller, Hans-Peter (1992), *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller, Walter (1972), Bildung und Mobilitätsprozess – Eine Anwendung der Pfadanalyse. *Zeitschrift für Soziologie* 1: 65-84.



- Müller, Walter (1998), Erwartete und unerwartete Folgen der Bildungsexpansion. S. 81-112 in: Jürgen Friedrichs, M. Rainer Lepsius, Karl Ulrich Mayer (Hrsg.): *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Newman, Katharine S. (1999), *Falling from Grace. Downward Mobility in the Age of Affluence*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Nollert, Michael (1991), Zwischen Konvergenz und Variation. Zur Berufsmobilität im internationalen Vergleich, S. 154-186 in: Volker Bornschiefer (Hg.), *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo.
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert und Elisabeth Konau (1980), Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. S. 15-69 in: Th. Heinze, H. W. Klusemann und H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Bensheim.
- Oevermann, Ulrich (1988), Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation. S. 243-286 in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich.
- Park, Robert Ezra [1928] (1964), Human migration and the marginal man, in: Ders., *Race and Culture. Essays in the Sociology of Contemporary Man*. New York/London: The Free Press, 345-356.
- Parsons, Talcott [1943] (1968), Das Verwandtschaftssystem in den Vereinigten Staaten, in: Ders., *Beiträge zur soziologischen Theorie*. Neuwied am Rhein und Berlin: Luchterhand, 84-108.
- Parsons, Talcott [1959] (1977), Die Schulklasse als soziales System: Einige ihrer Funktionen in der amerikanischen Gesellschaft, in: Ders., *Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Frankfurt am Main: Fachbuchhandlung für Psychologie, 161-193.
- Peuckert, Rüdiger (1996), *Familienformen im sozialen Wandel. 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage*. Opladen: Leske + Budrich.
- Prümmer, Christine von (1997), *Frauen im Fernstudium: Bildungsaufstieg für Töchter aus Arbeiterfamilien*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Recker, Helga (1974), *Mobilität in der 'offenen' Gesellschaft. Zur theoretischen Orientierung der vertikalen sozialen Mobilitätsforschung*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Reichertz, Jo (1997), Objektive Hermeneutik. S. 31-55 in: Hitzler, Ronald und Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Riggenbach, Cécile und Peter Bieri (1997), *Nach der Mittelschule: Studieren – und dann?* Hrsg. von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Akademische Berufs- und Studienberatung. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt (2., völlig überarb. Auflage).
- Rink, Dieter (1999), Historische versus moderne Milieus. Die Rezeption des Milieukonzepts von M. Rainer Lepsius in der deutschen Geschichtsschreibung und Soziologie, *Sociologia Internationalis*, 37 (2): 245-276.

- Rodax, Annelies und Klaus Rodax (1996), *Bildungschancen und Bildungswege von Frauen. Eine bildungssoziologische Untersuchung über den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungsbeteiligung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Rosenfeld, Rachel A. (1978), Women's intergenerational occupational mobility, *American Sociological Review*, 43: 36-46.
- Rosenthal, Gabriele (1995), *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Sattelmacher (1960), *Bericht, Gutachten und Urteil. Eine Anleitung für den Vorbereitungsdienst der Referendare*. Berlin und Frankfurt: Vahlen (23. Aufl.).
- Schäfers, Bernhard (1982), Die Jugendlichen und die Alternativen. Merkmale, Entstehungshintergründe und Bedeutung der Alternativbewegung und ihr Bezug zur Jugendkultur, in: Wehling, Hans-Georg (Hg.), *Jugend, Jugendprobleme, Jugendprotest*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 131-142.
- Schildt, Gerhard (1977), Wachstum und Stagnation der sozialen Mobilität im 19. und 20. Jahrhundert. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 29: 702-730.
- Schlüter, Anne (Hg.) (1992), *Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Schmeiser, Martin (1994), *Akademischer Hasard: Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Schmeiser, Martin (1996), Deutsche Professoren mit bildungsferner Herkunft, *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, 3: 135-183.
- Schmeiser, Martin (1998), Know-how-Verfall. Lebensbilanz eines Physikers, in: Claudia Honegger und Marianne Rychner (Hrsg.), *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*. Zürich: Limmat, 236-245.
- Schmeiser, Martin (2000a), Intergenerationeller sozialer Abstieg in Schweizer Akademikerfamilien: Eine Fallanalyse, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 26 (3): 637-662.
- Schmeiser, Martin (2000b), Bereichsrezension: Biographieforschung. In: *Soziologische Revue* 23(2000)1: 96-100.
- Schöchli, Hansueli (2000), Das Jahr 2000 knüpft an alte Zeiten an. *Der Bund*, 152. Jg., Nr. 57 vom 9. 3. 2000, S. 2.
- Schütz, Alfred (1955), Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. S. 203-255 in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag 1972: Martinus Nijhoff.
- Schütze, Fritz (1976), Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. S. 159-260 in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Kommunikative Sozialforschung*. München: Fink.
- Schütze, Fritz (1981), Prozessstrukturen des Lebensablaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (Hg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissen-*

- schaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg.*  
Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V., 67-156.
- Schütze, Fritz (1983), Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 3(1983): 283-293.
- Schütze, Fritz (1993), Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der sozialen Arbeit. S. 191-221 in: Th. Rauschenbach, F. Ortman, M. E. Karsten (Hrsg.): *Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der sozialen Arbeit.* Weinheim/München: Juventa.
- Schütze, Fritz (1999), Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (Hg.), *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* Opladen: Leske + Budrich, 191-223.
- Schultheis, Franz (1993), Genealogie und Moral: Familie und Staat als Faktoren der Generationenbeziehungen, in: Lüscher, Kurt und Franz Schultheis (Hg.), *Generationenbeziehungen in ›postmodernen‹ Gesellschaften.* Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz, 415-433.
- Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für akademische Berufs- und Studienberatung (AGAB) (Hrsg.) (1994), *Schweizer Studienführer 11. Auflage.* Dübendorf: Verlag SVB.
- Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für akademische Berufs- und Studienberatung (AGAB) (Hrsg.) (1998), *Schweizer Studienführer 12. Auflage.* Dübendorf: Verlag SVB.
- Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für akademische Berufs- und Studienberatung (AGAB) (2000), *Alternativen. Nicht universitäre Ausbildungen für Mittelschülerinnen und Mittelschüler.* Dielsdorf: Lichtdruck AG.
- Segalen, Martine (1993), Die Tradierung des Familiengedächtnisses in den heutigen französischen Mittelschichten, in: Lüscher, Kurt und Franz Schultheis (Hg.), *Generationenbeziehungen in ›postmodernen‹ Gesellschaften.* Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz, 157-169.
- Seidel, Bruno und Siegfried Jenkner (Hrsg.) (1968), *Klassenbildung und Sozialschichtung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sennett, Richard [1998] (2000), *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin: Siedler.
- Siara, Christian S. (1986), *Untypische Statuspassagen: Bildungs- und Berufsfindungsprozesse im 2. Bildungsweg.* Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Siebenhaar, Beat und Alfred Wyler (1997), *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz.* Sankt Gallen: Pro Helvetia.
- Siegenthaler, Hansjörg (1985), Die Schweiz 1850-1914, in: Fischer, Wolfram et al. (Hg.), *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 5: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg.* Stuttgart: Klett-Cotta, 443-473.
- Siegenthaler, Hansjörg (1987), Die Schweiz 1914-1987, in: Fischer, Wolfram et al. (Hg.), *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 6: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart.* Stuttgart: Klett-Cotta, 482-512.

- Siegenthaler, Hansjörg und Heiner Ritzmann-Blickenstorfer (1996), *Historische Statistik der Schweiz*. Zürich: Chronos.
- Silberstein, Fred B. and Melvin Seeman (1959/60), Social Mobility and Prejudice. *American Journal of Sociology* 65: 258-264.
- Singly, François de (1993), Die egalitäre oder inegalitäre Konzeption der elterlichen Zuneigung, in: Lüscher, Kurt und Franz Schultheis (Hg.), *Generationenbeziehungen in »postmodernen« Gesellschaften*. Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz, 171-183.
- Singly, François de (1994), *Die Familie der Moderne: Eine soziologische Einführung*. Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz.
- Solga, Heike (1995), *Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR*. Berlin: Akademie Verlag.
- Soulié, Charles (1997), Ein kompromittierender Erfolg. S. 681-688 in: Pierre Bourdieu et al.: *Das Elend der Welt*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Sorokin, Pitirim (1959) [1927], *Social and Cultural Mobility*. Glencoe: Free Press.
- Stäglin, Rainer (1963), Verfahren zur statistischen Erfassung des sozialen Auf- und Abstiegs. *Soziale Welt* 14: 311-337.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2002), *Datenreport 2002. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Stocker, Eugen (1999), *Bildungsindikatoren Schweiz 1999*. Neuchatel: Bundesamt für Statistik.
- Stonequist, E. V. (1937), *The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict*. New York: Charles Scribner's Sons.
- Straub, Jürgen (1989), *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*. Heidelberg: Asanger.
- Straub, Jürgen (2000), Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die »postmoderne« armchair psychology, *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1(2000)1: 167-194.
- Strauss, Anselm [1959] (1974), *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm L. (1971), *The Contexts of Social Mobility. Ideology and Theory*. Chicago: Aldine Publishing Company.
- Strauss, Anselm (1994), *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirisch soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, Anselm und Juliet Corbin (1996), *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Streeck, Ulrich (1981), Zwischen Drinnen und Draussen: Zur doppelten Orientierung sozialer Aufsteiger, *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 27: 25-44.
- Stuhr, Ulrich, Friedrich W. Deneke (Hrsg.) (1993), *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger Verlag.

- Svalastoga, Kaare (1959), *Prestige, Class and Mobility*. Copenhagen: Gyldendal.
- Textor, Martin R. (1990), Die unbekanntenen Eltern. Adoptierte auf der Suche nach ihren Wurzeln. *Zentralblatt für Jugendrecht*, 77. Jg., Nr. 1, S. 10-14.
- Textor, Martin R. (1993), Inlandsadoptionen: Herkunft, Familienverhältnisse und Entwicklung der Adoptivkinder. S. 41-62 in: René A. C. Hoksbergen und Martin R. Textor (Hrsg.): *Adoption: Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung*. Freiburg: Lambertus.
- Thomas, William I. und Dorothy S. Thomas [1928] (1970), *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York: Johnson Reprint Corporation.
- Tillmann, Robin (1997), *Die Bildungsmobilität in der Schweiz. Ein Beitrag zur Sozialberichterstattung für die Schweiz*. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Tölle, Rainer (1998), Biographie und Kranken-Geschichte in der Psychiatrie. S. 98-110 in: G. Jüttemann und H. Thomae (Hrsg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Toman, Walter (1987), *Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen*. München: Beck (4. Aufl.).
- Vester, Michael (1998), Was wurde aus dem Proletariat? Das mehrfache Ende des Klassenkonflikts: Prognosen des sozialstrukturellen Wandels. S. 164-206 in: Jürgen Friedrichs, M. Rainer Lepsius, Karl Ulrich Mayer (Hrsg.): *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wallerstein, Judith, Sandra Blakeslee (1992), *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeitstudie*. München: Knauer.
- Wallner, Ernst M. und Margret Funke-Schmitt-Rink (1980), *Soziale Schichtung und soziale Mobilität*. Heidelberg: Quelle und Meyer.
- Weber, Max [1904] (1988), Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrg. von J. Winckelmann*. Tübingen; J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (7. Aufl.), 146-214.
- Weber, Max [1922] (1976), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Besorgt von J. Winckelmann*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (5. Aufl.).
- Wernet, Andreas (2000), *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wilensky, Harold L., Hugh Edwards (1959), The Skidder: Ideological Adjustments of Downward Mobile Workers, *American Sociological Review*, 24: 215-231.
- Winckelmann, Johannes (1979), Idealtypus. S. 351-354 in: Wilhelm Bernsdorf (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie. Band 2: Gruppe-Politische Parteien*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993), *Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der ›reflexiven Moderne‹: Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Zöllner, Ulrike (1997), *Die armen Kinder der Reichen: Was macht der Wohlstand aus unseren Kindern?* Zürich: Kreuz (9. Aufl.).

